

Joachim Fest

Staatsstreich

Der lange Weg zum 20. Juli

Siedler

Der deutsche Widerstand gegen Hitler hat ein Symbol: den 20. Juli 1944. Die Gruppen, die ihn ausgemacht haben, unterschiedlich in Herkunft, politischer Überzeugung und Ziel, haben im Attentat Claus Schenk von Stauffenbergs zu einer verbindenden Tat gefunden. Hitler überlebte den Anschlag; die große Zahl der Verschwörer wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet. Und trotzdem war ihr Versuch nicht vergeblich. Der tiefe Schatten, der über den zwölf Jahren des Dritten Reiches liegt, ist dadurch aufgehellt worden.

Der Widerstand hat auch die Rückkehr des Landes in die Welt ermöglicht. Unmittelbar nach dem Krieg hat Winston Churchill, der unnachgiebigste Gegner Hitler-Deutschlands, im britischen Unterhaus erklärt:

»In Deutschland lebte eine Opposition, die zum Edelsten und Größten gehört, was in der politischen Geschichte der Völker je hervorgebracht wurde. Die Männer kämpften ohne eine Hilfe von innen oder von außen, einzig getrieben von der Unruhe ihres Gewissens. . . Ihre Taten und Opfer sind das Fundament eines neuen Aufbaus.«

»Die Verschwörer des Widerstands haben uns in der Nachkriegszeit gefehlt – jeden Tag, bis auf heute. Joachim Fests Buch ist eine menschlich wahrhaft bewegende und historisch erhellende Lektüre.«

Richard von Weizsäcker

»Ein glänzend geschriebenes Buch«

Rudolf Augstein

Inhalt

Vorwort	7
1. KAPITEL Der versäumte Widerstand	13
2. KAPITEL Die Selbstentmachtung des Militärs	42
3. KAPITEL Septemberverschwörung	76
4. KAPITEL Von München bis Zossen	105
5. KAPITEL Vorstöße und Entwürfe	140
6. KAPITEL Tresckow und die Heeresgruppe Mitte	173
7. KAPITEL Stauffenberg	206
8. KAPITEL Vorabend	241
9. KAPITEL Der 20. Juli	258
10. KAPITEL Verfolgung und Ende	294
SCHLUSSBETRACHTUNG: Lohn der Vergeblichkeit	325

Anhang

<i>Abkürzungsverzeichnis</i>	347
<i>Anmerkungen</i>	348
<i>Zeittafel</i>	372
<i>Kurzbiographien</i>	379
<i>Bibliographie</i>	402
<i>Register</i>	409
<i>Bildverzeichnis</i>	415

Vorwort

Zum deutschen Widerstand gibt es inzwischen eine nahezu unübersehbare Literatur, deren Anfänge bis in die späten vierziger Jahre zurückreichen. Damals erschienen von einzelnen Überlebenden wie Fabian v. Schlabrendorff oder Hans Bernd Gisevius Erlebnisberichte und von Ulrich v. Hassell Auszüge aus den hinterlassenen Tagebüchern. Schon 1948 folgte die erste, unterdessen klassisch gewordene Gesamtdarstellung von dem in die Vereinigten Staaten emigrierten Königsberger Historiker Hans Rothfels, deren verdecktes Pathos von der Absicht herrührte, die Siegermächte auf die unbekannte, teils bewusst verschwiegene innerdeutsche Opposition aufmerksam zu machen. Rasch sich ausweitend, kamen in wachsender Zahl die Erinnerungen mittelbar Beteiligter heraus, bald auch erste Deutungsversuche mit vielfach verklärender Tendenz sowie gelehrte Studien, die den Grund für alle weiteren Erörterungen legten. In den sechziger Jahren trat eine Anzahl jüngerer Historiker mit kritischen Untersuchungen vor allem zur Außenpolitik und zum Gesellschaftsbild der beherrschenden Teilgruppen des Widerstands hervor; zugleich wurden auch die ersten gewichtigeren Biographien veröffentlicht. Mit der Intensivierung der Forschung nahm zudem der Umfang der Fragestellungen zu, erfasste bald auch die namenlose Opposition, die vielfältigen Formen politischer und sozialer Verweigerung und erschloss schliesslich mit dem Arbeiterwiderstand neue Themen und Gesichtspunkte.

Inzwischen ist der Strom so breit geworden, dass der Fisch, wie die sprichwörtliche Wendung lautet, dabei ist, in seinen Wassern zu ertrinken. Jedenfalls entschwindet, was der Widerstand in den Jahren des Dritten Reiches war und bedeutete, zunehmend dem öffentlichen Bewusstsein. Auf der leeren Fläche treten einige aufgrund ihrer Medienwirksamkeit herausgegriffene Geschehnisse ins Bild wie die waghalsigidealistische Flugblattaktion der Münchner Studenten um die Geschwister Scholl, die im Gegensatz

zu den Wagnissen anderer Gruppen die Erinnerung für sich einnehmen konnte.

Ähnlich verhält es sich mit dem 20. Juli 1944. Der Staatsstreichversuch dieses Tages ist zwar in seinem äusseren Umriss weithin bekannt, kaum hingegen seine Vorgeschichte, die unterschiedlichen Kräfte, Motive, Hemmnisse und Bestrebungen, die in das Attentat Stauffenbergs einmündeten. Ein Ereignis wie dieses ist indessen immer mehr als Datum und Handlungsverlauf. Erst die Hintergründe erschliessen, was es mit ihm auf sich hat.

Die Öffentlichkeit hat sich mit dem Widerstand gegen Hitler auch in jener eingängigen Gestalt des 20. Juli immer schwergetan und nie hinreichend zur Kenntnis genommen, dass die Existenz einer vergleichsweise breiten Opposition entscheidend dazu beigetragen hat, dem Land die Rückkehr in die Welt zu ebnen. Neben vielen anderen Gründen haben dabei vor allem die aus der obrigkeitsstaatlichen Tradition herstammenden Vorbehalte eine Rolle gespielt, wonach der Widerstand die Schicksalsgemeinschaft der Nation in einem kritischen Augenblick verlassen und Landesverrat verübt habe. Am Beispiel und Verhalten des späteren Generalmajors Hans Oster ist dieser Vorwurf oft und nachdrücklich erhoben worden.¹ Die wissenschaftliche Debatte hat ihn inzwischen fast übereinstimmend abgewiesen, zumal es auf der subjektiven Tatseite bereits an dem erforderlichen Vorsatz fehlte, dem eigenen Land zu schaden. Doch das in überlieferten Denkbildern befangene Gefühl hat sich davon kaum umstimmen lassen.

Vielleicht ist eine andere Erwägung ihm zugänglicher. Die einzige Absicht, die die Verschwörer nach mehreren gescheiterten Umsturzversuchen am 20. Juli noch verfolgten, zielte darauf, soviel Substanz wie möglich vor der unvermeidlich heranrückenden Katastrophe zu retten. Erst seit einiger Zeit sind die Unterlagen zugänglich, die sie nachweislich ins Recht setzen. Eine Denkschrift nennt die Opfer innerhalb der deutschen Bevölkerung, die im Verlauf des Krieges ihr Leben verloren, Wehrmatsangehörige und Zivilisten. Ihre Zahl betrug während der annähernd fünf Jahre zwischen dem 1. September 1939, dem Tag des Kriegsausbruchs, und dem 20. Juli 1944 etwas über 2,8 Millionen. In den kaum zehn Monaten vom 21. Juli 1944 bis zum Ende des Krieges Anfang Mai 1945 hingegen 4,8 Millionen. Noch beklemmender ist der daraus errechnete Durchschnitt der täglichen Opfer vor und nach diesem Datum. In der Zeit bis zu dem Staatsstreich, der Hitler be-

seitigen und den nur durch seinen Starrsinn weitergeführten, ersichtlich verlorenen Krieg beenden sollte, kamen auf den Tag umgerechnet 1'588 Menschen ums Leben, in den wenigen verbleibenden Monaten mehr als das Zehnfache, nämlich 16'641 täglich, auch hier wiederum nur Personen deutscher Staatsangehörigkeit gezählt.²

Hinzu kommt die Zerstörung der Städte, Industrieanlagen, Denkmäler. Vernichtet wurden, meist nach voraufgegangenen und schon von erheblichen Einbussen begleiteten Angriffen, Stuttgart, Darmstadt, Braunschweig, Würzburg, Kiel, Hildesheim, Ulm, Mainz, Dresden und Potsdam. Daneben lief der Luftkrieg gegen die übrigen, durch den inzwischen vollständigen Zusammenbruch der deutschen Luftabwehr schutzlos preisgegebenen Städte nahezu ungehindert weiter. Auch der verheerendste Angriff auf Berlin fand erst Anfang 1945 statt. Insgesamt übertreffen die Bombenkriegsschäden des letzten Drei Vierteljahres ebenfalls die Zerstörungen der fast neunundfünfzig voraufgegangenen Monate beträchtlich – nicht zu sprechen von den ungezählten Opfern sowohl der bis zuletzt weitergeführten Vernichtungspolitik des Regimes als auch des Krieges in den übrigen Ländern.

Eine der Schwierigkeiten, die den verstehenden Zugang zum deutschen Widerstand behindert haben, hat mit dem Stimmengewirr zu tun, das aus ihm herüberdringt. Es macht christliche, sozialistische, einfach nur menschenrechtliche, konservative und sogar reaktionäre Motive hörbar. Nicht zu Unrecht hat man gesagt, einen Widerstand im Sinne einer halbwegs geschlossenen, ideell geeinten Gruppe oder gar Bewegung habe es zu keiner Zeit des Dritten Reiches gegeben.³ Vielmehr umfasst der erst im Nachhinein geprägte Begriff eine grosse Zahl voneinander unabhängiger, oft auch gegensätzlicher Vereinigungen. Einige fanden zusammen, doch vorherrschend bleibt das Bild eines unverbundenen Nebeneinanders. Viele wirkten im verborgenen und brachten es in den historischen Darstellungen bis heute allenfalls zu einer Randnote wie beispielsweise der sogenannte Solf-Kreis, eine Art Hilfsgemeinschaft für Verfolgte, die Gruppe Stuermer oder der aus dem revolutionär linken und rechten Lager der Weimarer Republik gebildete Zusammenschluss um den ehemaligen Freikorpsführer «Beppo» Römer, dessen Ausdehnung daran erkennbar wird, dass in den Prozess vor dem Volksgerichtshof 1942/43 annähernd einhundertfünfzig Personen verwickelt waren. Am linken Ende des Spektrums und anfangs sogar die Widerstandsszene beherrschend tauchen Vereinigungen auf wie «Neu Begin-

nen», «Sozialistische Front», «Internationaler Sozialistischer Kampfbund (ISK)» oder die Gruppe Saefkow sowie vor allem der Kreis um den jungen Luftwaffen-Oberleutnant Harro Schulze-Boysen, der sich Anfang der vierziger Jahre mit Arvid und Mildred Harnack und deren Freunden verband und fortan unter dem von der Gestapo geprägten Sammelbegriff «Rote Kapelle» geführt wurde.⁴

Lediglich drei Widerstandsgruppen haben sich im Lauf der Jahre enger zusammengeschlossen und die einzigen das Regime gefährdenden Vorhaben entwickelt: die konservative Gruppe um den ehemaligen Leipziger Oberbürgermeister Carl Goerdeler und den zurückgetretenen Generalstabschef Ludwig Beck, sodann der von christlich-sozialistischen Motiven bestimmte «Kreisauer Kreis» des Grafen Helmuth v. Moltke sowie der militärische Widerstand. Dazwischen bewegte sich eine Anzahl von Einzelgängern, Anwälten, ehemaligen Gewerkschaftsführern, Personen aus der Wirtschaft, dem kirchlichen Bereich oder dem staatlichen Apparat. Manche bildeten, nicht selten mit dem stillschweigenden Einverständnis ihrer Vorgesetzten wie des Abwehrchefs Admiral Wilhelm Canaris oder des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt, Ernst v. Weizsäcker, in ihren Ämtern regelrechte Widerstandszellen. Der in der Abwehr tätigen Gruppe fiel für einige Zeit sogar eine Art oppositioneller Führungsrolle zu.

Dieser Widerstand, der in seinen Beweggründen fassbar ist und in den Zielen und Erfolgsaussichten weiterkam als alle übrigen Aktivitäten gegen das Regime, hat in einem Symbol Ausdruck gefunden. Denn nichts anderes bedeutet der 20. Juli 1944, und nichts anderes war er nach der Absicht der meisten Verschwörer. Der lange Weg dorthin, die inneren Spannungen und Rückschläge, die ihn begleiteten, auch seine Vergeblichkeiten, sind der Gegenstand dieses Buches.

Der Einwand liegt nahe, dass dieser Widerstand schon bisher das nachdrücklichste Interesse auf sich gelenkt und, wie gelegentlich behauptet wird, den anderen Oppositionsgruppen entzogen hat. Umso verblüffender bleibt die Tatsache, dass in der buchstäblich nach Hunderten von Titeln zählenden Literatur keine neuere, Erzählung und Analyse verbindende Darstellung dieser Hauptlinie des Widerstands auftaucht. Am ehesten lässt sie sich noch aus so hervorragenden Biographien wie der von Christian Müller über Stauffenberg herauslesen. Zur Sache selbst gibt es die bewundernswürdigen, von einem beispielhaften Forscherfleiss zeugenden Arbeiten von Peter Hoffmann, die den detailreichsten und solidesten Grund für jede Be-

schäftigung mit dem Thema gelegt haben; es gibt so herausragende Studien wie die von Klaus-Jürgen Müller über «Das Heer und Hitler», von Ger van Roon über den «Kreisauer Kreis», die Abhandlungen von Helmut Krausnick, Hermann Graml, Hans Mommsen und vielen anderen, die unsere Kenntnisse über diesen Gegenstand entscheidend vorangebracht haben. Doch sie alle wenden sich an den begrenzten Kreis der Fachleute.

Dieses Buch richtet sich an ein breiteres, historisch interessiertes Publikum. Sein Ehrgeiz zielt weniger darauf, einzelne neue Tatsachen zu vermitteln. Vielmehr berichtet es, gestützt auf den derzeitigen Forschungsstand, eine alte Geschichte. Sie handelt von Irrtum, Schwäche, Überwindung, Widerspruch und Untergang, dargestellt an einem Vorgang aus der jüngeren Geschichte. Er ist erfüllt von politischen und menschlichen Dramen, die in der strengen wissenschaftlichen Beschäftigung womöglich dem Blick entschwinden, und neu daran ist vor allem der Zusammenhang, in dem sie hier erscheinen.

Der Öffentlichkeit ist mit dem dramatischen Gesamtbild, das von diesem Geschehen so unablässig ist, auch das Vermächtnis des Widerstands abhandelt gekommen. Es liegt nicht in den politischen Vorstellungen, die ihn leiteten. Sondern in den Einsichten, die er wie alle überlieferungswerte Geschichte in das Denken und Tun von Menschen in äussersten Konfliktlagen gibt. Dass diejenigen, von denen dieses Buch berichtet, nach vielen vergeblichen Anläufen scheiterten, macht sie und ihr Beispiel nicht weniger erinnerungswürdig.

Der versäumte Widerstand

Zur Geschichte des Widerstands gehört die Erfahrung der Ohnmacht, mit der alles begann. Die nach dem Ende der zwölf Jahre oft gestellte Frage, wie Hitler sichtlich mühelos, in einem einzigen, nahezu ungehinderten Anlauf die Macht erobern und zu einem System unumschränkter Herrschaft erweitern konnte, hat schon die Mitlebenden beschäftigt. Es war gerade nicht, wie die Mehrzahl der geschlagenen Gegner später ins Feld geführt hat, der rücksichtslose Einsatz der Gewalt, wie unausgesetzt Terror und Einschüchterung auch als Drohung gegenwärtig waren. Hellsichtige Kritiker des Parteienstaats von links bis rechts haben schon vergleichsweise früh die weit komplexeren Ursachen des Geschehens erfasst und statt von Überwältigung von einer grossen Kapitulation gesprochen. Selbstlähmung und Kurzsichtigkeit der demokratischen Kräfte waren ebenso bedeutsam wie auf Seiten Hitlers das Zusammenspiel aus taktischen und psychologischen Eingebungen. Sie verbanden sich mit seiner Fähigkeit, als die Kraft aufzutreten, der historisch die Stunde gehörte.

Am Anfang steht, dass Hitler nicht als Usurpator die Herrschaft an sich gerissen hat. Vielmehr hatte er sich geduldig, unter Inkaufnahme zahlreicher Rückschläge, lange im Hintergrund gehalten und auf den Ruf gewartet der es ihm erlaubte, als «Retter» vor einem in tausend Ausweglosigkeiten verstrickten parlamentarischen System die Szene zu betreten. Die Weimarer Parteien waren längst zu bewegungsunfähigen, der Eigensucht weit mehr als dem staatlichen Ganzen verpflichteten und in alten ideologischen Grabenkämpfen erstarrten Gebilden geworden. Ihre Verantwortung zu Regierungsbildung und Gesetzgebung hatten sie schon vor Jahren an den Präsidenten und sein Notverordnungsrecht abgetreten, und es war gerade Hitlers Versprechen einer Rückkehr zur parlamentarischen Praxis gewesen, das Hindenburg nach langem Zögern dazu gebracht hatte, dem Führer der Na-

tionalsozialisten die Kabinettsbildung zu übertragen. Als Kanzler einer Koalition mit der Deutschnationalen Volkspartei wurde ihm am Vormittag des 30. Januar 1933 die Regierung übergeben.

Niemand hat damals zu erklären vermocht, wie es doch noch dazu hatte kommen können. Hitler selber hat von einem «Wunder» gesprochen und seine Berufung als Werk «göttlicher Fügung» gedeutet.¹ Knapp drei Monate zuvor hatte er die erste empfindliche Wahniederlage seiner Aufstiegs-geschichte erlitten und über zwei Millionen Stimmen eingebüsst, zwei Monate zuvor die zerbrechende Partei nur mit Hilfe eines dramatischen Auftritts und anschliessender Selbstmorddrohung wieder zusammengezwungen, und erst vier Tage lag es zurück, dass der Reichspräsident v. Hindenburg dem Chef der Heeresleitung, General v. Hammerstein, versichert hatte, «er dächte gar nicht daran, den österreichischen Gefreiten zum Wehrminister oder Reichskanzler zu machen». Aber eine «Mischung von Korruption, Hintertreppe und Günstlingswirtschaft», wie schon einer der Zeitgenossen erkannte,² auch von Ehrgeiz und Vergeltungssucht, hatte die überraschende Wende herbeigeführt.

Es war wie ein Symbol alles Kommenden, dass Hitlers Gegner sich schon am Tage der Ernennung erstmals überspielen liessen. In den Abendstunden des 30. Januar sassen einige verspätete Parlamentarier im Reichstag zusammen. Noch unsicher, verloren sie sich in ausgedehnten Erörterungen über das Geschehen des Vormittags und dessen Folgen, als vom dunklen Tiergarten her Bewegung und Unruhe wie bei einer Massenprozession hörbar wurden. Draussen zogen Menschenmengen in grossen und kleinen Gruppen an dem Gebäude vorbei zum Brandenburger Tor hinüber. «Jugend, nichts als Jugend», beobachtete der bayerische SPD-Abgeordnete Wilhelm Hoegner, alle auf dem Weg zum Fackelzug, dessen unruhiges Licht das weite Gelände um das Brandenburger Tor, die «Linden» hinunter und zur Wilhelmstrasse hin erhellte und den Himmel rötlich färbte: Tausende von eilig aufgebotenen Uniformierten in Marschordnung und Massen von Schaulustigen an den Strassenrändern. «Wir dagegen», schrieb Hoegner später, «schlichen müde und zerschlagen von den Aufregungen dieser Tage im Dunkeln dahin.»³

Wie in Berlin war es in Dutzenden anderer Städte: «reine Faschingsstimmung», wie Harry Graf Kessler notierte. Überall Umzüge, Musikkapellen, Fahnen und Massentrubel, obwohl sich nicht mehr ereignet hatte als ein Regierungswechsel wie andere auch. Und dennoch spürte jeder, dass sich

alles änderte. Eine Welle der Erwartung, von Hoffnungen durchsetzt bei den einen und von Ängsten bei den anderen, ging über das Land hinweg. Schon in seiner Rundfunkansprache vom Abend des 1. Februar griff Hitler diese Empfindungen auf und führte im Ton staatsmännischer Zurückhaltung alle Beschwerden an, unter denen die Menschen litten. Er ging auf den «Verrat vom November 1919» ein, auf das «Bild herzerbrechender Zerrissenheit» im Lande, auf Hass und Chaos und hielt den Selbstblockaden des Parteienstaats die innere «Einswerdung» entgegen. Er sprach von Würde, Ehre, Tradition, Familie und Kultur, versicherte der Nation, die sich von aller Welt herumgestossen und den Demütigungen der Siegermächte ausgeliefert glaubte, den Stolz von einst zurückzugeben, und rief am Ende Gottes Segen an.

Doch noch dauerten bei einer Mehrheit der Bevölkerung die Vorbehalte fort. Zuviel war während der zurückliegenden Jahre in wilden Reden gesagt, mehr noch in blutigen Auseinandersetzungen getan worden, als dass sich diejenigen, die dem neuen Mann feindlich oder auch nur reserviert gegenüberstanden, schon beruhigten. Zugleich war die Republik nicht ohne Anhang. Sie hatte vertrauenswürdige Anwälte in allen Parteien der Mitte, vor allem bei den Sozialdemokraten, in den Gewerkschaften, in Reichsbanner und Eiserner Front, den beiden militanten, demokratischen Wehrorganisationen gegen die Gewalt von links bis rechts. Allein die Eiserner Front verfügte über dreieinhalb Millionen Mitglieder, von denen 250.000 den sogenannten Schutzformationen angehörten, bewaffneten und ausgebildeten Einheiten, die regelmässig Felddienstübungen veranstalteten. Und die einen wie die anderen warteten nun auf das Einsatzzeichen gegen «die Regierung der Staatsstreichdrohung».

Doch das Zeichen blieb aus, wie sehr die Unterverbände und zahllose einzelne Mitglieder aus dem ganzen Land die Führung auch bestürmten. Natürlich wirkten Schwäche, Ängstlichkeit und Verantwortungsbewusstsein dabei mit. Aber mehr noch war es Hitlers Taktik, die allen Abwehrwillen im Lager der Republik zerbrach. Denn deren Verteidiger hatten stets mit einem Staatsstreich des Führers der Nationalsozialisten gerechnet und sich nur darauf vorbereitet. Die Erfahrungen seines Aufstiegs jedoch, insbesondere die unvergessene Lehre des gescheiterten Putschversuchs vom November 1923, hatten Hitler längst von allen offen gewaltsamen Lösungen abgebracht. Und noch viel weniger war er seit seiner verfassungsgemässen Berufung zum Kanzler bereit, sich die Blösse des Putschisten zu geben. Die

Die beträchtlichen Kräfte, die ihm gerade in den demokratischen Wehrverbänden gegenüberstanden, die abwartende Haltung der in allem inszenierten Jubel sichtlich zögernden Bevölkerungsmehrheit, auch die notwendige Rücksicht auf die Macht des Reichspräsidenten und der Reichswehr haben ihn vielmehr veranlasst, bei dem bewährten Kurs scheinbarer Gesetzestreue zu bleiben und die Machteroberung unter dem Mantel der Legalität voranzutreiben. Später sollte man sagen, die Republik stellte sich nicht, sondern stand nur einen Augenblick lang starr und ratlos diesem unvermuteten Angriff gegenüber und hörte dann einfach auf.

Schon Hitlers Eröffnungszug im Spiel um die Macht hat nicht nur seine erklärten Gegner verwirrt, sondern weit in alle Schichten und gesellschaftlichen Gruppen hineingewirkt und die tausend Bedenken, die ihm anfangs entgegenschlugen, entscheidend geschwächt oder gar ausser Kraft gesetzt. Auch gab es keine Präzedenzfälle für eine Staatseroberung auf legalem Wege. Die gesamte klassische Widerstandsliteratur bis zurück zur Antike hatte sich durchweg am Bild gewaltsamer Herrschaftsaneignung orientiert. Auf eine scheindemokratische und buchstabengetreue, wenn auch dem Geist der Verfassung hohnsprechende Eroberung staatlicher Macht war sie ohne Antwort. Gerade die Tatsache, dass die verfassungsmässigen Fassaden stehenblieben, obgleich sie nur dazu herhielten, der tiefgreifenden Umwälzung aller Verhältnisse eine Art Deckung zu bieten, hat das Urteil der Zeitgenossen über Recht und Unrecht des Regimes, Loyalität und Widerstand hoffnungslos durcheinandergebracht.

Die dem Begriff wie der Sache nach höchst paradoxe Idee der «Legalen Revolution» hat indessen nicht nur die Gegner gelähmt und Hitlers eigene Verbündete über seine Absichten getäuscht. Ebenso folgenschwer war ihre Wirkung auf die Beamtenschaft, die den trotz aller unübersehbaren Ausschreitungen im ganzen gesetzlichen Charakter dieser Umwälzung mit Genußnahme vermerkt hat. Dankbar, von dem inneren Zwiespalt, wie ihn jede revolutionäre Lage mit sich bringt, verschont zu bleiben, haben die Beamten sich und ihren Sachverstand dem Regime von Beginn an bereitwillig zur Verfügung gestellt, so dass es bruchlos über den gesamten Apparat der staatlichen Bürokratie gebot. Gewiss gab es gerade in ihren Reihen starke, aus alten obrigkeitstaatlichen Traditionen herstammende antidemokratische Vorbehalte. Aber erst der legale Schein hat sie auf die Seite der neuen



Schon am Tag nach dem Reichstagsbrand vom 27. Februar 1933 erschienen Hitler und Papen beim Reichspräsidenten und legten ihm eine vorbereitete Notverordnung «zum Schutze von Volk und Staat» vor. Sie schaffte alle wesentlichen Grundrechte ab und war die wichtigste gesetzliche Basis des Regimes überhaupt. Sie ersetzte den Rechtsstaat durch den permanenten Ausnahmezustand. Zu dem englischen Journalisten Senfton Delmer bemerkte Hitler kurz darauf, er «brauche keine Bartholomäusnacht» mehr. Mit dieser Notverordnung könne er «alle Staatsfeinde anklagen und legal verurteilen».

Bei dieser Aufnahme vom Morgen des 28. Februar handelt es sich möglicherweise um eine zeitgenössische Fälschung; Flammen und Rauch wurden in das Bild hineinretuschiert. Dem Polizeibericht nach war das Feuer bereits eine halbe Stunde nach Mitternacht unter Kontrolle.

Machthaber geholt oder jedenfalls einen Zweifel an der Rechtmässigkeit des Machtergreifungskurses im Grunde gar nicht erst aufkommen lassen. Bezeichnenderweise sind schon die Notverordnung vom 28. Februar 1933, die nach dem Reichstagsbrand fast alle wichtigen Bürgerrechte beseitigte, sowie das Ermächtigungsgesetz, das Hitler von der legislativen Mitwirkung des Reichstags befreite, von loyalen, dem Nationalsozialismus zunächst keineswegs ergebenen Beamtenstäben vorbereitet und ausgearbeitet worden. Nicht anders verhielt es sich mit der Folge der weiteren Gesetze, die den Verfassungsstaat dann Schritt für Schritt zerstörten.

Vervollständigt wurde die Taktik der «Legalen Revolution» jedoch erst durch den anderen Einfall, die Eroberung der Macht zugleich als «Nationale Erhebung» zu deklarieren. Weit über das Bürgertum hinaus hat diese zweite Formel, nach all der nationalen Verschämtheit der Weimarer Republik, wie ein Signal der Selbstbefreiung gewirkt. Ihr war es wesentlich zuzuschreiben, dass die mit vehementem Egoismus vorangetriebene Einrichtung der Nationalsozialisten in der Macht auf keinen nennenswerten Widerstand stiess, sondern als überparteilicher Aufbruch der so lange zerrissenen und endlich zusammenfindenden Nation gefeiert wurde. Das Ineinander des einen mit dem anderen hat, immer im Verein mit einer pausenlos veranstalteten, plebiszitären Stimmungsmache, zu jenem Umschwung der Gefühle geführt, der es Hitler allmählich ermöglichte, den Mantel der Gesetzestreue abzuwerfen und eine Legitimität aus eigenem Anspruch zu gewinnen.

Hinzu kam, dass er seinen Gegnern keine Zeit zur Besinnung und Formierung ihrer Kräfte bot. Die überfallartige Dynamik, mit der er von Beginn an in die innersten Herrschaftsbezirke einbrach, Schlag auf Schlag die Schlüsselstellungen besetzte oder machtpolitisch so entleerte, dass nur noch die dekorative Hülse übrigblieb, alles handstreichartig und wie überstürzt, aber doch einem strategischen Gesamtkonzept folgend, hat die Gegenkräfte tief entmutigt. Um einen Eindruck von der überrennenden Wucht dieses Prozesses zu gewinnen, genügt der Blick auf das faschistische Italien. Denn Mussolini benötigte annähernd sieben Jahre, ehe er über jene Machtfülle gebot, die Hitler innerhalb weniger Wochen errungen hatte. Und selbst dann noch war ihm das uneinnehmbare Widerlager von König und Monarchie im Wege, das trotz aller Schwächen als jene alternative Legitimität bereitstand, für die es in Deutschland kein Gegenstück gab.

Man wird der Mühelosigkeit, mit der Hitler die Macht errang, aber nicht gerecht, wenn man die politische Erschöpfung jener demokratischen Kräfte ausser Acht lässt, die sich in vierzehn Jahren einer ungeliebten, von Unglück zu Unglück weiterstolpernden Republik hoffnungslos zermürbt hatten. Die Mehrzahl der gestern noch so machtvoll wirkenden Repräsentanten dieses Staates, Otto Braun beispielsweise, der «rote Zar von Preussen», sein Innenminister Karl Severing, der über die bestgerüstete Polizei des Reiches gebot, die Führer des Reichsbanners und viele andere, die wieder und wieder versichert hatten, nur der Gewalt zu weichen, packten, zum Teil noch bevor die Gewalt erschien, einfach ihre Sachen, um entnervt das Feld zu

räumen. Nie ist die Republik den Verdacht ganz losgeworden, ein Staat auf Abruf zu sein. Schon ihre Entstehung aus einer unvermuteten Niederlage mitsamt dem moralischen Verdikt über das besiegte Land hat ihr die innere Zustimmung grosser Teile der Bevölkerung vorenthalten. Der Abstand wuchs noch angesichts der bürgerkriegsähnlichen Zustände während ihrer Anfangsjahre, führte über die Inflation von 1923 mit der Verarmung der staatsreuen Mittelschichten zu weiterer Entfremdung, bis nach einer kurzen Atempause die Weltwirtschaftskrise einbrach und Chaos, Führungslosigkeit und Massenelend das gewohnte Bild geordneter Staatlichkeit geradezu umstülpten. Die unausgesetzte Folge von Schicksalsschlägen hat auf allen Seiten das Bewusstsein verbreitet, dass eine Ordnung wie diese nicht dauern könne.

Das Empfinden der Vorläufigkeit galt indessen nicht nur für die unter besonderen Belastungen ins Leben getretene Republik von Weimar. Eine weit über Deutschland hinausreichende Zeitströmung sah in der parlamentarischen Demokratie zunehmend eine Staatsform ohne Zukunft. Solche Totsagetheoreme stiessen insbesondere in jenen Ländern auf Widerhall, in denen der bürgerliche Verfassungsstaat nicht in Geschichte, Tradition und Lebensform verankert war: Wo immer, quer durch Europa, den erst wenige Jahre zuvor mit so viel Befreiungshoffnung begründeten liberalen Systemen nicht bereits die Gedenksteine aufgerichtet waren, hatte man doch begonnen, ihre Gräber auszuwerfen. Daran anknüpfend, wusste Hitler glauben zu machen, dass mit ihm ein neuer Tag der Geschichte beginne, und es war diese nie erschütterte Zuversicht in die eigene Mission, die auf die orientierungslosen, von Angst und Depression heimgesuchten Massen eine ungemein suggestive Wirkung ausgeübt hat.

Seine Gegner hatten dem wenig entgegenzusetzen. Zerstritten, unfähig zur Sammlung ihrer Kräfte und schon lange mit dem Gefühl vertraut, zur Ohnmacht bestimmt zu sein, sahen viele sich in den resignativen Stimmungen jenes Frühjahrs 1933 von dem Gedanken erfasst, nicht nur von einem übermächtigen Gegner, sondern «von der Geschichte selber» besiegt worden zu sein. Gerade diese der deutschen Geistes-tradition entstammende und folglich weithin einleuchtende Überlegung hat auf ihre Weise Hitlers Absichten vorgearbeitet und seinem inneren Eroberungszug den Charakter schicksalhaften Ernstes gegeben. Zugleich lieh sie ihm auch die Weihe ei-

nes höheren, jetzt zum Zuge kommenden Prinzips, gegen das aller Widerstand vergeblich schien.

Hochgetrieben und begleitet wurden solche Stimmungen von einer betäubenden Propaganda, in deren Anwendung sich die Nationalsozialisten allen Konkurrenten überlegen wussten. Nicht zuletzt deshalb hatte Hitler die Regierungsbildung mit der Forderung nach Neuwahlen für den Reichstag bis an den Bruch geführt. Denn ein Wahlkampf räumte ihm die Möglichkeit ein, den ganzen demagogischen Einfallsreichtum seiner Propaganda-Fachleute, noch dazu gestützt auf die staatlichen und jetzt auch unvergleichlich reicheren finanziellen Mittel, auszuspielen. Wie niemand sonst erkannten sie zugleich die Möglichkeiten, die das neue Medium Rundfunk bot, und rissen es unverzüglich an sich. Aufgrund des Einflusses, über den die Regierung in der Reichsrundfunkgesellschaft verfügte, konnten sie durchsetzen, dass alle Wahlreden von Kabinettsmitgliedern übertragen werden mussten, und Goebbels selber begleitete jeden Auftritt Hitlers mit meist getragen einsetzenden, pseudoreligiös durchwirkten und am Ende in den apothetischen Taumel ausbrechenden Reportagen: «Die Menschen stehen und warten und singen mit erhobenen Händen», kündigte er einmal das Erscheinen Hitlers an. «Man sieht nur Menschen, Menschen, Menschen... das deutsche Volk, das vierzehn Jahre lang geduldet und gelitten und geblutet hat. Das deutsche Volk, das sich jetzt erhebt und das dem Führer, dem Reichskanzler des neuen Reiches, zujubelt und zuruft.. .»*

Auf die wegfegende Verve dieses Propagandatumults hatten seine Gegner keine Antwort. Anfang Februar riefen Sozialdemokraten, Eiserne Front und Reichsbanner zu einer Grosskundgebung in den Berliner Lustgarten. Sie war als eine Art Antwort auf das Umzugsspektakel vom 30. Januar gedacht und zog tatsächlich noch einmal gewaltige Massen an. Aber die Reden offenbarten nur die Verlegenheit der Führung, Kleinmut und Unentschlossenheit, so dass die Menge teilnahmslos blieb, ehe sie enttäuscht und wie nach einer Abschiedsveranstaltung in regellosen Haufen auseinanderlief. Dagegen hafteten die zukunftsgewissenen, von einem lärmenden Optimismus erfüllten Auftritte der Nationalsozialisten lange im Gedächtnis, und es waren keineswegs allein die rhetorischen Einsätze, die den dauerhaften Eindruck machten. Viel nachhaltiger wirkten die symbolischen Formen, durch die sie den Gegensatz zu allem Vergangenen und das Pathos des Neubeginns herauskehrten. Den chaotischen Schreckbildern aus den gerade zurückliegenden Jahren stellten sie das Aufgebot geschlossener Kolonnen

entgegen, Ordnungsgepränge und Fahnenmeere, und verwandelten die Politik überhaupt in Liturgie und grosses Ritual.

Zugleich setzten sie auf Gewalt, und den Anfang machte das weitaus grösste Land, Preussen. Durch eine Notverordnung, die am 6. Februar ergangen war, erhielt der Ministerpräsident Hermann Göring freie Hand und begann unverzüglich, Politiker wie Beamte nach Gutdünken aus ihren Ämtern zu werfen. Noch im Verlauf des gleichen Monats wurden die Polizeipräsidenten in vierzehn Grossstädten abgelöst, ferner Regierungspräsidenten, Landräte und Ministerialbeamte. Das Muster war auf allen Ebenen nahezu das gleiche. Massen von Parteimitgliedern wurden als Vertreter des seiner selbst nicht mehr mächtigen Volkszorns aufgeboten, dann die öffentliche Sicherheit als gefährdet hingestellt und anschliessend ein Amtswalter oder SA-Führer, der meist keinerlei Verwaltungserfahrung besass, zum kommissarisch beauftragten Nachfolger bestellt. Auf diese Weise stiess man im nächsten Schritt nicht genehme Bürgermeister aus dem Amt sowie schliesslich, einen nach dem anderen, die Ministerpräsidenten in den Ländern.

Am 22. Februar ernannte Göring Einheiten der SA, SS und des deutschnationalen Wehrverbandes «Stahlhelm» zu Hilfspolizisten und gab damit das Signal zu einem Ausbruch täglich neuer Schlägereien, Verhaftungsaktionen, Schiessgefechten und Verwüstungen von Wohnungen, Parteibüros oder Zeitungsredaktionen. Die sozialistischen Affekte der braunen Bürgerkriegstruppe machten sich überdies in «antikapitalistischen» Terrorakten gegen Banken und Börsenvorstände Luft. Besondere «Fangtrupps» der SA spürten «Staatsfeinde» auf und prügeln, quälten oder erpressten sie in Bunkern und sogenannten «Heldenkellern». Allein in Berlin gab es fünfzig solcher Folterstätten,⁵ und es war um diese Zeit, dass der erste Leiter des Geheimen Staatspolizeiamtes, Rudolf Diels, mit seiner Behörde in eine ehemalige Kunstgewerbeschule in der Prinz-Albrecht-Strasse 8 einzog, die bald zu einer der Schreckensadressen des Regimes wurde. Neben der SA begann auch er, politische Gegner festzusetzen. Binnen kurzer Zeit boten die Gefängnisse nicht mehr hinreichend Platz, so dass man die Inhaftierten in eigens eingerichteten Lagern unterbrachte, für die sich rasch der Begriff «Konzentrationslager» einbürgerte.

Die in der grossen Mehrheit nicht betroffene Bevölkerung nahm diese offenen Unrechtsakte mit kaum begreiflichem Gleichmut hin, wie sehr dabei auch die Draperien des Legalitätskurses zerrissen. Man kann ihre Unge-

rührtheit schwerlich verstehen, wenn man die demoralisierenden Wirkungen der mehr als drei Jahre anhaltenden Wirtschaftskrise und des Massenelends nicht berücksichtigt, die zermürbenden Nöte eines Daseins zwischen Arbeitsamt, Wärmehalle und Armenküche. Hinzu kam, dass der Terror der SA-Banden diejenigen nicht sonderlich zu schrecken vermochte, die seit Jahren und auf allen Strassen den Bildern regelloser Gewalt begegnet waren. Das öffentliche Bewusstsein, das der konfusen, schon lange nicht mehr beherrschbar erscheinenden Zustände überdrüssig war und nach wiederhergestellter Autorität verlangte, deutete sie als Ausdruck einer in den Agonien von Weimar zu lange vermissten Energie. Viele sahen darin sogar eine letzte Chance für jenen durchgreifenden Wandel, der einzig noch Rettung versprach. Der Parteienstaat jedenfalls war abgetan. Die präsidentialen Regime der zurückliegenden Jahre hatten die Menschen ohnehin an eine Regierungspraxis der verstärkten, von parlamentarischen Einreden kaum noch behinderten Staatsmacht gewöhnt.

Das Ausbleiben jedes halbwegs wirksamen Widerstands war darüber hinaus auf Hitlers rasch erlernte und bald ingenieus eingesetzte Taktik der gebrochenen Gefühle zurückzuführen. Alle Schritte waren ebenso wie seine Willkür- und Überrumpelungsakte so angelegt, dass der eine Teil der Bevölkerung stets Anlass hatte, ihm dankbar zu sein, während die Erwartungen des anderen Teils enttäuscht wurden. Oft ging der Riss sogar durch ein und dieselbe Person, wie die Reaktionen überhaupt weitaus schwankender, verblüffter, widersprüchlicher waren, als es im Rückblick erscheint. Viele sahen in dem, was geschah, ein ums andere Mal ihre Hoffnungen erfüllt und zugleich zerschlagen. Mit den Ängsten verhielt es sich ebenso.

Hitler entsprach mit dieser Taktik ganz dem Erwartungsmuster einer schroff pluralistischen, in viele unversöhnliche Interessen, Ideologien und andere Gegensätze zerspaltenen Gesellschaft. Das zeigte sich schon während der alsbald einsetzenden Jagd auf die Kommunisten, deren Verfolgung und oft an der Justiz vorbeigelenkte Inhaftierung zwar politisch meist gebilligt wurde, aber doch das Rechtsbewusstsein beunruhigte; es wiederholte sich, unter freilich veränderten Voraussetzungen, beim Boykott jüdischer Geschäfte und Warenhäuser am 1. April und fand seinen rücksichtslosesten Ausdruck im Verlauf des sogenannten Röhmputschs vom Sommer 1934, als Hitler sich den wachsenden Unmut der Bevölkerung gegen das Rowdytum der SA-Horden zu eigen machte und zum Erschrecken vieler

die Gelegenheit nutzte, gleichzeitig eine Anzahl missliebiger Gegner aus dem Weg zu räumen.

Schliesslich hatte die reaktionslose Hinnahme der zahllosen Gewaltakte und Übergriffe, die den Machteroberungsprozess mitten in ein Spannungsfeld zwischen Legalität, Anarchie und gezielter Willkür stellten, auch mit den immer verbreiteten Anpassungsbedürfnissen zu tun. Desgleichen mit eingewurzelten Ordnungs- und Identifikationssehnsüchten, die jetzt wieder machtvoll hervorbrachen. Und natürlich herrschten, wie immer in Zeiten radikaler Umbrüche, Opportunismus und Postengier vor: Im Begriff des «Märzgefallenen» ist das schon in den ersten Wochen einsetzende, massenhafte Überlaufen ins Lager der neuen Machthaber ironisch festgehalten.

Abgerundet wird das Bild durch eine weitere Beobachtung. Eine der auffälligsten Begleiterscheinungen jenes halben Jahres ist das tiefe Verlangen nach Zugehörigkeit, nicht zuletzt im intellektuellen Milieu. Angesichts der allgemeinen Verbrüderungsstimmung wurden viele sich der dünnen Lebensluft in ihren Büros, ihren Kanzleien und Studierstuben bewusst und begannen, Anschluss an die historische Volksbewegung «unten auf den Strassen» zu suchen, um Nähe, Wärme und in alledem ein neues dumpfes Glück zu finden. Zu den seltsamen Gemeinplätzen jener Zeit, die bald mehr und mehr die Köpfe ergriffen, zählte jedenfalls, dass man nicht «abseits stehen» dürfe und «sich einordnen» müsse auf dem Weg, den die Nation jetzt antrat. Zwar wusste niemand zu sagen, wohin dieser Weg ging. Dass er jedoch fort von Weimar führen würde, wusste und wollte nahezu jeder.

Das alles deutet die taktischen und psychologischen Kunstgriffe an, mit deren Hilfe Hitler die Eroberung der Macht vorantrieb. Darüber hinaus gab es aber auch, was Fritz Stern die «Versuchung» des Nationalsozialismus genannt hat.⁶ Sie fand den einen Ausdruck im Versprechen nationaler Wiedergeburt mitsamt der Revision des Versailler Vertrags sowie in der Anpreisung des starken Staates, dies alles durchsetzt von klingenden Beteuerungen der Tradition, des eigenen kulturellen Grundes sowie nicht zuletzt der christlichen Werte, die in den rhetorischen Auftritten Hitlers während jener Zeit ein ums andere Mal ihre Schuldigkeit tun mussten.

Daneben umgab die Bewegung ein im Einzelnen schwer fassbares sozialistisches Ideengemenge, auf das sich mindestens ebenso viele Erwartungen

richteten. Wie tief der Bruch auch reichen mochte, den die Weimarer Republik zum Vergangenen markierte, hatte sie doch enger am Gewesenen festgehalten, als ihr guttun konnte. Zeit ihrer Dauer zahlte sie für die von den Nachkriegswirren 1918 bis 1920 verhinderte gesellschaftliche Revolution und alles das, was sie an Relikten aus der Kaiserzeit mitschleppte. Nicht nur auf der Linken, sondern bis weit ins konservative Bürgertum hinein gab es ein Bewusstsein zahlreicher unerledigter Sehnsüchte und wie sehr die Gesellschaft einer womöglich revolutionären Veränderung bedurfte. Gerade die ebenso verschwommene wie radikale Programmatik der Hitlerbewegung hat ihr Teil dazu beigetragen, diese Erwartungen zu bestärken. Dazu zählte neben manchen auch ins Abseitige reichenden Vorstellungen vor allem das Verlangen nach einer grösseren Durchlässigkeit der gesellschaftlichen Trennlinien, nach Aufstiegschancen für neue Eliten sowie nach sozialer Gerechtigkeit, und wie jede Massenbewegung der Geschichte verdankte die Partei diesen von allen Seiten herandrängenden Erneuerungswünschen einen Teil ihrer Dynamik.

Mit solchen begierig aufgenommenen Motiven kam sie dem Gefühlssozialismus der Deutschen entgegen. Und wie gross die Unterschiede zum Sozialismus der traditionellen Linken auch sein mochten, entstammte der Sozialismus der NS-Bewegung doch der gleichen geistigsozialen Krisenstimmung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zwar berief er sich, anders als jener, nicht auf ein humanes Geisteserbe. Indes zielte auch er auf eine durchgreifende Egalisierung der Gesellschaft und auf eine Brüderlichkeit, für die er den Begriff der Volksgemeinschaft erfunden hatte. Die Freiheit verwarf er, weil die Tendenz der Zeit dagegenstand, die nach Bindung und Einordnung rief; dafür versprach er Sicherheit sowie die Verbesserung der Lebenswelt gerade für die Arbeiterschaft und das Kleinbürgertum: all das, was sich später in Siedlungsvorhaben, Gemeinschaftswerken oder dem Programm «Schönheit der Arbeit» niederschlug, ferner in Fürsorgeeinrichtungen vom Winterhilfswerk über die sogenannte NS-Wohlfahrt bis hin zu den Freizeitdampfern der Organisation «Kraft durch Freude».

Was dieser von den neuen Machthabern vertretenen Spielart des Sozialismus die besondere Anziehungskraft sicherte, war wiederum ihre Verbindung mit dem nationalen Gedanken. Dies, und strenggenommen fast ausschliesslich dies, war es, was seine revolutionäre Wucht verschleierte und die vielen Missverständnisse, damals wie später, möglich machte, wonach

der Nationalsozialismus eine konservative Erscheinung sei. In Wirklichkeit war er viel eher progressistisch, strukturzerstörend, gleichmacherisch. Aber indem er seinen sozialen Radikalismus national verblendete, schien er nicht nur den lange vernachlässigten Interessen des eigenen Landes Rechnung zu tragen. Vielmehr schmolz er auch das verbreitete Verlangen nach Veränderung mit dem nicht minder starken Bedürfnis nach Bewahrung des Vertrauens zusammen. In dem von vielen ersehnten, aber auch mit dunklen Ängsten erwarteten Modernisierungsprozess waren Thingtheater, Brauchtumspflege und landsmannschaftliche Folklore die anheimelnden Kulissen, hinter denen der gewollte Bruch mit dem Vergangenen vorangetrieben wurde. Gerade die Verbindung von schein-konservativen mit zukunftsgerichteten Perspektiven, die Abmilderung des einen durch das andere, hat ihm eine Resonanz eingetragen, die dem nur auf seinen Fortschrittstremor eingeschworenen marxistischen Völkersozialismus versagt geblieben ist. Man begreift die Einbrüche Hitlers in die Reihen der traditionell linken Arbeiterschaft nicht, wenn man, wie so oft, diese Zusammenhänge ausser Acht oder lediglich als nichtssagende demagogische Versprechungen gelten lässt.

Angesichts der bald zutage tretenden Aussichtslosigkeit aller Gegenanstalten, bedrängt zudem von Verboten und Verfolgungen, wählten gerade auf der Linken viele die Emigration. Aber schon damals erinnerte Carlo Mierendorff, der später zu den führenden Köpfen der Widerstandsgruppe des Kreisauer Kreises zählte, daran, dass man die Arbeiter nicht im Stich lassen dürfe. «Sie können doch nicht alle an die Riviera ziehen!»,⁷ erwiderte er, als ihm von besorgten Freunden zur Flucht geraten wurde. Für diejenigen dagegen, die blieben, boten sich im Grunde nur zwei Möglichkeiten: entweder durch Mitarbeit, als «Opposition von innen», zu versuchen, den Gang der Dinge zu beeinflussen und dabei all die Illusionen, Selbsttäuschungen und oft genug auch hoffnungslosen Verstrickungen in Kauf zu nehmen, die sich aus solchem Doppelleben fast zwangsläufig ergaben; oder aber den Schritt in die gesellschaftliche und nicht selten zugleich menschliche Isolierung zu tun und sich auszuschliessen von der Aufbruchstimmung auf allen Seiten und dem neuen Gemeinschaftsgefühl, das im Selbstanpreisungsjargon der Machthaber als «Wunder der deutschen Einigung» gefeiert wurde.

Zahlreiche Erinnerungen aus jenen Wochen beschreiben, was das im Einzelfall bedeutete. Der spätere bayerische Ministerpräsident Wilhelm

Hoegner hat berichtet, wie er durch das ihm unversehens feindselig gewordene München irrte; der Mutter Helmuth v. Moltkes schien es, «als ob sie nicht mehr zu diesem Land» gehöre;⁸ andere sprechen vom Verlust langjähriger Freundschaften, vom Misstrauen und Spitzelwesen der Nachbarn sowie überhaupt von der Erfahrung eines sich wie auf ein Stichwort hin leerenden sozialen Raums. Und ringsum die sich ausbreitenden Hochstimmungen halluzinatorischer Brüderlichkeit, die Erlebnismixturen aus Parade und Gottesdienst mit Massenschwüren unter Lichterdomen, Führeransprachen, nächtlichen Höhenfeuern und weltlichen Chorälen: dies alles begleitet von dem schwer beschreibbaren Empfinden, von der Geschichte selbst berührt zu sein und seit den unvergessenen Tagen des Kaiserreichs endlich wieder einem Land anzugehören, in dem geführt und gefeiert wurde.

Die Druckwelle aus nationaler Aufbruchstimmung und rechenschaftsloser Gewalt wurde in der Woche vor den Reichstagswahlen noch einmal mit allen Mitteln nationalsozialistischer Agitation hochgetrieben. Goebbels hatte den 5. März als «Tag der erwachenden Nation» ausgerufen und alles darauf abgestellt: die Massenkundgebungen und öffentlichen Beflaggungen, die Umzüge, Paraden und inszenierten Auftritte. Die Allgegenwart dieser Veranstaltungen drängte insbesondere die deutschnationalen Partner von der Szene, während die übrigen Parteien ungezählten Behinderungen ausgesetzt waren, denen die Polizei in verordneter Ohnmacht zusah. Bis zum Wahltag gab es einundfunfzig Tote und Hunderte von Verletzten unter den Gegnern der Nationalsozialisten, die ihrerseits achtzehn Tote verzeichneten. Am Vorabend der Wahl trat Hitler in Königsberg auf, und als er mit einem entrückten Appell an das deutsche Volk geendet hatte: «Trage Dein Haupt jetzt wieder hoch und stolz! Nun... bist Du wieder frei – durch Gottes gnädige Hilfe», erklang ein Choral, dessen abschliessende Strophe übertönt wurde vom einsetzenden Glockengeläut des Königsberger Doms, während überall entlang den Grenzen, auf Bergen und Anhöhen, sogenannte Freiheitsfeuer entzündet wurden.

Die Erwartung eines überwältigenden, zumindest von der absoluten Mehrheit gekrönten Sieges wurde bitter enttäuscht. Die Nationalsozialisten hatten, trotz aller Unterdrückung ihrer Gegner, gegenüber ihrem bis dahin besten Wahlergebnis nur etwas über sechs Prozent hinzugewonnen und 43,9 Prozent der Stimmen erhalten. Alle übrigen Parteien waren mit geringen Einbussen davongekommen. Doch die absolute Mehrheit hatte die Hit-



Die Zahl der politischen Gefangenen war nach der Machtergreifung Hitlers im Januar 1933 weit höher, als der arrangierte Jubel auf den Strassen und Plätzen erkennen liess. Man weiss von 26.000 «Polizeigefangenen» bis Mitte Oktober. Weit aus mehr Fälle aber gab es, wo die Inhaftierten ohne Verfahren in eines der rasch entstehenden, metastasenhaft sich über das ganze Land ausbreitenden Konzentrationslager eingeliefert wurden. Ein regelrechtes Verfahren bekamen, wie die Statistik besagt, in den ersten sechs Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft 225.000 Personen.

Das Bild zeigt Häftlinge des Konzentrationslagers Sachsenhausen nahe Oranienburg bei einem Zählappell.

lerpartei verfehlt, so dass sie weiterhin auf die Deutschnationalen angewiesen blieb, die ihr die knappe Mehrheit von 51,9 Prozent der Stimmen sicherten. Verärgert äusserte Hitler am Abend im vertrauten Kreis, solange Hindenburg lebe, werde er die deutschnationale «Bande» nicht los.⁹

Wie das Wahlergebnis offenbarte, blieb die Zurückhaltung beträchtlich,

und die Anzahl derer, die dem um sich greifenden Bekenntnisdrang zum Neuen nicht erlagen, war weit grösser, als die Propaganda des Regimes vorgab. Viele nahmen die Ereignisse in einem seltsam zerfahrenen Stimmungsdurcheinander hin. Mitgerissensein wechselte mit Besorgnis, Karriereehrgeiz, Bewunderung, neuen Zweifeln und doch wieder Stolz. Mitunter kam es, insbesondere auf der äussersten Linken, zum Übertritt geschlossener Kampfformationen, etwa des kommunistischen Rotfrontkämpferbundes, in die Reihen des gestern noch erbittert bekämpften Gegners und auf der Rechten zu immer neuen, oft voreilig geleisteten Selbstgleichschaltungen und Selbstaufösungen. Das alles ist in den Chroniken der Zeit vermerkt. Weit seltener dagegen verzeichnen sie die ungezählten, nie genauer erfassten Gegner des Regimes, deren Spuren sich im Verlauf der ersten Wochen und Monate im Unaufklärbaren verlieren. Man weiss von 26.000 «Polizeigefangenen» bis Mitte Oktober. Erheblich höher liegt zweifellos die Zahl derer, die ohne Verfahren in eines der rasch entstehenden, metastasenhaft sich über das ganze Land hin ausbreitenden Konzentrationslager eingeliefert wurden. Die offiziellen Angaben nennen für die gesamten zwölf Jahre drei Millionen Häftlinge aus politischen Gründen. Eine andere Zahl besagt, dass während der ersten sechs Jahre 225.000 Personen in politischen Verfahren abgeurteilt wurden.¹⁰

Das Bild wäre indessen nicht vollständig ohne die Darstellung des widerstandslosen Erlöschens aller formierten politischen Kräfte von links bis rechts. Vielleicht hat nichts so sehr die ausgegebene Lebenskraft der Republik von Weimar offenbart wie das rühmlose Ende der Parteien und Verbände, die sie getragen hatten. Selbst Hitler zeigte sich überrascht: «Man hätte nie einen so kläglichen Zusammenbruch für möglich gehalten», äusserte er Anfang Juli 1933 in Dortmund.¹¹ Verbote, Hausbesetzungen und Vermögenskonfiskationen, die noch kurze Zeit zuvor unzweifelhaft einen bürgerkriegsähnlichen Aufruhr entfesselt hätten, stiessen nun auf achselzuckende Hinnahme. Es liegt daher mehr Wahrheit, als er selber glaubte, in der Empfindung des ehemaligen Reichskanzlers Heinrich Brüning am Tag von Potsdam, dem von Präsentiermarsch, Orgelklängen und Böllerschüssen begleiteten Staatsakt vom 21. März 1933 zur Eröffnung des neuen Reichstags, er werde, als er im Zug der Abgeordneten zur Garnisonkirche hinüberschritt, «zum Richtplatz geführt».¹²



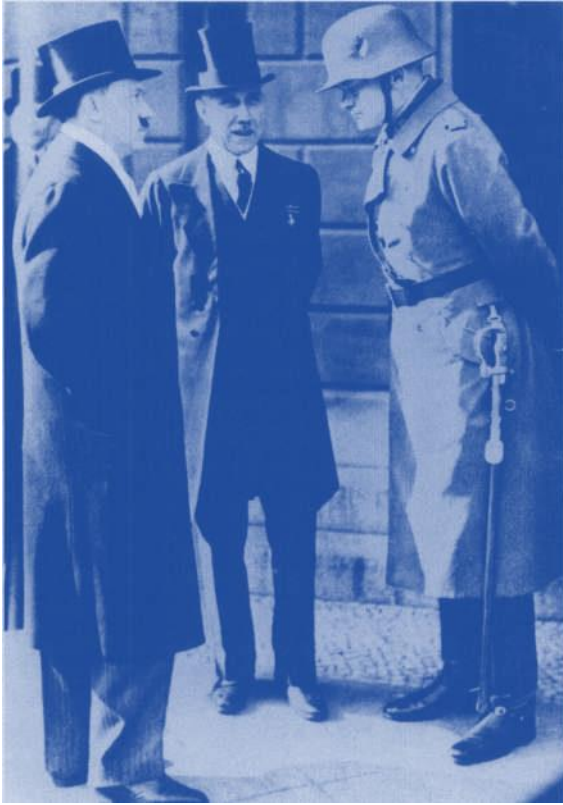
*Die Unterschätzung Hitlers war bei den Politikern der Weimarer Zeit links wie rechts verbreitet. **Rudolf Breitscheid**, der Fraktionsvorsitzende der Sozialdemokraten im Reichstag klatschte bei der Nachricht von der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler in aufgeräumter Stimmung in die Hände: Nun werde sich Hitler vor aller Augen blossstellen. Schon zwei Monate später, im März 1933, musste Breitscheid über die Schweiz nach Frankreich emigrieren. Von der Vichy-Regierung nach der Besetzung des Landes an die Deutschen ausgeliefert, **starb er** im August des Jahres 1944 **bei einem alliierten Luftangriff auf das Konzentrationslager Buchenwald.***

Das Urteil, dessen Vollstreckung bevorstand, hatten er und alle, die mit ihm gingen, sich selbst gesprochen. Es war nicht so sehr der Untergang der Republik, der ihnen zur Last zu legen war, wie sehr sie deren Ende auch durch Schwäche und Blindheit verschuldet hatten. Denn zeit seines Bestehens hatte dieser Staat sich zu vieler innerer wie äusserer Gegner erwehren müssen und überdies die Ungunst der Geschichte gegen sich gehabt. Aber dass diejenigen, die ihn repräsentierten, über die letzte Stunde hinaus die Gefahr nicht erkannten, die ihm und ihnen allen drohte, und keine Anstalten zur Gegenwehr trafen, spricht doch eine Art Urteil über ihr politisches Begreifen.

Schon seit 1930 hatten sie sich, angeführt von der SPD, auf die Flucht vor der parlamentarischen Verantwortung begeben und die «alte Oppositionsherrlichkeit»¹³ gesucht, zugleich aber, im Ton Tag für Tag dramatischer, die «bedrohte Demokratie» beschworen. Noch im Dezember 1932 war ein

letzter Rettungsversuch des Kanzlergenerals Kurt v. Schleicher an der kalten Indolenz derer gescheitert, die sich rhetorisch leidenschaftlich zur Republik bekannten und sie politisch ihrem Schicksal überliessen. Selbst als Hitler nicht mehr vor den Toren, sondern schon innerhalb der gern als «Festung» ausgegebenen Republik stand, hatten sie noch immer nicht erkannt, woran sie waren. Rudolf Breitscheid, der Fraktionsvorsitzende der SPD im Reichstag, der im Konzentrationslager Buchenwald endete, klatschte vor Vergnügen in die Hände, als die Nachricht von der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler eintraf; nun werde er sich rasch blossstellen. Und Julius Leber, der zu einem der führenden Köpfe des Widerstands wurde, meinte herablassend, er warte jetzt wie alle Welt darauf, endlich «die geistigen Grundlagen dieser Bewegung zu erfahren».¹⁴

Noch krasser, aus Hochmut und Instinktlosigkeit gemischt, lauteten die Fehltrübe auf der rechten Seite. Die ideologischen Überschneidungen mit der braunen Massenbewegung, die vermeintlichen Gemeinsamkeiten im Nationalen, die Wendung hier wie da gegen Demokratie und Marxismus machten viele glauben, in Hitler nur dem eigenen, wenn auch ins Radikale verzerrten Abbild zu begegnen. Die wenigsten hatten irgendeinen Zweifel, dass ihre Interessen bei ihm auf eine zwar rauhe und vulgäre, aber doch wirkungsvolle Weise aufgehoben seien. In ihrer Bevormundungslane trauten sie sich sogar zu, ihn in berufene Obhut zu nehmen und allmählich zu bändigen. Guter Dinge versicherten sie sich, sie würden Hitler auf die Rednertribünen, seine Zirkusdarbietungen oder seinen «Architekturspleen» abdrängen, um dann selber ungestört Politik zu machen. Was sie nicht begriffen, war die sozialrevolutionäre Stosskraft der Bewegung, ihr eigentliches Wesen, das dicht und jedem schärferen Blick erkennbar unter der nationalen, konservativen Aussenhaut verborgen lag und gerade auf die Zerstörung jener Bindungen, Traditionen, Loyalitäten und überalterten Strukturen zielte, deren Wiederherstellung sie im Sinn hatten. Und ebenso wenig erkannten sie, dass Hitler etwas ganz und gar anderes war als jener Massendompteur, mit dessen Hilfe sie endlich das alte Problem einer Führungsschicht ohne Volk lösen wollten. Aber bis zu dieser Einsicht war es ein weiter Weg. 1938 bemerkte Hjalmar Schacht, den Hitler im März 1933 in sein früheres Amt als Reichsbankpräsident zurückgerufen hatte, zu einer Tischnachbarin: «Gnädige Frau, wir sind Verbrechern in die Hände gefallen. Wie hätte ich das ahnen können!»¹⁵



*Am 21. März 1933, dem «Tag von Potsdam», führte Hitler in einer gross inszenierten Demonstration die Versöhnung des alten mit dem neuen Deutschland vor. Ihm gegenüber standen dabei jene konservativen «Bändiger», die glaubten, sich ihm «engagiert» zu haben. Die Illusion zerstob schnell. Das Bild zeigt **Hitler** mit Vizekanzler **Franz von Papen** und Reichswehrminister **Werner von Blomberg**.*

Gesichert glaubten sich Hitlers rechtsnationale Koalitionspartner sowohl durch die beiden «starken Männer» im Kabinett, den Vizekanzler Franz v. Papen und den Führer der Deutschnationalen, Alfred Hugenberg, als auch durch die Reichswehr, die all jene Gesetzlosigkeiten und wilden Umtriebe verhindern werde, in denen sich das nationalkonservative Bild von einer Revolution erschöpfte. Zudem war der Oberste Befehlshaber der bewaffneten Kräfte niemand anderes als der Reichspräsident v. Hindenburg. Zwar irrten sie nicht, wenn sie ihn und das Gewicht seines Amtes für die eigene

Sache in Anschlag brachten. Doch waren in ihrer Rechnung die Hinfälligkeiten des Greises nicht bedacht, so dass der so statuenhaft wirkende Mann inzwischen nicht viel mehr als eine majestätische Marionette war, die von einer Gruppe eigensüchtiger Fädenzieher nach Gutdünken bewegt wurde.

Hitlers Überlegung ging dahin, die Schwäche und Beeinflussbarkeit des «alten Herrn» den eigenen Zielen dienstbar zu machen, und tatsächlich hatte er dabei bald Erfolg. Papen hielt sich einiges auf die von ihm durchgesetzte Vereinbarung zugute, wonach Hitler nur in seiner Gegenwart dem Präsidenten Vortrag halten dürfe. Doch schon nach kurzer Zeit liess Hindenburg ihn wissen, dass diese Vorkehrung von einem Misstrauen zeuge, das er dem «lieben jungen Freund», wie er Hitler gelegentlich nannte, nicht auf Dauer zumuten wolle. Auch in den Verhandlungen über die Kabinettsbildung hatte sich gezeigt, dass Hitler ein ums andere Mal seinen Willen durchsetzte, indem er seine konservativen Bündnispartner gegeneinander manövrierte. So hatte er am Nachmittag des 29. Januar noch gesprächsweise seine Bereitschaft zu erkennen gegeben, unter Umständen seinen alten und verhassten Widersacher, den als Kanzler soeben entlassenen General v. Schleicher, als Wehrminister in das neue Kabinett aufzunehmen. Aber dann war es im Zusammenspiel mit Hindenburg und Papen gelungen, den in buchstäblich letzter Minute herbeibefohlenen General Werner v. Blomberg mit diesem Amt zu betrauen, einen impulsiven, beeinflussbaren und zu romantischen Vorstellungen neigenden Mann, der im Kameradenkreis nicht zufällig den Beinamen «der Gummilöwe» trug. Desgleichen hatte Hitler, über die ursprüngliche Absprache hinaus, überraschend das Preussische Innenministerium verlangt und erhalten sowie vor allem, wiederum im Verein mit Papen, dem bis unmittelbar vor der Vereidigung und noch im Vorzimmer des Präsidenten störrisch widerstrebenden Hugenberg die grundsätzliche Zusage zu Neuwahlen abgerungen. Und jede dieser Entscheidungen war ein Schritt auf dem Weg in die Entmachtung und die Niederlage gewesen.

Noch vor dem Inkrafttreten erwies somit das berühmte «Zähmungskonzept» der Arrangeure dieser Koalition seine ganze innere Brüchigkeit. Allen Warnern hielt Papen Mal um Mal prahlerisch entgegen: «Sie irren sich, wir haben ihn uns engagiert!» Er verstieg sich sogar zu der Bemerkung, er werde Hitler binnen kurzer Zeit so in die Ecke gedrückt haben, «dass er quietscht».¹⁶ Doch dann lief er den Eroberungsfeldzügen, die jener landauf-

landab entfesselte, immer nur hinterher, weil er in keiner Frage den Widerspruch, sondern nur die kurzatmige Kopie anzubieten hatte. Und während er längst wissen musste, dass Hitler ihm trotz aller Bändigungstiraden nicht ins Netz gegangen war, übersah er die unmögliche Alternative, in die er sich begeben hatte: nämlich gegen den demokratischen Verfassungsstaat und zugleich gegen Hitlers Alleinherrschaft zu sein. Es beschreibt die ganze, aus Ahnungslosigkeit und Führungsdünkel gemischte Haltung der konservativen Kabinettsmitglieder, dass ihnen die Beseitigung der Verfassung, die doch auch ihre eigene Sicherheit gewährleistete, gar nicht schnell genug gehen konnte. Genauso ungeduldig trieben sie die Verabschiedung des Ermächtigungsgesetzes voran, das Hitler aus den Fesseln jener letzten Abhängigkeit befreite, die alles war, was ihn vom Zugriff auf die fast schon unbegrenzte Macht trennte. Ende Juni wurde denn auch die Deutschnationale Volkspartei, die als Koalitionsgefährte im «Kabinett der nationalen Erhebung» vergebens auf ihr Recht zum Fortbestand gepocht hatte, zur Selbstauflösung gezwungen und ihr Vorsitzender, der mächtige Alfred Hugenberg, allen Zusicherungen Hitlers zuwider, zum Rücktritt aus der Regierung genötigt.

Auf ebenso undramatische Weise vollzog sich das Ende der traditionsreichen Sozialdemokratischen Partei. «Es wird ein Signal gegeben werden», hatte der Vorstand den ungeduldig drängenden Anhang zunächst beruhigt. Aber mehr und mehr stellte sich heraus, dass niemand zu sagen wusste, woher dieses Signal kommen und in welche Richtung es weisen sollte.¹⁷ Weder auf den Machtwechsel selber noch auf die Taktik Hitlers hatte die Führung eine Antwort, und hier viel eher als im intellektuellen Bereich, aus dem das Wort stammte, trat die Wahrheit zutage, dass den Gegnern Hitlers zu ihm nichts einfiel. Die ganze Ratlosigkeit des Vorstands der Partei geht schon daraus hervor, dass ein Teil seiner Mitglieder, befangen in den alten Theorien vom Klassenkampf, Hugenberg als den wirklichen Feind und Widersacher ansah, Hitler dagegen nur als dessen Strohhalm und «Agenten der Reaktion». Den noch geraume Zeit von vielen Seiten geforderten Widerstandsaktionen begegnete die Führung schliesslich mit nichts anderem als beschwichtigenden Dementis und der Beschwörung jener Verfassung, deren Zerstörung längst vor aller Augen im Gange war. In der schon am 30. Januar und dann ständig aufs Neue wiederholten Versicherung, dass die Partei den ersten Schritt vom Boden der Gesetze nicht tun werde, klang zwar die Drohung mit, sich gegebenenfalls zur Wehr zu

setzen; aber solche Andeutungen waren viel zu kleinlaut für Hitlers Ohren. Sie weckten nicht einmal seinen Hohn. Denn sie verbargen allzu notdürftig die Kapitulationsbereitschaft der Parteispitze und wirkten daher vor allem auf die eigenen Unterorganisationen. Sie hatten demoralisierende Folgen. Schon im Februar und März 1933 kam es, teils aus Angst, teils aus Resignation oder auch Enttäuschung, zu den ersten Austrittswellen; im Mai lösten sich zahlreiche Ortsvereine freiwillig auf und nahmen damit, verwirrt und allein gelassen, nur das am 22. Juni verhängte Verbot der Partei vorweg.

Nicht viel anders und womöglich noch kläglicher vollzog sich das Ende der machtvollen Gewerkschaften. In dem Bestreben, ihren «Einfluss auf die Gestaltung des sozialen Lebens», aber auch die Gewerkschaftshäuser, Heime und Fürsorgeeinrichtungen zu retten, war ihre Führung Ende Februar bereits von der SPD-Linie des prinzipiellen Gegensatzes zum neuen Regime abgerückt.¹⁸ Seit März hatte sie immer neue Signale des Wohlverhaltens an die Adresse der Machthaber ausgeschildet und sogar eine Art Loyalitätsversicherung abgegeben, obwohl sich im ganzen Land die Verhaftungen und Drangsalierungen ihrer führenden Mitglieder häuften. Doch wie immer witterte Hitler, statt sich besänftigen zu lassen, hinter solchen Gesten nur die Schwäche, deren Ausdruck sie tatsächlich waren. Wie zutreffend ihn sein Instinkt geleitet hatte, offenbarte ihm kurze Zeit später die Gewerkschaftsführung selbst. Denn als er sich deren alte, auch von der Weimarer Republik nicht verwirklichte Forderung zu eigen machte und den 1. Mai zum nationalen Feiertag erklärte, rief sie ihre Mitglieder zur Teilnahme an den Demonstrationen auf. Unter Hakenkreuzfahnen zogen daraufhin die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter und Angestellten in den Festumzügen mit und hörten erbittert, aber zum Beifall gezwungen, die Reden ihrer triumphierenden Gegner an: Nichts hat so wie diese demütigende Erfahrung den Widerstandswillen der Millionenbewegung gebrochen. Schon einen Tag später wurden die Gewerkschaftshäuser besetzt, die Vermögensbestände eingezogen und die Mitglieder in die neugegründete «Deutsche Arbeitsfront» überführt.

Fast lautlos, in einer Atmosphäre des stummen Terrors, des Rückzugs in den Untergrund sowie der opportunistischen Überläuferei vollzog sich die Zertrümmerung der Kommunistischen Partei. Bis an die Schwelle der neuen Zeit war sie als der mächtige Gegenspieler nicht nur der Hitlerpartei, sondern der bestehenden Ordnung überhaupt aufgetreten. Von den Schre-

cken, die sie verbreitete, hatte der Nationalsozialismus psychologisch gelbt und sich von ihren katastrophischen Prophezeiungen die bürgerlichen Massen zutreiben lassen. Infolgedessen war auch das Bild des «Retters», das Hitler sich auszumalen liebte, von der Idee einer grossen Abrechnung mit den Kommunisten beherrscht, und er verstand die Auseinandersetzung, die er jetzt mit staatlichen Machtmitteln begann, als eine Art Vorspiel zu jenem welthistorischen Endkampf, zu dem er aufgebrochen war.

Doch stellte auch dieser Gegner sich nicht, Rosa Luxemburgs Frage von 1918, «Wo bleibt das deutsche Proletariat?», blieb wiederum ohne Antwort. Unbeeindruckt von der augenblicklich einsetzenden Verfolgung, von Flucht und Massendesertion, und versteinert in ihren ideologischen Prämissen, hielt die Partei daran fest, dass ihr eigentlicher Widersacher die Sozialdemokratie, ein Unterschied zwischen Faschismus und parlamentarischem System nicht zu erkennen und Hitler lediglich die Gliederpuppe machtvoller Hintergrundinteressen sei. Noch eine Resolution des Exekutivkomitees der Komintern vom 1. April 1933 beharrte in dogmatischer Starre darauf, dass Hitler früher oder später dem Kommunismus die Tore zur Alleinherrschaft öffnen werde. «Danach kommen wir!» lautete die nie beirrte Parole jener Wochen, oder: «Hitler regiert – aber der Kommunismus marschiert!» Und selbst im Sommer 1934 hatte die Partei sich noch immer nicht aus ihren Verrantheiten gelöst und die Auffassung vertreten, dass es darauf ankomme, vor allem die Sozialdemokratie «noch stärker als bisher unter Feuer zu nehmen».¹⁹

Sie hat ihre Verblendung teuer bezahlt. Ohne ein Zeichen des Widerstands, ohne eine Tat und ohne ein letztes Signal trat die Partei von der politischen Bühne ab. Ihre Funktionäre wurden verhaftet und ihre Organisationen zerschlagen. Wer davonkam, rettete sich in die Illegalität, mancher auch in eine namenlose Konspiration von selten mehr als lokalem Charakter. Zwar ist es richtig, dass die Kommunisten lange vor allen anderen Gegnern militärischer, kirchlicher oder konservativer Herkunft einen opferreichen Widerstand geleistet haben. Aber die Vereinzelung, in die sie sich begeben hatten und aus der sie nie herausfanden, sowie die Ohnmacht, die nahezu alle Erinnerung an diesen «lautlosen Aufstand»²⁰ verschüttet hat, gingen ausschliesslich auf die Partei selbst zurück. Die Bündnisangebote, mit denen sich der kommunistische Widerstand im Verlauf der folgenden Jahre insbesondere sozialdemokratischen Oppositionsgruppen genähert

hat, vermochten das zwischen 1930 und 1934 geweckte Misstrauen nicht zu zerstreuen und fielen ins Leere. Als eines dieser Angebote dennoch Gehör fand, kam es, wie zu zeigen sein wird, zu einer der folgenreichen Katastrophen des Widerstands.

Mit dem Ende der linken Parteien und der Gewerkschaften ging insbesondere der Arbeiterschaft jeder organisatorische Rückhalt verloren. Wer dennoch zum Widerstand entschlossen blieb, war auf sich selber oder den Umkreis enger Freunde angewiesen. Die Mitglieder der Führung waren teils in Haft, teils zogen sie sich ins Private zurück, einige tauchten unter, die Mehrzahl verließ das Land und ging ins Exil. Von dort aus richteten sie weiterhin Botschaften an die Zurückgebliebenen, ermutigten, rieten, halfen – und mussten bald erkennen, dass sie umgekehrt auch keinen Rückhalt bei dem Anhang von ehemals mehr besaßen. Denn die Beseitigung der Arbeitslosigkeit, die erfolgreiche Ankurbelung der Wirtschaft und die sozialen Programme der neuen Männer schufen Gefühle der Zufriedenheit, sogar des Stolzes und führten dazu, dass die sozialistischen Erinnerungen, enttäuschend wie sie gegen Ende überdies gewesen waren, mit einem Male weit zurücklagen. Wie selbstsicher das Regime sich fühlte, geht nicht zuletzt daraus hervor, dass es 1937/38 drei einst populäre Arbeiterführer, Julius Leber, Carlo Mierendorff und den stellvertretenden Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, Wilhelm Leuschner, aus den Lagern entliess.

Kampflos wie die Sozialdemokraten, die Kommunisten oder auch die Deutschnationalen, in Kleinmut und Selbstunterwerfung, endeten alle Gruppierungen auf politischem Feld: die übrigen Parteien, die Verbände, Kammern sowie die nicht selten traditionsstolzen bürgerlichen Vereinigungen. Nur die protestantische Kirche konnte sich, wenn auch um den Preis der Spaltung und nicht endender Auseinandersetzungen, einer offenen Überwältigung widersetzen, weil das Regime dem Irrtum unterlag, mit den vielfach deutschnational gefärbten Pastoren leichtes Spiel zu haben, und zum offenen Angriff übergang. Auf der Barmer Bekenntnissynode vom Mai 1934 behauptete sie ihre Eigenständigkeit. Doch schon knapp zwei Jahre später zerbrach die Einheit wieder. Während die Mehrheit einen rein theologisch orientierten Flügel bildete, der sich, bestärkt durch die lutherische Obrigkeitslehre, mit dem Staat arrangierte, blieb eine kämpferische Minderheit zurück, die weiterhin den Abstand zu den totalitären und neuheidnischen Tendenzen herauskehrte. Ihre Mittelpunktfigur war der U-Bootkommandant des Ersten Weltkriegs, Pastor Martin Niemöller.



***Julius Leber** war eine der charismatischsten und tatentschlossensten Figuren des deutschen Widerstands. Schon vor 1933 als Reichstagsabgeordneter für die SPD tätig, entging er am Tag nach der «Machtergreifung» im Januar 1933 nur knapp einem Mordanschlag der Nationalsozialisten. Anschliessend verbrachte er vier Jahre im KZ. Im Jahre 1943 zog Stauffenberg ihn und seine Freunde ins Zentrum der Verschwörung und öffnete damit die gesamte Widerstandsbewegung nach links. Als Hitler Reichskanzler wurde, äusserte Leber: «Wir fürchten die Herren nicht, wir sind entschlossen, den Kampf aufzunehmen.»*

Am 1. Juli 1937 wurde er verhaftet und nach einem aufsehenerregenden Prozess zu sieben Monaten Festungshaft verurteilt, anschliessend jedoch auf Anweisung Hitlers erneut festgesetzt und als «persönlicher Gefangener des Führers» in das Konzentrationslager Sachsenhausen eingeliefert. Erst im April 1945 kam er wieder frei.

Nahezu umgekehrt verlief die Entwicklung in der katholischen Kirche. Ihrem anfänglichen Abwehrwillen, der in energischen Kampferklärungen der Bischöfe gegen die nationalsozialistische «Irrlehre» zum Ausdruck gekommen war, wurde durch die von Papens Ehrgeiz in Gang gesetzten Konkordatsverhandlungen mit dem Vatikan und dem erfolgreichen Abschluss des Vertrages am 20. Juli 1933 der Boden entzogen. In den folgenden Jahren entwickelte der Vorsitzende der Bischofskonferenz, der Breslauer Kardinal Bertram, ein «System wirkungsloser Proteste»,²¹ mit dem er den Forderungen der übrigen Bischöfe Genüge tat ohne die Behörden aufzubringen. Erst allmählich fand die Katholische Kirche in einzelnen hohen Kleri-

kern wie Kardinal Graf Preysing von Berlin, den Bischöfen Graf Galen aus Münster und Conrad Gröber aus Freiburg doch noch zu entschiedenem, wenn auch von inneren Meinungsverschiedenheiten und taktischen Rücksichten gehemmtem Widerspruch. Auch hier kam es verschiedentlich zu Verhaftungen, Lehrverboten sowie zur Beschlagnahme kirchlicher Verlage und Druckereien.

So blieb in beiden Kirchen der Widerstand die Sache Einzelner. Im Grunde haben beide Bekenntnisse vor allem um ihre Selbstbehauptung gekämpft und nur in seltenen Erklärungen und Hirtenworten den prinzipiellen Gegensatz zur Ideologie des Regimes sichtbar gemacht. Dennoch bot der kirchliche Raum, mehr als irgendein anderer, vielfältige und häufig auch genutzte Möglichkeiten zur Distanzierung von der Macht. Die staatliche Gleichschaltungspolitik stiess hier auf ein vorerst unüberwindbares Hindernis, und Hitler hat sich daher auch die offene Auseinandersetzung für die Zeit nach dem Kriege vorbehalten.

Nicht anders als den politischen Gruppierungen erging es schliesslich den Kampfverbänden der Parteien, den freien Jugendbünden, den Universitäten oder wem immer auch: Überall erfolgten Auflösung oder Gleichschaltung ohne ein Zeichen erkennbarer Gegenwehr. Aller vereinzelt sich meldende Wille zur Selbstbehauptung ging in ungezählten Bedenken, Beschwichtigungsmanövern oder legalistisch verbrämten Ängstlichkeiten unter. Die ganze aufdringliche NS-Metaphorik, für die insbesondere Goebbels immer neue Bilder erfand: mit all den Stürmen, die über Deutschland hinwegbrausten, den abgelaufenen Uhren oder den Gesichtern, die sich ins Morgenrot hoben, war ästhetisch so peinigend wie sachlich zutreffend. Im Fieber weniger Wochen war eine vielgestaltige Gesellschaft mit ihren unübersehbaren Macht- und Einflusszentren, ihren unabhängigen Institutionen, autonomen Körperschaften und Freiräumen, zu «reiner, gleichmässiger, gehorsamer Asche» verbrannt.²² Mit einem Katalog von Gesetzen, dessen wichtigstes die NSDAP zur einzigen politischen Partei erklärte, wurde der Prozess der Gleichschaltung am 14. Juli 1933 abgeschlossen.

Der Tag bedeutete keine Zäsur mehr, sondern war lediglich gesetzgebungstechnisch das Ende von Weimar. Bezeichnenderweise regte sich kaum ein Bedauern. Alle spürten, dass dieser Staat ihnen, aus jeweils anderen Gründen, nichts oder kaum etwas bedeutet hatte. Es war ein Abschied der Erleichterung. Die Vergangenheit: Republik, Grundrechte, Parteienwesen

und demokratische Machtkontrolle, war nur noch die Vergangenheit; sie lag schon jetzt, kaum fünf Monate später, unendlich weit zurück. Robert Musil hat damals notiert, er habe das Empfinden, «dass alle die hier abgeschafften Dinge die Menschen nicht mehr viel angingen».²³ Die Zukunft jedenfalls gehörte diesen Dingen nicht, was immer sie bringen mochte. Vielleicht stand sie sogar im Zeichen jener Neuen Ordnung, die nun, weiter ausgreifend, immer mehr Anhänger, Jubel und plötzlich auch Gründe für sich hatte.

Man muss bei alledem bedenken, dass diejenigen, denen der Abschied vom Gewesenen damals leicht wurde, keine Vorstellung davon besaßen, was es mit einem totalitären Regime auf sich hatte und bis zu welchem Punkt Entrechtung, Willkür und Verbrechen getrieben werden konnten. Die meisten dachten an ein autoritäres Regiment, an straff organisierte Staatlichkeit und eine übergangsweise drakonische Ordnung. Wie weit die Ahnungslosigkeit reichte, machte ein führender Sozialdemokrat deutlich. Noch während täglich neue Schreckensmeldungen über das Schicksal seiner politischen Gefährten eintrafen, die von den Rollkommandos der SA zusammengeschlagen oder verschleppt, verhaftet und in Lager eingeliefert wurden, ging das Schlimmste, was er sich vorzustellen vermochte, kaum über die Erinnerung an die Zeit der Sozialistenverfolgung hinaus. In seinen Wahlkampfreden fand und spendete er Zuversicht mit dem Satz: «Wir sind mit Wilhelm und Bismarck fertig geworden, wir werden auch mit der Reaktion von heute fertig werden.»²⁴ Andere suchten Zuflucht bei dem Gedanken, dass Hitler über kurz oder lang abwirtschaften werde; «gestrenge Herren regieren nicht lange», versicherte Otto Wels auf der letzten Massenversammlung der SPD in Berlin.²⁶ Wiederum andere erwarteten, dass er bald aussenpolitisch, am Widerstand der europäischen Mächte, scheitern werde.

Aber das war keineswegs alles. Vielmehr hat die Erinnerung an die Republik auf doppelte Weise auch bei jenen nachgewirkt, die trotz der betäubenden Erfahrungen dieses Jahres 1933, wenn auch erst nach einiger Zeit, den Mut und die Entschlusskraft zu oppositionellem Tun wiederfanden. Denn jetzt erst zeigte sich, wie ausgeglüht und unbrauchbar sogar die Trümmer waren, die der Staat von Weimar zurückgelassen hatte. Keine der zunächst in alle Winde zerstreuten Gruppen hat ohne Mühe an die Gemeinsamkeiten von einst anknüpfen können oder wollen. Die Vorbehalte, denen die kommunistischen Angebote zur Zusammenarbeit bei den Sozialdemokraten begegnet waren, offenbarten nur ein anschauliches Beispiel, wie be-

lastend die Vergangenheit weiterwirkte und dass alle gegen das Hitlerregime gerichteten Aktivitäten bei neuen, prinzipiell veränderten Ausgangspunkten einsetzen mussten. Gerade die tiefen Bruchlinien, die sich gegen Ende der Republik zwischen den Lagern aufgetan hatten, waren der hauptsächlichste Grund dafür, dass die Widerstandsbestrebungen in zahlreichen Gruppen und Zirkeln betrieben wurden, die oft in enger räumlicher Nähe beziehungslos nebeneinander herliefen. Zwar waren sich die einen wie die anderen darin einig, dass etwas zu geschehen habe, doch fanden sie gleichwohl nur schwer zusammen. Die alten Spannungen bestanden lange fort. Sie reichten bis ins Jahr 1944 und brachen selbst nach dem Ende der NS-Herrschaft sowohl in der politischen wie in der wissenschaftlichen Bewertung des Widerstands von Neuem auf.

Zum anderen hat die Erinnerung an Weimar auch die Erwägungen über die künftige politische Ordnung des Landes beherrscht. In keinem der erhaltenen Entwürfe taucht die liberale Demokratie als wünschbares Modell auf. Die teils heftige Kritik vieler Historiker an den stattdessen vorgetragenen Lösungsvorschlägen verkennt jedoch den Erfahrungshintergrund der Beteiligten. Sie suchten nach gleichsam «nicht verbrauchten»²⁶ Alternativen zum NS-Regime und waren ausserstande, das Weimarer System, welchem Lager sie auch angehörten, dazuzuzählen. Auch glaubten sie, dass Hitler nicht ohne eine gewisse Folgerichtigkeit aus jenen Verhältnissen hervorgegangen sei, und Carl Goerdeler sprach vom «Fluch des Parlamentarismus», der fast unvermeidlich dahin dränge, «die Parteiinteressen über das Staatswohl» zu stellen²⁷. In endlosen Debatten, deren Mühen die erhaltenen Zeugnisse eindrucksvoll und bewegend widerspiegeln, verfielen sie in immer neuen schwierigen und merkwürdigen Konstruktionen, irgendwo im Niemandsland zwischen restaurativen, sozialutopischen, nur vereinzelt auch mutig vorausweisenden Zukunftsbildern.

Die Unangefochtenheit, mit der Hitler die Macht erobert hatte, die politischen Triumphe, die ihm bald auch die europäischen Mächte gewährten, sowie die Allgegenwart seines Überwachungsapparats liessen schon früh die Einsicht wachsen, dass an eine offene, von den Massen getragene Erhebung oder an einen Generalstreik wie dreizehn Jahre zuvor, bei der Niederwerfung des Kapp-Putsches, unter den Bedingungen eines totalitären Systems nicht zu denken war. Auch für einen Staatsstreich von oben, durch einflussreiche Gruppen aus Gesellschaft und Beamtenschaft, boten sich

keine Ansatzpunkte. Zu tief und zersetzend war Hitler binnen kurzer Zeit in alle sozialen Organismen eingedrungen.

Nur eine einzige Gruppe hatte dem Zugriff widerstanden und sich ihre traditionelle Geschlossenheit bewahrt, «das letzte weltanschaulich noch nicht angefressene Instrument» des Staates, wie Hitler selber, halb ungehalten, halb beeindruckt, um diese Zeit erklärte.²⁸ Sie verfügte auch über die Mittel, die zur Beseitigung eines hochgesicherten Regimes benötigt wurden. Das Dilemma war, dass sich vor ihr besondere Hindernisse türmten, weil ein Umsturz immer auch erprobte Loyalitäten in Frage stellte oder sogar die Existenz des Staates aufs Spiel setzte, dem sie nach Herkunft und beruflichem Ethos aufs Engste verpflichtet war.

Ungeachtet dessen richteten sich, wo immer von nun an Einzelne oder kleine Gruppen, unter welchen Vorzeichen und Verzweiflungen auch, zum konspirativen Gespräch zusammenkamen, die Blicke fast zwangsläufig auf das Militär. Unvermeidlich war, dass aus den angedeuteten Gründen alle Widerstandserwägungen damit zugleich in einen Teufelskreis gerieten, der die Geschichte der folgenden Jahre bestimmte.

2. KAPITEL

Die Selbstentmachtung des Militärs

Schon am frühen Abend des 3. Februar, vier Tage nach seiner Berufung zum Kanzler, war Hitler in die Bendlerstrasse 14 geeilt, um den Befehlshabern der Reichswehr eine Art Antrittsbesuch zu machen. Er hatte der Zusammenkunft mit den geheimnisumwobenen, vom Ruf hochmütiger Abgeschlossenheit umgebenen Militärs nicht ohne Sorge entgegengesehen, da ihnen sowohl im Prozess der inneren Machtergreifung als auch für seine späteren Expansionspläne entscheidende Bedeutung zukam.

Wie alle Welt wusste Hitler, dass sich auf ihn und seine Bewegung innerhalb der jüngeren Offiziersjahrgänge viele, wenn auch meist unklare Sympathien richteten. Anders als von der mutlosen, an ihren Verzagtheiten nach innen wie nach aussen krankenden Republik versprochen sie sich von ihm eine Revision des Versailler Vertrages, den Wiedergewinn des einstigen Prestiges der Armee, verbesserte Aufstiegschancen sowie soziale Veränderungen, und gerade unter denen, die später zum Widerstand stiessen, waren die Hoffnungen auf eine ans Revolutionäre reichende Erneuerung nicht selten. Von Henning v. Tresckow beispielsweise weiss man, dass er schon Ende der zwanziger Jahre im Potsdamer Kasino für die Hitlerbewegung geworben und alle Einwände als Ausdruck reaktionärer Gesinnung abgetan hat, und Mertz v. Quirnheim liess sich bald nach der Machtergreifung zur SA abkommandieren. Ähnlich setzte Helmuth Stieff, wie viele andere auch, auf die vermeintlich neue Sache, während die Berichte über Stauffenbergs angeblich demonstrativ, an der Spitze einer durch Bamberg ziehenden Menschenmenge bekundete Begeisterung über Hitlers Ernennung zum Kanzler ersichtlich ins Reich der Legende gehören.¹

Deutlich anders war die Einstellung der höheren Offiziere. Zwar war auch ihnen die Republik von Weimar immer fremd geblieben, und von einem autoritären Regime, wie sie es sich vorstellten, versprochen sie sich, über die Beseitigung der «Versailler Schmach» hinaus, eine Versöhnung



*Zu den eigenwilligsten und problematischsten Persönlichkeiten der militärischen Führung gehörte **Walter von Reichenau**. Er war der Typus des modernen Offiziers, der weder Vorurteile noch Sentiments kannte und im Nationalsozialismus nichts anderes als eine Massenbewegung sah, deren Dynamik er für die Armee sowie für die Grösse und das Ansehen des Landes einzusetzen gedachte. Mehr als sein Vorgesetzter, der Reichswehrminister Blomberg, hatte er entscheidenden Anteil daran, dass die Armee Hitler ausgeliefert wurde.*

von Staat und bewaffneter Macht und damit die Rückgewinnung jenes Einflusses, den sie einst ausgeübt hatten. Die von Hitler ins Spiel gebrachte «Zwei-Säulen-Theorie», wonach der nationalsozialistische Staat auf Partei und Armee als zwei gleichwertigen Stützen ruhe, schien ihnen jene Teilhabe an der Macht zurückzubringen, die ihnen die Republik versagt hatte. Ausserdem glaubten sie sich stark genug, selber zu bestimmen, wo die Grenzen ihrer Autonomie zu ziehen seien, über die Hitler nicht hinwegdurfte. Zugleich empfanden sie aber auch erhebliche Vorbehalte. Diese hatten mit dem wüsten, anarchischen Gebaren der Bewegung zu tun, ihrer un-

verhohlenen Rechtsverachtung, den terroristischen Umtrieben der SA und nicht zuletzt mit der Person des Führers selber, dessen marktschreierische, auch ordinäre und stets wie von Manegenluft umgebene Erscheinung einen von ihnen sagen liess, was sie alle mehr oder minder dachten: Hitler sei «kein Herr, sondern nur ein Kerl».²

Ganz von solchen Reserven bestimmt, verlief in der Bendlerstrasse die Begrüssung durch den Chef der Heeresleitung, General v. Hammerstein, in dessen Dienstwohnung die Zusammenkunft stattfand. Hammerstein, so hat einer aus der Runde berichtet,³ stellte «etwas ‚wohlwollend‘ von oben herab den ‚Herrn Reichskanzlei vor, die Generalsphalanx quittierte höflich kühl, Hitler machte überall bescheidene linkische Verbeugungen und blieb verlegen, bis er nach dem Essen die Gelegenheit zu einer längeren Rede am Tisch bekam». Unter Aufbietung seiner ganzen Überredungskraft versuchte er, die Offiziere für sich einzunehmen. Er versprach die «völlige Umkehrung der gegenwärtigen innenpolitischen Zustände», die Schaffung einer breiten Wehrbereitschaft und, den Notizen eines Teilnehmers zufolge, «keine Duldung der Betätigung irgendeiner Gesinnung, die dem Ziel entgegensteht (Pazifismus!). Wer sich nicht bekehren lässt, muss gebeugt werden. Ausrottung des Marxismus mit Stumpf und Stiel.» Aussenpolitisch nannte er an vorderster Stelle die Beseitigung des Versailler Vertrages und erwähnte beiläufig die «Eroberung neuen Lebensraumes im Osten», ohne damit freilich bei den skeptischen, Politikerworte nicht sonderlich wägenden Generälen Erstaunen oder Zweifel zu wecken. Wichtiger jedenfalls war den Versammelten die Versicherung, dass, anders als in Italien, «keine Verquickung von Heer und SA beabsichtigt» sei, die Reichswehr vielmehr «unpolitisch und überparteilich» sein und bleiben solle.⁴ Und obwohl viele der Offiziere den Eindruck gewannen, mit Hitler weiterkommen zu können als mit allen Kanzlern der vergangenen Jahre, blieb das Echo geteilt. Der Beifall war allenfalls höflich, und Hitler selber hat anschliessend von seinem Empfinden gesprochen, er habe «die ganze Zeit wie gegen eine Wand gesprochen».⁵

Die Einfallstelle, die ihn dennoch weiterbrachte, lag beim neuernannten Reichswehrminister v. Blomberg sowie dem Chef des Ministeramts, Oberst Walter v. Reichenau. Entgegen allen Erwartungen jener deutschnationalen Regisseure, die Hitler zur Kanzlerschaft verholpen hatten, fand er in ihnen zwei Gefolgsleute, die, wenn auch aus unterschiedlichen Motiven,

alsbald bedingungslos auf seine Seite übergangen: v. Blomberg als ein impulsiver, unsteter Charakter, der im Laufe seines Lebens nacheinander demokratischen Überzeugungen, der Steinerschen Anthroposophie, der Idee eines preussischen Sozialismus, sodann, nach einer Russlandreise, «fast dem Kommunismus» und zuletzt einem autoritären Staatsbegriff angehangen hatte, ehe er jetzt mit dem ganzen Überschwang seines Naturells Hitler verfiel. Ihm seien, hat er rückblickend versichert, 1933 über Nacht Dinge in den Schoss gefallen, die er niemals mehr erwartet habe: Glauben, Verehrung für einen Mann sowie völlige Anhänglichkeit an eine Idee. Eine freundliche Bemerkung Hitlers, von dem er einmal sagte, er wirke auf ihn «wie ein ganz grosser Arzt»,⁶ konnte ihm, wie aus seiner Umgebung verlautete, geradezu Tränen in die Augen treiben.

Im Gegensatz dazu verkörperte v. Reichenau den Typus des modernen Offiziers, der weder Vorurteile noch Sentiments kannte. Mit aller überzeugungslosen Kälte, die ihm eigen war, sah er in den neuen Leuten nichts anderes als die Anführer einer Massenbewegung, deren Dynamik er für die Machtstellung der Armee sowie für Grösse und Ansehen des Landes einzusetzen gedachte. Überragend begabt, eine Mischung aus Machtbewusstsein, Eleganz und Härte, war er niemals in Versuchung geraten, dem Nationalsozialismus zu erliegen, und nahm ihn lediglich politisch, nicht dagegen ideologisch ernst. Die Reichswehr mit ihren, wie er sagte, «veralterten, über das ganze Land verstreuten sieben Divisionen» hielt er für ausgemacht unfähig, eine eigene Position zu behaupten, dergleichen seien «Wunschträume», die «in die Literatur» gehörten, und gab stattdessen die Parole aus: «Hinein in den neuen Staat!»⁷ Auf diese Weise, glaubte er, werde es gelingen, Hitler auf die Seite der Armee zu ziehen, die Partei ins Abseits zu drängen und die SA kaltzustellen.

Die Kette der Übergriffe, die den Machteroberungsprozess begleiteten, beunruhigte ihn nicht. Morsche Staatsverhältnisse, äusserte er schon bald nach Übernahme seines Amtes, seien nur durch Terror zu beseitigen. Was ihn dagegen zunehmend beschäftigte, war das nach den Massenübertritten des Frühjahrs 1933 ins Riesenhafte angewachsene Millionenheer der SA, das seinem Unmut immer unüberhörbarer Luft machte. Nicht ohne Erbitterung beobachteten die braunen Prätorianer, wie Hitlers Taktik des legalen Umsturzes sie um die Früchte ihres Zorns betrog und wie jene konservativen Politiker, alle die Junker, Kapitalisten und Generäle, deren Welt sie in Scherben schlagen wollten, auf den Siegesfeiern der Nationalen Erhebung



***Ernst Röhm**, ein besessener Soldat und grosser Organisator, hatte für Hitler bis Anfang 1933 in der SA eine Parteiarmee von fast einer Million Mann aufgebaut. Die terroristische Ungeduld dieses Massenheeres beunruhigte die Öffentlichkeit, ihr Machtanspruch die Reichswehr. Bald drängten die Gegensätze zum offenen Konflikt, der 1934 im sogenannten Röhm-Putsch mit der Ermordung des obersten SA-Führers und seiner wichtigsten Nebenleute «gelöst» wurde. Das Bild zeigt Röhm im August 1933 während eines Appells auf dem Tempelhofer Flugplatz.*

geschäftig die Ehrentribünen erstiegen, an denen sie als das ewig missbrauchte Fussvolk der Revolution vorbeimarschieren mussten.

Sie fühlten sich als Vorhut dieser Revolution, nicht als Statisterie. Ihren Losungen und Liedern hatten sie entnommen, wie solche Umwälzungen seit je abgelaufen waren: als Sturm auf die Zwingburgen der alten Mächte mit herrlichem Blutvergiessen und Beutemachen, ehe über den Trümmern des Gewesenen jene neue Ordnung triumphierte, die ihren treuesten Soldaten auch das grosse Los zuwarf. Hitlers verschlagenes, mit Winkelzügen operierendes Konzept der unterwandernden Revolution war ihnen unbegreiflich, und zumal dem Haudegenemüt ihres Führers Ernst Röhm fehlten dafür Geduld und Arglist. Und während sie überall im Lande weiterhin die Strasse terrorisierten, «wilde Konzentrationslager» eröffneten, Gerichtsverhandlungen unterbrachen, sogar vereinzelt dazu übergingen, allzu nachsichtige Parteigenossen zu verprügeln und überhaupt das anarchische Treiben vom Frühjahr 1933 erweitert fortzuführen, erinnerte Röhm in steigender Verärgerung an die Opfer, die die SA gebracht, die Toten, die sie betrauert hatte, und sah sich, als seine Mahnungen nichts fruchteten, mehr und mehr in der Rolle des verratenen Revolutionärs.

Enttäuscht, aber auch gedrängt von der Unruhe und dem Prämienhunger der Massen in seinem Rücken, wiegelte er seine Heerhaufen durch Reden und Botschaften weiter auf und forderte, dass «die nationale Revolution aufhört und dass daraus die nationalsozialistische wird!» Seither machte das Schlagwort von der «Zweiten Revolution» die Runde, die der in so vielen elenden Halbheiten steckengebliebenen Machtergreifung auf die Beine helfen und ihn sowie die SA doch noch nach oben bringen sollte. Als der Reichsinnenminister Frick im Sommer 1933 in einem Rundschreiben «schärfste Massnahmen (mindestens Schutzhaft)» gegen diese Bestrebungen androhte und auf allen Ebenen das chaotische Treiben der SA einzudämmen begann, erklärte Röhm, er werde mit zwei Brigaden vor dem Ministerium in der Vossstrasse aufmarschieren und den Minister öffentlich auspeitschen lassen.⁸

Röhm blieb indessen nicht bei machtbewussten, von seinem Anhang mit johlender Zustimmung aufgenommenen Redensarten. Seine Parolen von der «Zweiten Revolution» waren naturgemäss vor allem gegen die Reichswehr gerichtet, die bislang nicht nur den Gleichschaltungsbestrebungen widerstanden hatte und in den Begriffen Röhm's tatsächlich die «Reaktion»

und deren Unangefochtenheit verkörperte. Vielmehr rückte ihr geplanter Ausbau auch ungezählte Verwendungen, insbesondere für Offiziere, in greifbare Nähe, mit denen sich der Karriereehrgreiz vieler SA-Führer befriedigen liess. Es lag geradezu in der Logik der Entwicklung, die bewaffnete Macht durch die SA einzurahmen und allmählich zum nationalsozialistischen Volksheer umzuformen. «Der graue Fels muss in der braunen Flut untergehen»,⁹ verkündete Röhm und entwickelte Pläne, die zahlenmässig weit unterlegene Reichswehr durch die SA aufzusaugen und in eine Volksmiliz einzuschmelzen.

Diese zusehends herrischer und ungeduldiger vorgetragene Absicht musste die eifersüchtig auf ihre Traditionen wie auf ihre Vorrechte bedachte Generalität aufs Äusserste alarmieren und schlimmste Befürchtungen bestätigen. Und als wolle er die Dinge auf die Spitze treiben, nahm Röhm im Herbst den «Stahlhelm» in die SA auf, so dass seine Bürgerkriegsarmee mit einem Schlag auf annähernd drei Millionen Mann anwuchs. Gleichzeitig ging er dazu über, die SA zum Staat im Staate auszuweiten, ihren militärischen Zuschnitt zu verstärken, ein Netz von Kommissariaten für alles und jedes, für Wehrsport, Leibesübungen, Hochschulwesen und anderes zu knüpfen, eine Feldpolizei und eine eigene SA-Gerichtbarkeit aufzubauen sowie Verbindungen zu Industrie, Verwaltung und Presse herzustellen. Doch wie beständig und polternd er auch auf die unerfüllten Ansprüche seiner Gefolgschaft hinwies, vertraute er gleichwohl weiter auf Hitler und hielt ihn nur für entscheidungsscheu sowie dem Einfluss falscher Ratgeber ausgesetzt, diesen «dummen und gefährlichen Subjekten»¹⁰ wie Göring, Goebbels, Himmler oder Hess, die der wirklichen Revolution und dem heraufdämmernden «SA-Staat» im Wege seien.

Auf grössere Dauer stimmte Hitler vermutlich mit Röhm's Vorstellungen überein. Er teilte gewiss auch dessen Abneigung gegen die steife, monokelbewehrte Offizierskaste. Aber eine Unterstützung seiner Forderungen zu diesem Zeitpunkt musste nicht nur die Reichswehr und den Reichspräsidenten gegen ihn aufbringen, sondern das Bündnis mit den konservativen Kräften überhaupt gefährden, die elementare Idee der «Legalen Revolution» sowie die gerade einsetzende wirtschaftliche Wiederbelebung in Mitleidenschaft ziehen und womöglich sogar die auswärtigen Mächte auf den Plan rufen, kurzum: die Grundlagen seiner gesamten Eroberungsstrategie in Frage stellen. Zudem konnte er, einstweilen jedenfalls, auf den Fachver-

stand der Reichswehrführung angesichts der dringenden militärpolitischen Aufgaben, vor allem wegen des Neuaufbaus der Armee, nicht verzichten.

Dennoch zögerte er, Röhm's Ansprüche kurzerhand zurückzuweisen. Er ermutigte ihn sogar aus dem Hintergrund, und seine Überlegung dabei war, dass alle hinhaltenden Manöver die Reichswehr nur gefügiger machen mussten. Auf einer Befehlshabertagung im Dezember sprach Blomberg in grösster Sorge von den «Bestrebungen der SA, eine eigene Wehrmacht zu gründen». Schon sechs Wochen später ging bei ihm eine Denkschrift des SA-Chefs ein, in der Röhm «das Gesamtgebiet der Landesverteidigung» kurzerhand zur «Domäne der SA» erklärte. Und als wolle er keinen Zweifel über seine Absichten aufkommen lassen, schob Röhm am folgenden Tag noch die Sätze nach, die den Generälen als offene «Kampfansage» erschienen: «Ich betrachte die Reichswehr nur noch als eine Ausbildungsschule für das deutsche Volk. Die Kriegführung und daher auch die Mobilmachung ist in Zukunft Sache der SA.»¹¹

Das war das Zeichen für Blomberg und Reichenau, auf «eine klare Entscheidung» zu drängen. Mit wohldosierten Gesten des Entgegenkommens versuchten sie Hitler, ganz wie es dessen Erwartungen entsprach, auf ihre Seite zu ziehen. Eine Vorleistung war schon erbracht. Der Chef der Heeresleitung, Kurt v. Hammerstein-Equord, ein kühler, beissend-ironischer Mann, der Grundsatztreue mit herrenhafter Nachlässigkeit verband,¹² hatte aus seiner Aversion gegen die neuen Machthaber nie ein Hehl gemacht und bald begonnen, von ihnen auch in grösserer Runde als der «Verbrecherbande» oder, unter Anspielung auf die homosexuellen Neigungen innerhalb der SA-Spitze, von den «Schweinigels» zu sprechen. Daher zog Blomberg dessen Zuständigkeiten mehr und mehr an sich und hatte umso leichteres Spiel dabei, als Hammerstein weder Lust noch Begabung zur Intrige besass und offene Verhältnisse verlangte. Schon im Frühjahr 1933 war davon die Rede, dass der Chef der Heeresleitung sich allenfalls bis zum Sommer halten werde. Jetzt wurde es Herbst, ehe er, resigniert und nach Art vieler urteilssicherer Köpfe zur Passivität neigend, seinen Abschied einreichte. Der Schritt erregte kaum Aufsehen innerhalb des Offizierskorps. Im Gefühl, dass es endlich wieder aufwärtsgehe, «waren alle froh, dass sie Hammerstein los wurden»,¹³ und Blomberg konnte sich sogar erlauben, den Abteilungschefs des Ministeriums den weiteren Kontakt mit ihm zu untersagen.

Der ersten Geste folgte bald die zweite. Schon einige Tage nach der Befehlshaberbesprechung von Anfang Februar verfügte Blomberg die Einfüh-



Kurt von Hammerstein-Equord, Chef der Heeresleitung zwischen 1930 und 1934, hat vom Tage der Machtergreifung an aus seiner Abneigung gegen den Nationalsozialismus kein Hehl gemacht. Bald begann er, von den neuen Leuten auch in grösserer Runde als der «Verbrecherbande» zu sprechen. Da er damit die Kreise des neuernannten Reichswehrministers von Blomberg störte, zog dieser immer mehr von Hammersteins Zuständigkeiten an sich. Er hatte umso leichteres Spiel, als Hammerstein weder Lust noch Begabung zur Intrigue besass. Schon im Herbst 1933 reichte er resigniert seinen Abschied ein.

Die Aufnahme zeigt von Hammerstein (rechts) zusammen mit General **von Schleicher** bei einem Truppenappell im Sommer 1932 in Berlin.

rung des NS-Hoheitszeichens als offizielles Symbol der Streitkräfte und etwas später die Übernahme des sogenannten Arierparagraphen für das Offizierskorps.¹⁴ Wiederum kurze Zeit darauf erliess er die Anweisung, dass künftig das «Verständnis für den neuen Staat» als das entscheidende Karriere Merkmal zu gelten habe, und führte, alles aus freien Stücken, die politische Schulung für die Truppe ein. Hitler verstand sich darauf, Zeichen zu lesen. Er mochte Blombergs Verfügungen für erste, verdeckte Kapitulationssignale halten, auch wenn sie unter den Militärs keineswegs auf ungeteilte Zustimmung stiessen.

Um die Reichswehr zu ermutigen, den eingeschlagenen Weg fortzusetzen, gab Hitler einen Schritt nach. Am 28. Februar musste Röhm unter seinen Augen in der Bendlerstrasse ein Papier unterzeichnen, das die Reichswehr in allen Rechten bestätigte und der SA nur die begleitende militärische Ausbildung überliess. In einem «Versöhnungsmahl» mit einer, wie Blomberg vermerkte, «erschütternden» Beschwörung von Seiten Hitlers, Frieden zu halten, wurde der Streit beigelegt.

Doch kaum war die Feier beendet, die Tafel aufgehoben und die Schar der Gäste gegangen, machte Röhm seinem Zorn und seiner Enttäuschung in einem Ausbruch Luft. Er nannte Hitler einen «lächerlichen Gefreiten», warf ihm «Treulosigkeit» vor und fügte hinzu: «Wenn nicht mit, so werden wir die Sache ohne Hitler machen.»

Einer der Teilnehmer, der SA-Obergruppenführer Viktor Lutze, begab sich von dem Sektfrühstück im Huldshinsky-Palais, dem Berliner Amtssitz Röhm's, nach Berchtesgaden, um das Vorgefallene zu melden. Hitler beschied ihn kurz: «Wir müssen die Sache ausreifen lassen.»¹⁵

Als habe es keine Vereinbarung gegeben, keine Beteuerungen und kein feierliches Händeschütteln, setzte Röhm seine Bestrebungen fort. Er kaufte Waffen im Ausland, liess die SA in riesigen Demonstrationen ihrer Macht aufmarschieren, veranstaltete Fahnenweihen und Wehrappelle, er selber hoch zu Ross vor seinen braunen Heerscharen. Gleichwohl schien Hitler zu keinem Eingreifen bereit. Denn die getroffene Regelung hielt sowohl die Reichswehr als auch die SA, jede Seite auf ihre Weise, in Schach, so dass sich schliesslich andere zum Handeln entschlossen: angefangen bei Rudolf Hess und Martin Bormann von der Parteizentrale bis hin zu den Gauleitern all die vielen Feinde, die Röhm sich im Lauf der Jahre gemacht hatte, vor allem aber Göring, der sich jetzt zu einem Bündnis bereit fand, das er gern

vermieden hätte. Er schloss sich mit Heinrich Himmler, dem Führer der SS, zusammen, überliess ihm die Gestapo und brachte damit notgedrungen dessen Gehilfen Reinhard Heydrich ins Spiel, der ihm immer unheimlich gewesen war. Anfang Mai nahm Heydrich die Aktion gegen Röhm in die Hand.

Die Veränderung war augenblicklich zu spüren. Denn nun begann eine regelrechte Treibjagd, in der Intrigen angezettelt, Gerüchte lanciert und sogenannte Abschusslisten in Umlauf gebracht wurden, und immer wieder tauchte inmitten der Treiber im Vordergrund der graue Schatten einer Offiziersuniform auf. Eine schwer erklärbare Unruhe griff um sich, als falle das Land nach so vielen Handstreichern, die verübt und deren Schrecken sogleich durch Führerreden oder Paradenzauber abgedämpft worden waren, in Ernüchterung zurück und gebe sich erstmals Rechenschaft über die eingetretenen Veränderungen. Zwar waren die Unerträglichkeiten von gestern überwunden. Aber neue waren an ihre Stelle getreten: die Verfolgung wehrlos gemachter Minderheiten, Konflikte mit den Kirchen, die Gängelung der Presse und vieles andere, bis hin zum erwachenden Argwohn der Welt. Verstärkt wurden die Besorgnisse durch den spürbar heraufziehenden Konflikt mit der SA, und angesichts der wachsenden Spannung machte sich nun eine weitere Gruppe bemerkbar, die an der Zuspitzung der Gegensätze ein Interesse hatte. Der ins Abseits geratene Vizekanzler Papen witterte, gedrängt von den Jungkonservativen in seiner Umgebung, plötzlich eine Möglichkeit, zu geordneten Staatsverhältnissen zurückzukehren. Vielleicht liess sich, so rechnete er, der Reichspräsident veranlassen, die vielberedete, angeblich bevorstehende Revolte der SA zur Verkündung des Ausnahmezustands zu benutzen. Hindenburg selber schien ihn sogar in dieser Absicht zu ermuntern. Als er Anfang Juni zum Urlaub auf sein Gut Neudeck reiste, äusserte er beim Abschied zu seinem Vizekanzler: «Es geht schlecht, Papen. Versuchen Sie, es in Ordnung zu bringen.»¹⁶

Das war der Anstoss zu jenem aufsehenerregenden Auftritt Papens vom 17. Juni 1934, als er in der Marburger Universität eine Rede hielt, die der konservative Publizist Edgar Jung ihm verfasst hatte. Unvermittelt, als habe er die Entscheidungen der Regierung nicht mitgetragen, wandte Papen sich gegen das Überhandnehmen der Gewalt, den Radikalismus und die Pfründengier der Hitlerleute, die Unterdrückung der Meinungen, die Gleichschaltungsmanie sowie den «widernatürlichen Totalitätsanspruch» des Staates. Konsterniert und für einen kurzen Augenblick verwirrt, schien Hit-

ler zu glauben, der immer sorglose Papen habe ein insgeheim sich anbahnendes Einvernehmen zwischen dem Präsidenten, der Reichswehr und den immer noch einflussreichen konservativen Kräften ausgeplaudert. Jedenfalls spricht vieles dafür, dass er sich jetzt zum Handeln entschloss.

In einer Atmosphäre teils fiebriger, teils kühler Methodik wurde daraufhin die Szene für Röhm's Abgang hergerichtet. Fast täglich ergingen öffentliche Warnungen an die Wortführer einer «Zweiten Revolution». Bei der Reichswehr liefen Hinweise über angebliche Einsatzplanungen der SA ein, Geheimberichte mit grossem Verteiler sprachen von einer bevorstehenden Revolte der braunen Verbände. Doch gleichzeitig wurde führenden Politikern aus Weimarer Tagen wie Heinrich Brüning oder dem letzten Kanzler, Kurt v. Schleicher, bedeutet, für einige Tage unterzutauchen oder sich, noch besser, ins Ausland zu begeben. Darüber hinaus gingen bei einigen Wehrkreiskommandos Anweisungen ein, wonach die SS, was immer geschehe, auf Seiten der legalen Macht stehe, so dass ihr im Bedarfsfälle Waffen auszuhändigen seien. Noch einmal kursierte auch eine «Abschussliste» der SA und landete, zumal bei der Reichswehr, auf den Tischen derer, deren Namen darauf verzeichnet waren: und inmitten der mit sicherer Hand geschürten Erregung der ahnungslose Ernst Röhm, der gerade Anstalten getroffen hatte, seine Einheiten in den gewohnten Urlaub zu schicken. Am Abend vor dem Beginn der Sommerpause wurden in einzelnen Städten noch einmal die SA-Einheiten alarmiert; ihre Führer überprüften die Einsatzbereitschaft und schickten die Verbände zu Protestaktionen auf die Strassen.

In den frühen Morgenstunden des 30. Juni schwärmten die Mordkommandos aus. Durch die Strassen Berlins jagten Mannschaftswagen mit SS und Polizei, sperrten das Tiergartenviertel ab, in dem die Quartiere der SA-Führer lagen, und ebenso das Gelände an der Vossstrasse um den Amtssitz Papens. Hitler selber begab sich nach Bad Wiessee, wohin Röhm eine Tagung einberufen hatte, und verhaftete ihn aus dem Bett heraus. Zusammen mit anderen SA-Führern wurde er ins Gefängnis Stadelheim geschafft, und noch am Vormittag begannen hier wie in der SS-Kaserne in Berlin-Lichterfelde die Exekutionen. Der «einzigartigen Gelegenheit» wegen, wie einer der Beteiligten ausgesagt hat, war die Liste über den Kreis der vorgeblichen «SA-Putschisten» hinaus erweitert und auf Gegner von einst, die Gruppe um Papen sowie eine Anzahl führender Konservativer ausgedehnt worden: Durch einen Akt exemplarischen Terrors sollten sie alle von jeglichen Auflehnungsabsichten abgeschreckt werden.

General v. Schleicher, der verschiedene Warnungen in den Wind geschlagen hatte, wurde zusammen mit seiner Frau in seiner Wohnung in Neu-Babelsberg erschossen, desgleichen einer seiner engsten Mitarbeiter, der ehemalige Chef des Ministeramts im Wehrministerium, General Ferdinand v. Bredow, ermordet, ferner Edgar Jung sowie der Leiter der Katholischen Aktion Erich Klausener und andere. Gegen 9 Uhr stürmten dreissig SS-Leute hinter drei Gestapobeamtinnen in Papens Vizekanzleramt, durchsuchten die Räume und fanden schliesslich Herbert v. Bose, den Leiter der Pressestelle und engen Vertrauten Papens, fragten ihn nach seinem Namen und begannen ohne ein weiteres Wort zu schiessen: alles ohne Verfahren, ohne Urteil und ohne irgendeinen Schein des Rechts. Im Gegenteil schien Hitler geradezu daran gelegen, den Schlag unverhüllt und mit demonstrativer Einprägsamkeit zu führen, ganz als wolle er aller Welt die Unnachgiebigkeit seines Machtanspruchs kundtun und wie ernst es ihm mit seiner Äusserung am Abend des 30. Januar 1933 nach dem Einzug in die Reichskanzlei gewesen war, lebend werde ihn keine Macht der Welt hier wieder herausbringen.¹⁷

Die Öffentlichkeit reagierte auf das Morden, das bis in die Abendstunden des 1. Juli weiterging, mit tiefem Erschrecken. Instinktiv schienen die Menschen zu erfassen, dass hier eine letzte Grenze überschritten war und dass von Machthabern, die dergleichen zuliessen oder sogar inszenierten, nicht geheure Abenteuer und Gefahren drohten. Aber überlagert wurden solche Besorgnisse von den Gefühlen der Erleichterung darüber, dass die Umtriebe der SA samt all den Ängsten vor Unordnung und Pöbelmacht nun ein Ende hätten. Zwar war der täuschende Vorhang der «Legalen Revolution» einen Augenblick lang zerrissen und Hitler auf der Bühne ohne Biedermannskostüm, gleichsam in der Nacktheit seines zum äussersten entschlossenen Machtwillens, sichtbar geworden. Doch bestärkt von der unverzüglich einsetzenden Beschwichtigungskampagne, deutete sich die Öffentlichkeit das zweitägige Massaker alsbald als «Beendigung der Flegeljahre der Bewegung» und als Triumph der ordnungsbewussten Kräfte um Hitler über die wilden, exzesshaften Energien, die diesen revolutionären Aufbruch wie jeden anderen in der Geschichte begleitet hätten.

Dennoch waren die Dinge eine Weltsekunde lang in der Schwebel. Denn alles kam jetzt auf die Reichswehr an. Wohl hatte sie sich an den Machinationen gegen Röhm beteiligt und in dem Komplott weit mehr, als es der In-



*Neben den vielen Titeln, die er unermüdlich sammelte, hielt sich **Hermann Göring** besonders viel auf den eigens für ihn erfundenen «Reichsjägermeister» zugute. Vermutlich schien ihm, dass die Jagdleidenschaft ins Bild jenes «letzten Renaissance-Menschen» gehöre, das er von sich zu verbreiten suchte. Auch als er kurz nach dem «Röhm-Putsch» vom Juni 1934, bei dem er eine führende Rolle gespielt hatte, bei dem britischen Botschafter Sir Eric Phipps zum Abendessen eingeladen war und etwas zu spät erschien, entschuldigte er sich mit der Bemerkung er sei soeben erst von der Jagd zurückgekommen. Sir Eric quittierte mit den Worten: «Auf Tiere, wie ich hoffe.» Die Aufnahme zeigt Göring zusammen mit **Lord Halifax**, dem späteren britischen Aussenminister, im November 1937 auf einer Fahrt durch ein eigens von ihm angelegtes Wisentgehege in der Schorfheide bei Berlin.*

tegrität der Armee guttun konnte, den Part des Handlungers übernommen. Aber das Strafgericht war weit über alles Vermutete hinausgegangen und hatte in seiner blutigen Unverhohlenheit gegen elementare Normen des Rechts verstossen. Wenn die öffentliche Ordnung, wie Blomberg rechtfertigend versicherte, tatsächlich von einer unmittelbar bevorstehenden Revolte der SA bedroht war, hätte die Reichswehr die Pflicht gehabt, einzugreifen; doch wusste jeder, dass dies nicht der Fall gewesen war. War die öffentliche Ordnung dagegen nicht bedroht, so hätte die bewaffnete Macht dem regellosen Morden Einhalt gebieten müssen. Stattdessen hatte sie den Konflikt angefacht und zum Ausbruch getrieben, Waffen zur Verfügung gestellt und schliesslich, um ihres eigenen Triumphes willen, die SS gewährleisten lassen.

Nicht zuletzt die Unsicherheit über das Verhalten der Reichswehr liess es Hitler geraten erscheinen, unmittelbar nach dem Massaker die Hauptstadt zu verlassen und vorläufig unauffindbar zu bleiben. Erst zehn Tage später kehrte er nach Berlin zurück. Denn der Mordaktion waren zwei Generäle zum Opfer gefallen, und gerade jener politische Mitwirkungsanspruch, der dem Offizierskorps so wichtig war, aber auch Stolz und Selbstachtung der Armee verlangten dazu eine Erklärung. Die offizielle Begründung, die Hitler in seiner fahrgigen, von Unsicherheit und erkennbaren Widersprüchen erfüllten Rede am 13. Juli vor dem Reichstag vortrug, Schleicher habe Kontakte zu dem Botschafter einer auswärtigen Macht unterhalten, konnte niemanden überzeugen oder gar zufriedenstellen.

Einige höhere Offiziere, darunter Erich v. Manstein und Gerd v. Rundstedt, aber auch Erwin v. Witzleben, der die Erschiessung der SA-Führer noch mit einem knappen «Na, prächtig!» entgegengenommen hatte,¹⁸ drängten denn auch auf eine kriegsgerichtliche Untersuchung. Doch Blomberg wiegelte ab und stellte Beweise in Aussicht, die nie erbracht wurden. Dabei blieb es. Auf Vorhaltungen einiger weiterer Offiziere verlangte schliesslich auch General Werner v. Fritsch, der inzwischen die Nachfolge Hammersteins als Chef der Heeresleitung angetreten hatte, von Blomberg eine Aufklärung des Hergangs. Als der Minister jedoch auswich, liess er die Sache auf sich beruhen.

Natürlich war dieses Stillhalten in der Mitwisserschaft des Wehrministers begründet. Blomberg hatte sogar der ihm angekündigten «Verhaftung» Schleichers zugestimmt, während Reichenau die offizielle, wenn auch von den kriminaltechnischen Untersuchungen sogleich widerlegte Verlautbarung formuliert hatte, wonach der General v. Schleicher erschossen worden sei, als er sich der Verhaftung widersetze.¹⁹ Infolgedessen mochte sich der Chef der Heeresleitung verpflichtet fühlen, seine politischen Vorgesetzten nicht blosszustellen. Aber die Ausweitung des Blutbades hatte ihn, wie die Quellen übereinstimmend berichten, bei aller Genugtuung über die Bändigung der SA, nicht anders als die meisten höheren Offiziere mit blankem Entsetzen erfüllt.

Dennoch wies Fritsch alle Aufforderungen zum Protest unter Hinweis auf seine Unterstellungsverhältnisse zurück; er habe nicht «ohne ausdrücklichen Befehl» handeln können, meinte er etwas später, «Blomberg habe sich dem schärfstens widersetzt, und Hindenburg sei unerreichbar und offensichtlich falsch informiert» gewesen²⁰. Doch dass er nicht auf der

kriegsgerichtlichen Untersuchung bestand, macht deutlich, dass noch andere Erwägungen im Spiel waren. Als der greise Feldmarschall August v. Mackensen eine Ehrenrettung für die ermordeten Generäle unternahm, hielt Fritsch sich heraus und machte anschliessend auch noch den sogenannten Maulkorb-Erlass Blombergs, der alle eigenen Stellungnahmen zu den Vorgängen untersagte, widerspruchslos der Truppe bekannt. Sogar Blombergs Verbot, an der Beisetzung Schleichers teilzunehmen, stiess weder bei ihm noch im Offizierskorps überhaupt auf irgendwelche Einwände. Wer nach dem Anfang für die Flucht in jenen engen und formalen Gehorsamsbegriff sucht, an dem sich in den folgenden Jahren aller Widerstandswille immer wieder festlief, wird ihn hier finden.

Man kann aber die Ursachen für das unentschiedene Verhalten des Chefs der Heeresleitung nicht nur auf Gehorsam und Loyalität zurückführen, wie sehr er sich dazu auch verpflichtet glaubte. Und ebensowenig reicht das in der Weimarer Zeit von General v. Seeckt begründete Ideal des unpolitischen Soldaten zur Erklärung aus, das Fritschs Karriere begleitet und geprägt hat. Von mindestens ebenso grossem Gewicht war das übergeordnete Motiv des vermeintlich gemeinsamen Interesses mit der neuen Macht, das ihm selbst angesichts offenkundiger Verbrechen Zurückhaltung gebot. Der Ausgang des Ersten Weltkriegs und die Diskriminierung durch den Versailler Vertrag hatten im Offizierskorps einen Wiedergutmachungskomplex geweckt, der nicht nur darauf drängte, die Niederlage ungeschehen zu machen, sondern vor allem den moralischen Makel zu tilgen, an dem es seither trug. Hitler schien ihm das eine wie das andere zu gewährleisten, und einige redeten sich gerade jetzt, nach der blutigen Trennung von Röhm, auch ein, sie würden ihn durch immer grössere Zugeständnisse von der Partei und überhaupt den Beengtheiten seiner frühen Jahre wegnötigen und zu sich hinüberholen können, vielleicht sogar als ihren Gefangenen.

Diese Absicht trog ebenso wie Papens lange gescheitertes Bändigungskonzept, das in solchen Gedankenspielen gespensterhaft wiederauflebte. Mit seiner Witterung für unmerkliche, in der Tiefe sich ereignende Machtverschiebungen hat Hitler augenblicklich erfasst, dass ihm eine Reichswehr, die sich den Mord an zweien ihrer Generäle bieten liess, den Durchbruch zur unumschränkten Herrschaft nicht mehr verlegen werde. Schon drei Wochen später machte er sich die offenbar gewordene Schwäche der Armeeführung zunutze. Am 20. Juli erhob er die SS «im Hinblick auf die gros-

sen Verdienste.. besonders im Zusammenhang mit den Ereignissen des 30. Juni», in den Rang einer selbständigen, ihm unmittelbar verantwortlichen Organisation. Blomberg musste ihr militärische «Waffen für insgesamt eine Division» zugestehen. Statt des SA-Staats, auf den der ungeduldige, täppische Röhm gedrängt hatte, begann jetzt, in zunächst kaum merklichen Schritten, der Aufbau des SS-Staats.

Auch auf der anderen Seite gerieten die bis dahin starren, geschlossenen Reihen in Bewegung. Eine Anzahl von Offizieren, die später zur Militäropposition stiess, hat den Beginn des Bruchs mit dem System auf die Ereignisse jener zwei Tage zurückgeführt, Henning v. Tresckow beispielsweise, Franz Halder, desgleichen Hans Oster, der noch in den Verhören nach dem 20. Juli 1944 von den «Methoden einer Räuberbande» sprach, ferner Erwin Rommel, der die Röhm-Affäre als versäumte Gelegenheit bezeichnete, «mit der ganzen Blase aufzuräumen».²¹ Aber wie viele es auch waren, blieben sie doch Einzelne, und keiner von ihnen sass an einer Schaltstelle. Die Reichswehrführung dagegen frohlockte, weil sie ihr grosses Ziel erreicht und der SA den tödlichen Schlag versetzt hatte, ohne allzu starken Verdacht auf sich zu lenken. Sie begriff nicht, dass es gerade Hitlers taktischer Kunstgriff gewesen war, sie nicht so stark zu beteiligen, dass er ihr hätte dankbar sein müssen, sie aber doch so weit in das Morden hineinzuziehen, dass sie nur korrumpiert daraus hervorgehen konnte. Insoweit hatte er sein Schicksal noch einmal in die Hand der bewaffneten Macht gegeben. Zugleich war ihm während der kritischen Tage im Juni und Juli jedoch klargeworden, dass dies das letzte Mal gewesen war. Die Sekunde war vertan.

Die Gegenrechnung wurde rascher als erwartet vorgelegt. Denn in diesem Augenblick warf die Laune der Geschichte, ganz als habe sie die Hand im Spiel, Hitler eine Gelegenheit zu, seine Alleinherrschaft mit dem Gewinn der letzten offenen Position abzurunden und den Machteroberungsprozess formell abzuschliessen.

Ab Mitte Juli verschlechterte sich der Zustand des Reichspräsidenten zusehends, so dass seine Umgebung fast täglich mit seinem Ableben rechnete. Bis unlängst war er noch als Gegenfigur durch die Pläne enttäuschter Konservativer gegeistert. Scharfsichtiger und so schonungslos, wie er sich gern gab, sprach sein Freund und Gutsnachbar, Elard v. Oldenburg-Januschau, seit geraumer Zeit bereits vom Reichspräsidenten, «den man eigentlich

nicht mehr hatte». Immerhin gab es das Amt und damit zugleich die letzte Institution des Reiches, die dem Ansturm der Machtergreifung nicht erlegen war. Hinzu kam, dass der Reichspräsident als Oberster Befehlshaber der Streitkräfte die einzige Appellinstanz war, an die sich, gegebenenfalls über die Regierung hinweg, die Reichswehr wenden konnte, so dass er als der letzte Bürge ihrer Unabhängigkeit gelten mochte.

Das Amt und seine Befugnisse waren alles, was Hitler von der unumschränkten Herrschaft noch trennte. In pietätloser Hast legte er daher dem Kabinett am 1. August 1934, obwohl die Nachrichten aus Neudeck wieder zuversichtlicher klangen, ein Gesetz zur sofortigen Unterschrift vor, das mit dem Ableben des Marschalls in Kraft treten sollte und die Vereinigung des Präsidentenamtes mit dem Amt des Kanzlers vorsah. Es stützte sich zwar auf das «Gesetz zum Neuaufbau des Reiches» vom Januar 1934, das der Regierung die Befugnis einräumte, neues Verfassungsrecht zu setzen. Doch übersah es sicherlich nicht ohne Absicht, dass der Artikel 2 des Ermächtigungsgesetzes, auf den es sich dabei bezog, das Amt des Reichspräsidenten von jeder Änderung ausnahm. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf Hitlers Doppelspiel mit der Verfassung, dass es ein offener Verstoss gegen eine ihrer Garantiebestimmungen war, mit dem er die vielbeschworene «Legale Revolution» jetzt abschloss.

Als Hindenburg in den frühen Morgenstunden des folgenden Tages starb, war Hitler am Ziel. Und ganz als wolle die Reichswehr in der unziemlichen Eile, mit der die Dinge jetzt vorangetrieben wurden, keinesfalls zurückstehen, folgte Blomberg mit einem staatsstreichähnlichen Coup. Gestützt lediglich auf sein ministerielles Verordnungsrecht, verfügte er, alle Offiziere und Mannschaften noch an diesem 2. August 1934 auf ihren neuen Obersten Befehlshaber, den «Führer Adolf Hitler», zu vereidigen. Die Eidesformel, die sowohl gegen das Vereidigungsgesetz vom 1. Dezember 1933 als auch gegen die Verfassung versties, verpflichtete die Soldaten zu unbedingtem Gehorsam gegen Hitler persönlich und hat später, als die Illusionen jener Phase lange verfolgt waren, Geschichte gemacht.

Eine Ahnung davon fiel schon am Tage der Vereidigung ein. In zahlreichen Erinnerungen ist von der «bedrückten Stimmung» die Rede, die Blombergs Überrumpelungsmanöver in den Garnisonen hervorgerufen hat. General Ludwig Beck, Chef des Truppenamtes und zu dieser Zeit noch einer der erklärten Anhänger Hitlers, hat angesichts des tiefen Bruchs mit aller

Tradition, den die neue Eidesformel sichtbar machte, vom «schwärzesten Tag seines Lebens» gesprochen²², Freiherr v. Gersdorff, damals Regimentsadjutant bei einer Kavallerieeinheit, von einem «erschlichenen» Eid, der das bis dahin rückhaltlose Vertrauen der jüngeren Offiziere in die militärische Führung erstmals dem Zweifel aussetzte. Einmal geweckt, hat dieser Argwohn einige von ihnen auf vielen verschlungenen, mit Hindernissen bestückten und immer wieder auch von jenem Eid verstellten Wegen in kritische Distanz sowie im Einzelfall zum Widerstand gegen das Regime geführt.

Keine Besorgnisse und keine Zweifel dagegen befielen Blomberg. Und doch hat sich die Reichswehr von dem Schlag, den er ihr an diesem Tag ohne alle Not zugefügt hat, nie mehr erholt. Es war schon die Selbstabdankung. Aber befriedigt über das Erreichte, die vermeintlich ungefährdete Machtstellung der Armee, gingen er und die militärische Führung daran, den Einfluss, den sie endlich errungen glaubten, im Politischen zur Geltung zu bringen. So drängten sie den zunächst noch zögernden Hitler, die Aufrüstung voranzutreiben sowie die Heeresplanung zu erweitern und zu beschleunigen. Dabei mochten sie sich in ihrem Irrtum, künftig die politischen Schritte mitzulenken, noch bestätigt sehen, als es ihnen gelang, die Besorgnisse des Auswärtigen Amtes vor den spannungsteigernden Wirkungen dieser Politik zurückzuweisen. Kurz darauf konnten sie auch die gesamtwirtschaftlichen Einwände des Reichsbankpräsidenten Hjalmar Schacht abwehren und, diesmal mit Hilfe Hitlers, den prinzipiellen Vorrang des militärischen Interesses durchsetzen.

Im Vorgriff auf das Gefühl zurückkehrender Kraft, dem die tatsächlichen militärischen Stärkeverhältnisse noch lange nicht entsprachen, entschloss Hitler sich Anfang März 1936 in einem jener Überraschungsmanöver, mit denen er die Welt bald immer häufiger vor vollendete Tatsachen stellte, die entmilitarisierte Zone des Rheinlands zu besetzen. Nach der ein Jahr zuvor erfolgten Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht war dies der letzte Schritt zur Beseitigung der Fesseln von Versailles. Und wenn er auch diesen Coup wie stets mit viel absicherndem Versöhnungsgerede begleitete, erwiderte er doch auf einen Beschluss des Völkerbundsrats, wonach Deutschland in jener Zone auch künftig auf Befestigungen verzichten müsse, die Hoheit des Landes sei nicht wiederhergestellt worden, um sie sogleich wieder einschränken zu lassen. Erstmals gewann jetzt die Nation das so lange vermisste Gefühl der Selbstachtung zurück und dass die Zeit ein Ende habe, in der alle Welt mit ihr im Ton von Siegern sprechen konnte.

Hitler selber dagegen zog aus diesem Triumph, den er mit einer Handvoll halbfertiger Militäreinheiten gegen die hochüberlegene französische Militärmacht errungen hatte, die Folgerung, wie der französische Botschafter in Berlin, André François-Poncet, schrieb, «sich alles erlauben und Europa die Gesetze vorschreiben zu können».²³

Vor allem das höhere Offizierskorps sah die in Hitler gesetzten Erwartungen jetzt eingelöst. Mit grossem Nachdruck trieb es die Aufrüstung voran, obwohl die innenpolitischen Vorbehalte bestehenblieben und sogar noch anwuchsen. Doch auch im Blick auf die Aussenpolitik wurde nun, wiewohl vorerst vereinzelt, mancher Zweifel laut und zusehends unruhiger die Frage erörtert, wie lange die europäischen Mächte auf Hitlers Vertragsbrüche nicht anders reagieren würden als mit den Protesten und leeren Drohungen der vergangenen Jahre. Es vermittelt einen anschaulichen Begriff nicht nur von dem tiefen Trauma der Wehrlosigkeit, unter dem die Militärs gelitten hatten, sondern auch von ihrer politischen Wahrnehmungsschwäche, dass sie die auftauchenden Besorgnisse gleichwohl zurückstellten und sich nicht davon abbringen liessen, alle Energie und allen Fachverstand an eine Aufgabe zu wenden, deren Ergebnisse niemand anderem als Hitler zugehen kamen.

Es war denn auch im Grunde nur die Konsequenz dieser so erfolgreich betriebenen Wehr- und Aufrüstungspolitik, mit der Hitler die Militärs in der berühmten, durch das sogenannte Hossbach-Protokoll überlieferten Rede vom 5. November 1937 in der Berliner Reichskanzlei konfrontierte. Denn der wachsende Zeitdruck, mit dem er den in einer vierstündigen, pausenlosen Grundsatzrede verkündeten «unabänderlichen Entschluss» begründete, «in absehbarer Zeit gegen die Tschechoslowakei und Österreich gewaltsam vorzugehen», war unmittelbar darauf zurückzuführen. Die von allen Seiten misstrauisch verfolgten deutschen Rüstungsanstrengungen hatten die umliegenden Mächte zu beschleunigten Gegenrüstungen veranlasst. Nicht zu Unrecht fürchtete Hitler, dass sich die Machtgewichte schon in naher Zukunft zuungunsten des Reiches verschieben würden. Eine Rolle spielte aber auch, dass die vergangenen zwei Jahre ihn gelehrt hatten, zu welchen staunenswerten Ergebnissen der Ehrgeiz des Offizierskorps führen konnte. Die Unzufriedenheit mit den Rüstungsfortschritten, die er gleichwohl zu erkennen gab, war sichtlich taktisch-psychologisch gemeint. Unter Umständen, erklärte er, sei er bereit, schon im bevorstehenden Jahr loszu-

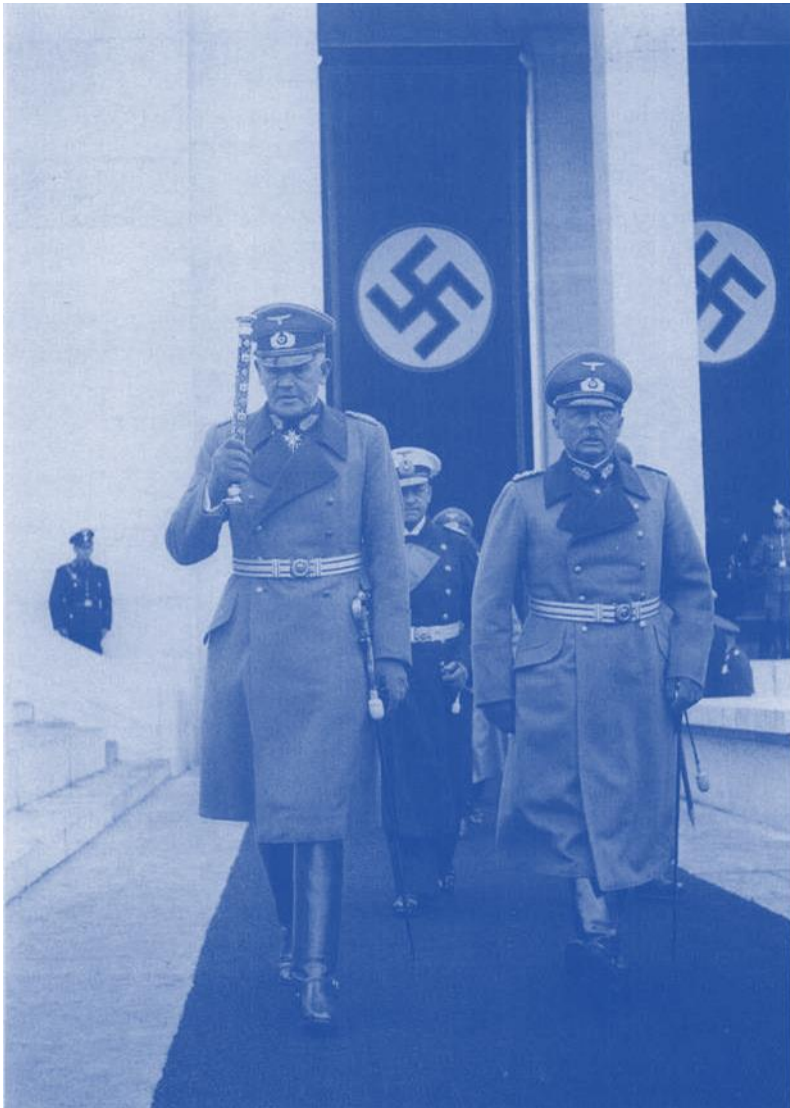
schlagen. Gleichzeitig machte er deutlich, dass er die eroberte Tschechoslowakei nur als Ausgangsbasis weitausgreifender, imperialer Zielsetzungen zur Überwindung der deutschen Raumnot betrachte.

Hitlers Darlegungen riefen bei einem Teil der Versammelten offene Bestürzung hervor, und die anschliessende Diskussion nahm, wie einer der Teilnehmer berichtet hat, «zeitweilig sehr scharfe Formen» an.²⁴ Vor allem Blomberg und Fritsch, aber auch der hinzugezogene Aussenminister Konstantin v. Neurath traten Hitler entgegen. Sie warnten nachdrücklich vor einem so unverhohlenen Kriegskurs grossen Stils, der zwangsläufig die Westmächte auf den Plan rufen und einen Weltkrieg zur Folge haben müsse. Erst an diesem 5. November 1937 schien sich ihnen zu enthüllen, dass Hitler entschlossen war, mit den seit Jahren verkündeten Zielen Ernst zu machen, auch dass er nicht daran dachte, das Militär, wie Beck es noch in einer bald darauf verfassten Stellungnahme als wünschenswert darstellte, an den Entscheidungen über Krieg und Frieden zu beteiligen, kurz, dass Hitler nicht ein nationaler Revisionist wie sie, sondern gleichsam Hitler war.

Hitler selber sah sich durch die Konferenz in der Vermutung bestätigt, dass seine imperialen Pläne mit den umständlichen, von tausend Skrupeln geplagten Vertretern der alten Führungsschichten, die weder Nervenstärke noch Abenteuerum besaßen, nicht zu verwirklichen waren. Bei Gelegenheit hat er bemerkt, er habe sich die Generalität einst als «Fleischerhund» vorgestellt, «den man fest am Halsband halten müsse, weil er sonst jeden anderen Menschen anzufallen drohe». Jetzt erkannte er, welchem Irrtum er erlegen war. «Ich bin es, der diesen Fleischerhund immer erst antreiben muss.»²⁵ Doch wenn eine gegenseitige Desillusionierung stattgefunden hatte, war die Enttäuschung auf Seiten seiner Gegenspieler noch grösser, weil sie sich aus allen Partnerschafts- und Führungsräumen gerissen sahen; Hitler dagegen fand sich nur in seinem verächtlichen Urteil bestärkt. Schon dass eine Debatte geführt worden war, hatte ihn so sehr gereizt, dass er allen künftigen Zusammentreffen mit den militärischen Spitzen die Form eines Befehlsempfangs gab. Missgelaunt zog er sich nach Berchtesgaden zurück und weigerte sich wiederholt, den Aussenminister zu einem Gespräch zu empfangen. Aber er wartete auf eine Gelegenheit, aus den Erfahrungen dieses Tages die Folgerung zu ziehen.

Wiederum spielten ihm die Umstände eine Chance zu, die er unverzüglich erfasste und politisch nutzte. Mitte Januar 1938 hatte der seit Jahren verwitwete Wehrminister geheiratet, eine Frau aus «kleinen Kreisen», wie Blomberg selber versicherte, und Hitler und Göring als Trauzeugen gewonnen. Doch schon wenige Tage später machten Gerüchte die Runde, wonach die Ehe eine Mesalliance mit sittenpolizeilichem Charakter und die junge Frau eine Zeitlang als Prostituierte geführt, einmal sogar auch straffällig geworden war. Die Empörung im Offizierskorps war beispiellos. Beck wurde bei Wilhelm Keitel vorstellig, der unterdessen die Nachfolge Reichenaus im Ministerium angetreten hatte, und erklärte, es sei nicht hinzunehmen, dass «der höchste Soldat eine Hure» zur Frau nehme. Aber auch Hitler war ausser sich, als Göring ihm die Akte vorlegte, und bestellte Blomberg schon zwei Tage später zum Abschiedsbesuch ein: «Ich konnte das nicht mehr aussitzen», erklärte er, «wir müssen uns trennen.» Als in einem kurzen Abschlussgespräch die Person des Nachfolgers erörtert wurde, schloss Hitler nicht nur Fritsch als «hemmendes Element»²⁶ aus, sondern auch Göring, der dem ganzen Vorgang die intrigenhaften Begleitumstände hinzugefügt hatte, um den Sturz Blombergs unvermeidlich zu machen und sich in seinem unersättlichen Ämterhunger selber als Nachfolger ins Spiel zu bringen. Infolgedessen hatte Blomberg die Gelegenheit, der Wehrmacht einen letzten fatalen Dienst zu erweisen und seinem Gegenüber vorzuschlagen, selber das Amt zu übernehmen.

Vieles spricht dafür, dass Hitler sich ohnehin mit dieser Absicht trug. Aber nun kam, von Himmler und Heydrich besorgt und wiederum von Göring vorgelegt, eine zweite Polizeiakte ans Licht, die es Hitler erlaubte, die gesamte militärische Spitze auszutauschen und die Armee auf jene rein instrumenteilen Funktionen zurückzustutzen, die seiner Kriegspolitik erst die organisatorischen Voraussetzungen verschafften. Diese Akte beschuldigte Generaloberst v. Fritsch der Homosexualität, und in einem Auftritt wie aus einem Schmierstück wurde der nichtsahnende Chef der Heeresleitung in der Reichskanzlei vor grossem Aufgebot mit Hitler an der Spitze einem gedungenen Zeugen gegenübergestellt. Zwar erwiesen sich die Beschuldigungen bald als haltlos, aber für eine kurze Zwischenzeit erfüllten sie ihren Zweck. Denn statt Hitler, wie dieser selber es erwartet hatte, das Aktenstück vor die Füße zu werfen, reagierte Fritsch verwirrt und fassungslos. Ohne das Spiel zu durchschauen, galten seine Überlegungen jetzt und in den folgenden Tagen einzig der Frage, wie er Hitler den schrecklichen Irrtum aus-



*Die Selbstüberschätzung der Armee hat ihren Untergang bewirkt und zu Hitlers Erfolg nicht unwesentlich beigetragen. Reichskriegsminister und Oberbefehlshaber der Wehrmacht, Generalfeldmarschall **Werner von Blomberg** zusammen mit dem Oberbefehlshaber des Heeres, Generalleutnant **Werner von Fritsch**, am 13. September 1937 auf dem Reichsparteitag der NSDAP in Nürnberg. Im Hintergrund der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, **Admiral Raeder**.*

reden und die ihm widerfahrene Entehrung aus der Welt schaffen könne. Alle Versuche, ihn zu grösserer, die Machenschaften im Hintergrund aufdeckender Widersetzlichkeit zu bewegen, insbesondere eine Zeugenvernehmung Himmlers und Heydrichs zu verlangen, prallten an diesem verengten Ehrenstandpunkt ab. Erst als seine Sache längst verloren war, hat Fritsch erfasst, dass sich der Schlag weniger gegen ihn als gegen die Armee im Ganzen richtete. Daher blieb Hitler jene offene Auseinandersetzung erspart, die er unbedingt vermeiden wollte.

Aber nicht nur Fritsch verkannte, dass die Intrige Hitler eine Handhabe bot, die Wehrmachtsführung endgültig gleichzuschalten. Als der Oberstleutnant Hans Oster von der Abwehr eine Verbindung zu kommandierenden Generälen suchte, die Truppen in Marsch setzen und Hitler durch die Demonstration militärischer Macht in die Schranken weisen konnten, sties er oder seine Emissäre bei Ulex in Hannover, v. Kluge in Münster sowie bei List in Dresden angesichts der bis dahin verheimlichten Hintergründe der Affäre zwar auf äusserstes Entsetzen, und Kluge wurde «aschfahl». Aber keiner war für einen Entschluss zu gewinnen, und wer genauer hinhört, meint geradezu, Hohn und Gelächter der Regisseure im Hintergrund zu vernehmen und wie Hitler zu der Bemerkung aus jenen Tagen kommen konnte, nun sei er gewiss, dass alle Generäle feige seien.²⁷

Womöglich noch bezeichnender war das Verhalten Ludwig Becks, der nach dem Abschied Fritschs, zumindest für die Zwischenphase, der berufene Vertreter der Heeresleitung war. Nicht nur trat er zugunsten seines bisherigen Chefs kaum in Erscheinung, vielmehr verbot er den Offizieren in der Bendlerstrasse, über den Vorfall auch nur zu reden. Als der Oberquartiermeister II, Franz Halder, am 31. Januar bei ihm erschien und die näheren Umstände der weiterhin unter grosser Geheimhaltung betriebenen Affäre erfahren wollte, verweigerte Beck ihm unter Hinweis auf seine Schweigepflicht jede Unterrichtung. Der Aufforderung Halders, sich an die Spitze seiner Generäle zu stellen und das Gestapohauptquartier in der Prinz-Albrecht-Strasse, das er als Zentrum aller Machenschaften vermutete, kurzerhand auszunehmen, widersprach Beck erregt, der Vorschlag sei nichts anders als «Meuterei, Revolution», und fügte hinzu: «Diese Worte gibt es nicht im Lexikon eines deutschen Offiziers.»²⁸ Schon am folgenden Tag kam die Nachricht, dass Fritsch seinen Rücktritt eingereicht habe.

Der stumme, von durcheinandergehenden Gefühlen der Resignation und der verlorenen Ehre, aber auch von weiterwirkenden Loyalitätsempfindungen begleitete Abgang des Oberbefehlshabers des Heeres eröffnete Hitler die lange ersehnte Möglichkeit zu jenem umfassenden Revirement, das er wohl erst allmählich als die grosse Chance aus all den Zufällen, Intrigen und komödiantischen Anstalten der vergangenen Tage erfasste. Am 4. Februar 1938 übernahm er «unmittelbar persönlich», wie es im ersten Satz des entsprechenden Erlasses hiess, «die Befehlsgewalt über die gesamte Wehrmacht». Das Blombergsche Ministerium wurde aufgelöst und an seiner Stelle ein Oberkommando der Wehrmacht errichtet, so dass ihm künftig kein Repräsentant der Gesamtstreitkräfte mehr gegenüberstand, sondern nur noch die Oberbefehlshaber der einzelnen Teilstreitkräfte. Gleichzeitig wurden über sechzig Generäle in den Ruhestand geschickt oder versetzt, die Mehrzahl offensichtlich nicht aus Gründen mangelnder Regimetreue, sondern um junge Kräfte nach oben zu bringen. Ebenso verfuhr man mit einigen Botschaftern, und im Ganzen leitete Hitler sicherlich auch die Absicht, das Spektakel der Entlassung von Blomberg und Fritsch hinter den Nebeln eines umfassenden Personalschubs zu verbergen. Wie sehr er die Umbesetzungen aber auch als Vergeltungsakt für den 5. November des zurückliegenden Jahres verstand, machte die Ablösung Neuraths deutlich, dessen Ministerium Joachim v. Ribbentrop übernahm. Desgleichen wurden die lange schwelenden, durch stete Einreden immer neu entfachten Auseinandersetzungen mit Hjalmar Schacht durch die Ernennung Walter Funks zum Wirtschaftsminister beendet. Um schliesslich den bei so vielen Postengaben leer ausgegangenen Göring versöhnlich zu stimmen, ernannte Hitler ihn zum Feldmarschall.

Damit waren auch die letzten, ohnehin geschwächten oder weitgehend entmachteten Gegenpositionen gefallen. Die Figuren, die jetzt nachrückten, hatten sich verschiedentlich durch Willfährigkeit empfohlen und waren, zumindest der Erwartung Hitlers zufolge, nichts als austauschbare Erfüllungsgehilfen. So wurde Wilhelm Keitel Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, weil Blomberg im Verlauf seiner Abschiedsunterredung mit Hitler zwar dessen Namen erwähnt, doch sogleich hinzugefügt hatte, Keitel sei nur ein «Bürochef», worauf Hitler entgegnet hatte: «Das ist genau die Art Mann, die ich brauche.»²⁹ Walther v. Brauchitsch wiederum, der die Nachfolge Fritschs antrat, hatte das Amt erst nach langem Zögern und sogar mit Widerstreben angenommen, aus Pflichtgefühl mehr als vom Ehr-



*Nach dem Sturz Blombergs im Frühjahr 1938 unterstellte sich **Hitler** die Wehrmacht «unmittelbar persönlich». Zum Chef des OKW ernannte er **Wilhelm Keitel**, der ihm in allem bis zum Ende gefügig war, den er eben deshalb aber auch verachtete. Als Goebbels einmal, um irgendeine militärische Frage zu klären, die Hinzuziehung Keitels vorschlug, entgegnete ihm Hitler, «einen Mann mit dem Gehirn eines Kinopartiers» könne man dabei nicht brauchen.*

Hitler mit Keitel am 12. März 1938 auf dem Flug nach München nach dem sogenannten Anschluss Österreichs.

geiz gedrängt. Dabei war er so unpolitisch wie die Mehrzahl seiner Generalskollegen, konfliktscheu und jedenfalls viel zu schwach, um das Interesse des Heeres gegen Hitler, die Partei und die aufstrebende SS mit einiger Aussicht auf Erfolg zu verteidigen.

Geradezu spürbar teilt sich bei Lektüre der Materialien jener Wochen die Ungeduld und steigende Hektik mit, die Hitler im gleichen Augenblick erfassten. Nur Tage später erging die Anweisung, die materielle Ausstattung des Mobilmachungsheeres bereits zum 1. April 1939 «in voller Höhe» sicherzustellen, ein umfangreiches, auf die kriegerische Auseinandersetzung mit Grossbritannien zugeschnittenes Marineprogramm zu entwerfen und die Planung für die Luftwaffe auf das Fünffache zu erweitern. Gleichzeitig trieb Hitler die operativen Massnahmen voran, und seine wie berauscht ausgreifende Unrast dieses Frühjahrs verrät etwas von der tiefen Genugtuung,

die ihn erfüllte, endlich frei von den nicht endenden Lästigkeiten ringsum, all dem Stirnerunzeln und dem Köpfewiegen altgedienter Generäle zu sein und nur noch den selbstgeschaffenen Bildern von Grösse, Ruhm und Welt-errettung zu folgen. In der Nacht vom 20. April 1938 beauftragte er Keitel mit den generalstabsmässigen Vorarbeiten für die Inbesitznahme der Tschechoslowakei. Um die gleiche Zeit machte sich der Generalstabschef Ludwig Beck an die Abfassung der ersten jener Denkschriften, die er während der folgenden Monate in wachsender Beunruhigung vorlegte, um Hitler von seinem Kriegsentschluss abzubringen und durch eine Neuorganisation der Wehrmacht den Einfluss der Militärs auf die politischen Entscheidungen zurückzugewinnen. Damit begann ein langwieriger, ungleicher Zweikampf. Mitte Juni tat Hitler seine Absicht kund, ab 1. Oktober jede sich bietende Gelegenheit zur «Lösung der tschechischen Frage» zu nutzen.

Betrachtet man das Geschehen zwischen Röhms-Affäre und Fritsch-Krise im Ganzen, tritt in Irrtum und Versagen, auffälliger als alles andere, der Mangel an Selbstbehauptungswillen hervor, den die Geschichte in ihrer Pedanterie und Rechenhaftigkeit so gut wie stets mit Demütigungen vergilt. Kein General hat auch im Falle Fritschs mit gebotenen Nachdruck darauf bestanden, die Hintergründe des Geschehens aufzudecken, oder zumindest Auskunft darüber verlangt, welche der von Hitler stets nur andeutend umschriebenen Gründe einer vollständigen und öffentlichen Rehabilitierung des Chefs der Heeresleitung im Wege standen. Doch hat Brauchitsch sich in stillem, zähem Drängen für ihn verwendet und Hitler schliesslich unter Hinweis auf die wachsende Unruhe im Heer veranlasst, sich dem Offizierskorps zu erklären.

Das Zusammentreffen, das am 13. Juni auf dem Fliegerhorst in Barth stattfand, ist, allen Berichten zufolge, einer der wirkungsvollsten Redeauftritte Hitlers gewesen. Angesichts der nun heranreifenden Expansions-schritte zeigte er sich entschlossen, die drohende Vertrauenskrise unter allen Umständen abzuwehren. Jedenfalls sprach er von «Bedauern» und «Tragik», versicherte, dass sich dergleichen nicht wiederholen werde, und gab mit jedem Wort zu erkennen, dass die Armee nach wie vor der unbestrittene Waffenträger des Reiches sei. Am Ende verfügte er die Ernennung des Generalobersten Fritsch zum «Ehrenkommandeur» des 12. Artillerie-Regiments. Doch welche uneinholbaren Machteinbussen die Affäre zur Folge hatte, war schon im März offenbar geworden. Denn der Einmarsch in Österreich, mit dem der wie befreit auftrumpfende Hitler zum ersten Mal über die Grenzen hinausgriff, war ohne Beteiligung des Generalstabs vor-



*Generaloberst **Walther von Brauchitsch**, seit 1938 Oberbefehlshaber des Heeres, versuchte die Integrität der Armee zu bewahren, verstrickte sich aber aus Schwäche immer tiefer in die Untaten des Regimes. Ulrich von Hassell bezeichnete ihn in seinen Tagebüchern, in denen er allen Personen ironisch treffende Decknamen gab, durchweg als «Pappenheim».*

bereitet worden, gestützt vielmehr auf Parteinstanzen und begleitet von Himmler und der nun sichtlich nach vorn drängenden SS.

Eine letzte Demütigung hatte auch der unterdessen von allen Anschuldigungen freigesprochene Werner v. Fritsch hinnehmen müssen. Erst am 30. März liess Hitler ihm ein kühl gehaltenes Schreiben zugehen, dem zwei Tage später eine kurze Meldung in den Zeitungen folgte, wonach der Führer dem Generalobersten Fritsch zur «Wiederherstellung seiner Gesundheit...

seine besten Wünsche ausgesprochen» habe. Eine Woche später entgegnete Fritsch ihm in einem Brief: «Die kriminelle Beschuldigung ist restlos zusammengebrochen. Nicht aber beseitigt sind die mich tief verletzenden Begleitumstände meiner Entfernung aus dem Heere, die umso schwerer wiegen, als der wahre Anlass meiner Verabschiedung sowohl in weiten Kreisen der Wehrmacht wie des Volkes nicht unbekannt geblieben ist.» Dann sprach Fritsch die dringende Bitte aus, «diejenigen Persönlichkeiten zur Rechenschaft zu ziehen, denen von Amts wegen die Behandlung meines Falles sowie die rechtzeitige und vollständige Unterrichtung Ihrer Person» oblag, und gab die Wiederherstellung seiner Ehre «der weisen Einsicht Ihrer Person, des Obersten Befehlshabers», anheim.

Fritsch erhielt nie eine Antwort.³⁰

Die Fritsch-Krise bezeichnet einen Tiefpunkt der deutschen Militärgeschichte, wie weit man zurückblicken mag. Zugleich markiert sie auch in der Geschichte der Hitlerjahre einen Einschnitt. Denn die Erfahrungen jenes Frühjahrs 1938 haben die ersten Anstöße zur Bildung oppositioneller Gruppen gegeben. Sie entstanden an unterschiedlichen Orten und gingen in aller Regel von Einzelnen aus, die nicht nur die von Hitler drohenden Gefahren für das eigene Land sahen, sondern auch einen Sinn für den kaum ausmessbaren Abstand bewahrt hatten, der ihn von allen zivilisierten Normen trennte. Sie knüpften Verbindungen, sammelten Gleichdenkende und überwandern erstmals die engen, von generationenalten europäischen Borniertheiten errichteten Grenzen, indem sie Unterstützung selbst im Ausland suchten. Ihre Bereitschaft zur Überwindung hergebrachter Vorurteile, ihre Absichten und ihre Entschlossenheiten lagen noch weit auseinander. Was sie einte, war nichts anderes als die Einsicht, den Dingen nicht einfach ihren Lauf zu lassen.

Die auffälligste Figur im Gesamtbild dieser Opposition war unstrittig Hans Oster, seit Herbst 1938 Leiter der Zentralabteilung des OKW-Amtes Ausland/Abwehr. Er hatte schon vor dem Jahre 1933 die NS-Bewegung skeptisch verfolgt, doch dann, im Zuge der ersten Phase, gleich der Mehrzahl seiner Offizierskollegen, Hitlers aussenpolitische Ziele bejaht, so dass er in jenes augenblicksbestimmte Hin und Her zwischen Bejahung und Verneinung geriet, aus dem ihn erst die Röhme-Affäre befreite. Zunächst keineswegs der Typus des politischen Offiziers, besass er Wertbegriffe und Urteilsvermögen genug, um die verheerende Niederlage zu erkennen, die sich die Reichswehr durch das Doppelspiel jener Tage zugefügt hatte. Die

in ungezählten Symptomen greifbar werdende Staatswillkür, die Verminderung des Rechts sowie der einsetzende Kampf gegen die Kirchen bestimmten den Pfarrerssohn aus Dresden, den Schritt vom blossen Vorbehalt zur prinzipiellen Verneinung des Regimes zu tun und den Apparat der Abwehr für den Aufbau eines ausgedehnten konspirativen Netzes zu nutzen. Die würdelose Posse, die Fritschs Abschied herbeigeführt hatte, trieb ihn über die Grenze blosser Kritik in den Entschluss zum Widerstand, obwohl er nicht verkannte, dass Fritschs Schwäche erst die Niederlage unvermeidlich gemacht hatte. Aber der Generaloberst war mehrere Jahre lang sein Regimentskommandeur gewesen, und Oster hatte ihm seither nicht nur hohen Respekt, sondern auch eine Art Verehrung bewahrt. Entschlussfreudig, wendig und nicht ohne diplomatische Phantasie, war er eine seltene Verbindung aus Moralität, Leichtsinn und Verschlagenheit. In stundenlangen Gesprächen hatte er Beck dahin gebracht, die Widersprüchlichkeit seiner Position einzusehen oder doch in jenem formalen Loyalitätsbegriff schwankend zu werden, an den er sich angesichts der immer neuen Gewissensproben, die Hitler ihm abverlangte, geklammert hatte. Rastlos unterwegs, knüpfte Oster Verbindungen nach allen Seiten und schlug überhaupt die Brücken zwischen den militärischen und den zivilen Gegnern des Systems, die dann so wichtig wurden.

Treibende Kraft der zivilen Opposition, und im Laufe der Jahre auch vom militärischen Widerstand als Führungsfigur anerkannt, war Carl Goerdeler. Aus konservativen Verhältnissen herkommend und Mitglied der Deutschen Nationalen Volkspartei, hatte er sich, ihrer reaktionären Enge wegen, von der Partei getrennt und als Oberbürgermeister von Leipzig den Ruf eines offenen, sozial aufgeschlossenen Politikers erlangt. Schon unter Brüning zum Reichskommissar für die Preisüberwachung ernannt, stellte er sich noch nach der Röhm-Affäre für diese Aufgabe erneut zur Verfügung, geriet dann aber nicht nur mit dem Wirtschaftskurs Hitlers, sondern auch mit den Parteiinstanzen in Konflikt. Er war der «klassische Vertreter» jener Opposition von innen her,³¹ die bemüht war, eine allmähliche Zivilisierung des Regimes durch Mitarbeit zu erreichen. Doch im Gegensatz zu den vielen, die hinter der Formel vom Schlimmeren, das sie zu verhüten suchten, nur eine mutlose, nichts bewirkende Anpassungspraxis verbargen, trat er unermüdlich, auch öffentlich, den Fehlentwicklungen entgegen, um die «guten Kräfte in der Partei» zu stärken.³² Schon 1933 hatte er sich geweigert, auf

dem Leipziger Rathaus die Hakenkreuzfahne aufzuziehen. Und als 1936 in seiner Abwesenheit und gegen sein ausdrückliches Votum das Mendelssohn-Denkmal vor dem Gewandhaus beseitigt wurde, trat er nach kurzem innerem Kampf von seinem Amt zurück.

Von da an widmete Goerdeler sich nahezu unausgesetzt seinen oppositionellen Bestrebungen. Er mobilisierte seine ausgedehnten Verbindungen und reiste allein von Juni 1937 bis Ende 1938 in zweiundzwanzig Länder, immer mit dem Ziel, die Mächte zu einer unnachgiebigen Haltung gegenüber Hitler zu bewegen. Ähnlich knüpfte er auch in Deutschland Kontakte nach hierhin und dorthin und hat auf diese Weise entscheidend zur Sammlung der bürgerlich-nationalen und konservativen Gegner des Regimes beigetragen. Bei alledem leitete ihn ein unverwüstlicher, fast ins Pathologische reichender Optimismus und der nie versiegende Glaube an die Macht des überlegenen Arguments. Noch am Ende seines Lebens, als zum Tode Verurteilter, hielt er gegen alle Erfahrung und alle resignativen Anwendungen an dieser Überzeugung fest.

Aber Oster wie Goerdeler waren nur die Mittelpunktfiguren einer sich jetzt rasch vermehrenden Zahl von Regimegegnern. Sie hatten, jenseits der vielen, zwischen allen Gruppen sich bewegenden Einzelgänger, den einen Schwerpunkt im Auswärtigen Amt um Adam v. Trott zu Solz, Otto Kiep, Eduard Brücklmeier, Hans-Bernd v. Haeften und die Gebrüder Kordt; den anderen in der Armee. Zu den bereits Genannten stiessen angesichts der Fritsch-Affäre General Georg Thomas, der Chef des Rüstungsamts im Oberkommando der Wehrmacht, ferner die Generäle Wilhelm Adam, Erich Hoepner, Carl-Heinrich v. Stülpnagel und Erwin v. Witzleben, der Abwehrchef Wilhelm Canaris und ungezählte andere, deren Namen in den folgenden Jahren aus der umrisslosen Masse heraustreten und zusehends Profil gewinnen. Auch für Hans v. Dohnanyi wurde die Verabschiedung Fritschs zum Bruchpunkt, desgleichen für Fritz-Dietlof v. d. Schulenburg. Henning v. Tresckow wiederum trug sich damals mit dem Gedanken, der Armee und ihrer fügsamen Generalität den Rücken zu kehren.³³

Wie schwer der Wechsel, der zugleich der Übertritt in eine fremde, allen hergebrachten Grundsätzen und Traditionen strikt entgegengesetzte Welt war, vielen Offizieren wurde, geht aus dem Verhalten Ludwig Becks hervor. In seinen Denkschriften wie seiner Umgebung gegenüber hatte er sich wiederholt und zunehmend entschiedener gegen Hitlers ungeduldiges Drängen zum Kriege gewandt. Auch blieb er dabei, beharrlich, ab er zuse-



*Bevor er sich dem Widerstand zuwandte, war **Carl Goerdeler**, Oberbürgermeister von Leipzig, der «klassische Vertreter» einer Opposition von innen her – immer bemüht, eine allmähliche Zivilisierung des Regimes durch Mitarbeit zu erreichen. Das Bild zeigt ihn zusammen mit **Goebbels**, **Hitler**, **Winifred Wagner** und (stehend) deren Sohn Wieland bei der Grundsteinlegung zum Richard-Wagner-Nationaldenkmal in Leipzig.*

hends einsamer, die Stücke der zerborstenen Zwei-Säulen-Theorie zusammenzusuchen und einen Rest an Mitspracherecht für die Armee zu behaupten; denn Brauchitsch hatte sichtlich schon resigniert und war nur noch damit beschäftigt, die andrängenden Forderungen abzuwehren, statt die eigenen durchzusetzen. Als Oster ihn daher jetzt zu einer energischen Aktion aufforderte, war er bereit, Brauchitsch für einen kollektiven Rücktritt der Generäle zu gewinnen. Zugleich fürchtete Beck aber, seinen Namen mit alledem, was es für ihn im Lexikon des deutschen Soldaten nach wie vor nicht gab, mit Aufruhr und gleichsam südamerikanischer Juntapolitik, in Verbindung gebracht zu sehen.

Denn eine solche Kollektivdrohung war nicht ohne unabsehbare Risiken. Nicht nur, dass sie als Signal zu einer Erhebung hätte verstanden werden müssen, für die es die erforderliche breite Unterstützung weder im Militär noch im Bürgertum oder in der Arbeiterschaft gab. Vielmehr war auch zu

war auch zu befürchten, mit einem solchen Schritt geradezu Hitlers Spiel zu spielen und ihm Gelegenheit zu geben, das Heer auf einen Schlag mit zuverlässigen, regimetreuen Offizieren, womöglich sogar mit Führungskräften der SS, zu durchsetzen und, früher als erwartet, zu jener ideologisch gehärteten «Weltanschauungstruppe» zu kommen, die sein zusehends offener verfolgtes Ziel war.

Aus diesem Grunde legte Beck dem Text, der die Rücktrittsaktion auslösen sollte, die Fiktion einer Befreiungstat zugrunde, die Hitler den Händen von Partei und SS entreissen sollte. Die Parolen, die er auszugeben gedachte, lauteten: «Für den Führer, gegen den Krieg, gegen die Bonzokratie, Friede mit der Kirche, freie Meinungsäusserung, Schluss mit den Tschekamethoden!»³⁴ Dahinter stand der von Beginn an weitverbreitete, mit Bedacht erzeugte und verstärkte Glaube, dass die Umgebung Hitlers in «gute» und «schlechte» Elemente gespalten sei, die sich eine Art Geisterkampf um Seele und Person des Führers lieferten, und dass jeder mitwirken müsse, den Einfluss der «schlechten» Kräfte einzudämmen, die sich um Ribbentrop, Himmler und Goebbels gruppierten. Ganz in diesem Sinne äusserte Beck jetzt zu Brauchitsch, er sei bereit, auf die SS zu schiessen; auf Hitler dagegen nicht.

Man wird die Zweifel Becks kaum widerlegen und ihren Realitätssinn schwerlich bestreiten können. Alle Überlegungen hatten sich der Einsicht zu beugen, dass es ein Volksregime war, an dessen Spitze Hitler stand, erfolgreich, gefeiert, durch den Triumph der Angliederung Österreichs von noch verstärkter Zustimmung getragen und wie das Volk selber egoistisch, rücksichtslos und von hergebrachten Normen wenig behindert. Dagegen stand eine alte Welt, exklusiv und befangen in überholten Konventionen, aus denen sie nur unter selbstquälerischen Mühen herausfand. Fritsch selber hat sich zwar, je mehr er die Hintergründe durchschaute, über die ihm widerfahrene Behandlung bitter beklagt und schliesslich auch erkannt, dass Hitler an seinem Abgang so beteiligt war wie Himmler. Dennoch hat er einen demonstrativen Protestschritt zu seinen Gunsten aus Vornehmheit und standesbedingter Diskretion abgelehnt. Wie wenig er die neue rauhe Welt begriff, in die er unversehens geraten war, geht auf halb bewegende, halb ins Komische entgleitende Weise aus dem von ihm, mit Zustimmung Becks, verfolgten Plan hervor, den als Drahtzieher hinter dem Skandal vom Januar vermuteten Reichsführer SS, Heinrich Himmler, zum Duell zu fordern.

Bis an die Schwelle jenes Tages im Januar, als Fritsch vor aller Augen

einem präparierten Zeugen gegenübergestellt worden war, hatten er und die Armee sich als unüberwindbare Macht im Staat gesehen, mitunter sogar als Sieger oder doch als diejenigen, denen der Sieg am Ende zufallen müsse. Jetzt waren die Träume dahin. Im August erhob Hitler, ungeachtet aller Beteuerungen, dass die Wehrmacht der einzige Waffenträger des Reiches sei und bleiben werde, die SS-Verfügungstruppe neben Heer, Luftwaffe und Marine zu einer Art vierten Teilstreitkraft und legte damit den Grundstein für die Entstehung der Waffen-SS. Es sind denn auch die Siege viel eher als die Niederlagen, an denen die grossen Institutionen zerbrechen, zumal wenn die Siege, wie so oft, ihr wahres Gesicht enthüllen und als Scheinsiege erkennbar werden.

Septemberverschwörung

Kaum dass die schönen Delirien von Massenjubel, Blumen und Glockengeläut ausgekostet waren, die Hitler bei seinem Triumphzug durch Österreich und bis zum Heldenplatz in Wien erfüllt hatten, erfasste ihn die Ungeduld auf neue Abenteuer. Doch in diesem Augenblick schienen Kräfte wach zu werden, die geschlossener und gezielter als bisher auf eine Wendung der Dinge hinarbeiteten. Die Fritsch-Krise hatte Oster gelehrt, wie schwer es sein werde, die Generäle zu jenem Widerstand zu bringen, der ihm geboten schien. Wie immer sie zu Hitlers zusehends offener verkündeten Aggressionsabsichten standen, fürchteten sie doch das Hasardeurswesen, mit dem er sie vorantrieb, sowie den wegwerfenden Leichtsinn, mit dem er selbst den Krieg gegen England in Kauf nahm. Was die Mehrzahl dennoch lähmte und von jedem ernsthaften Dazwischentreten abhielt, waren vor allem die kaum überwindbaren Hemmungen, die mit der Eidesbindung, aber auch mit den fast reflexhaft wirkenden Begriffen wie Loyalität und Gehorsam zusammenhingen.

Die Überlegungen Osters und seiner Freunde gingen von der Einsicht aus, dass diese Hindernisse, auch wenn Hitler selber ihnen unterdessen jeden Grund entzogen hatte, nur im Zusammenwirken mit dem von allen Militärs gleichermassen gefürchteten Hauptgegner wegzuräumen seien. Einzig eine unnachgiebige, zum Äussersten entschlossene Haltung Englands, die das Risiko eines grossen Krieges sichtbar machte, könnte Hitler, wie sie glaubten, als den Verderber des Landes blossstellen. Dann endlich mochten auch die Generäle sich jener Verantwortung fürs Ganze erinnern, die über Eid und Gehorsamspflicht hinausging.

Das war der Grundgedanke jenes seltsamen Pilgerzugs, zu dem vom Sommer 1938 an, in nicht abreissender Folge, Abgesandte der Opposition nach London und vereinzelt auch nach Paris aufbrachen, um Hitlers Absichten gegen die Tschechoslowakei bekanntzumachen und möglichst demonstrative Erklärungen der Abwehrentschlossenheit zu erwirken. Schon An-



Mit Hitler hatte der pommersche Grossgrundbesitzer und konservative Christ **Ewald von Kleist-Schmenzin** immer die Vorstellung der Katastrophe verbunden. Um dem «Führer» eine aussenpolitische Niederlage beizubringen und damit seinen Sturz einzuleiten, reiste er im Sommer 1938 als einer der ersten Emissäre des Widerstands im Auftrag von Beck und Oster nach London. Dort traf er sich unter anderem mit Winston Churchill, aber auch mit Sir Robert Gilbert Vansittart, dem Deutschland-Experten des britischen Aussenministeriums. Doch obwohl er das Gespräch mit dem Satz eröffnete, er komme «mit dem Strick um den Hals», verlief seine Mission – wie die vieler anderer auch – völlig ergebnislos.
Links: Ewald von Kleist-Schmenzin, rechts: **Sir Robert Vansittart**.

fang März und noch einmal im April war Goerdeler, von eigener Unrast getrieben, nach Paris gereist und mit dem höchsten Beamten des Aussenministeriums, Alexis Léger, zusammengetroffen, ohne mehr als unverbindliche Redensarten zu erhalten. Stattdessen klang in manchen Bemerkungen die Verwunderung über diesen Deutschen mit, der eine fremde Macht vor seiner eigenen Regierung warnte, und niemand schien ganz sicher zu sein, ob er nicht doch in deren stillem Auftrag kam. Der gleichen Irritation begegnete Goerdeler in London, und es wirft ein bezeichnendes Licht auf das in seine nationalen Befangenheiten eingesperrte Europa jener Jahre, dass Sir Robert Vansittart, der diplomatische Chefberater des britischen Aussenministeriums, seinem Besucher im Verlauf des ersten Gesprächs entgegenhielt, er treibe da nichts anderes als Landesverrat.¹

Der Emissär, den Oster ausgewählt hatte, war Ewald v. Kleist-Schmenzin, ein pommerscher Konservativer, weitläufig, mutig und uneigennützig. Noch Mitte Januar 1933 war er bei Hindenburg vorstellig geworden, um Hitlers Berufung zum Kanzler zu verhindern, hatte sich dann jedoch in verachtungsvollem Grimm auf seinen Gutsbesitz zurückgezogen. Verschiedentlich schon war er in der zurückliegenden Zeit an englische Freunde herantreten, um sie vor Hitlers Expansionsabsichten zu warnen. Jetzt fuhr er selber nach London. Als eine Art Auftrag hatte Beck ihm mitgegeben: «Bringen Sie mir den sicheren Beweis, dass England kämpfen will, wenn wir die Tschechoslowakei angreifen, und ich will diesem Regime ein Ende machen.»² Doch obwohl Kleist das Gespräch, zu dem ihn Vansittart empfang, mit dem Satz eröffnete, er komme zu ihm «mit dem Strick um den Hals», fiel alles Weitere bei seinem Gegenüber ebenso ins Leere wie später bei Lord Lloyd oder Winston Churchill. Das ganze Ausmass der Missverständnisse, unter denen die Mission litt, kommt in der Bemerkung des Premierministers Chamberlain zum Vorschein, Kleist und seine Freunde seien nichts anderes als die sogenannten Jakobiten, die Anhänger des 1688 gestürzten Königs Jakob II.: Wie jene ihre reaktionären, auf Wiederherstellung des Vergangenen gerichteten Umsturzabsichten mit französischer, suchten diese sie mit englischer Hilfe durchzusetzen. Er sah nicht, dass diese Analogie keinen Einwand hergab, sondern gerade die Chance beschrieb, die sich dem Frieden noch bot.

Infolgedessen kann es kaum verwundern, dass auch der nächste Abgesandte Osters, der Industrielle Hans Böhm-Tettelbach, unverrichteter Dinge zurückkehrte. Ohne sich jedoch entmutigen zu lassen und um seinen Bemühungen einen gleichsam verbindlichen Charakter zu verschaffen, schaltete Oster daraufhin die Fronde im Auswärtigen Amt ein. Er wandte sich an Erich Kordt, den Chef des Ministerbüros, und bat ihn um den Entwurf einer Botschaft an die britische Regierung. Darin sollte London um eine «energetische Erklärung» gegen den Kriegskurs Hitlers ersucht werden, die möglichst «auch dem einfachen Mann einleuchte»; und dann, fügte Oster hinzu, werde es «keinen Hitler mehr geben».³ Da eine schriftliche Übermittlung zu riskant war, wurde eine Cousine der Kordts gebeten, den Text auswendig zu lernen und nach London zu Erichs Bruder Theo Kordt zu bringen, der an der deutschen Botschaft tätig war.

Aber obwohl Kordt auf grösseres Interesse als seine Vorgänger stiess

und schon am folgenden Tag, über eine rückwärts gelegene Gartentür eingelassen, in Downing Street 10 mit dem Aussenminister Lord Halifax zusammentraf, blieb seine Mission ergebnislos. Zwar hörte Halifax mit grossem Ernst zu und war vor allem beeindruckt, als Kordt daran erinnerte, dass England 1914 schon einmal jene unzweideutige Erklärung unterlassen habe, die den Krieg womöglich verhindert hätte. Auch versicherte er abschliessend, den Premierminister und einige Kabinettsmitglieder zu unterrichten, so dass sein Gast mit grossen Erwartungen schied. Gleichwohl war England wiederum zu keiner öffentlichen Erklärung zu bewegen, und die einzige Folge jener Unterredung war, dass Chamberlain in einem Brief, den er in den späten Augusttagen des folgenden Jahres, unmittelbar vor Ausbruch des Krieges, an Hitler richtete, auf jene Parallele zu 1914 zurückkam und bemerkte, es dürfe dieses Mal «kein solches tragisches Missverständnis» entstehen. Einige Wochen später, als alles entschieden war, hat Halifax, nicht ohne einen Ton des Bedauerns, zu Theo Kordt gesagt: «Wir sind nicht imstande gewesen, so freimütig zu Ihnen zu sein, wie Sie zu uns waren.» Zum Zeitpunkt ihres Gesprächs sei die Regierung schon entschlossen gewesen, den Forderungen Hitlers nachzugeben.⁴

So war es von nun an Mal um Mal. Als Erich Kordt seine Botschaft entwarf, hatte der Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Ernst v. Weizsäcker, den Danziger Hohen Kommissar, Carl Jacob Burckhardt, «mit der Offenheit eines Verzweifelten», wie Burckhardt schrieb, «der alles auf die letzte Karte setzt», darum gebeten, seine Beziehungen zu nutzen und die britische Regierung zu einer unmissverständlichen Geste zu veranlassen, vielleicht sogar «einen General mit dem Reitstock» zu entsenden, dessen Sprache Hitler vermutlich am besten verstehe:⁵ Es war alles vergebens. Und als im folgenden Jahr, im Vorfeld des Krieges, die Konstellation dieses Herbstes wiederkehrte, reiste Hjalmar Schacht zu mehreren Treffen mit Montagu Norman, dem Gouverneur der Bank von England, es fuhren Fabian v. Schlabrendorff, Helmuth v. Moltke, Erich Kordt, Adam v. Trott und Ulrich Schwerin v. Schwanefeld; doch reisten sie alle in irgendein Nirgendwo. Es blieben das Phlegma, das Misstrauen, der trockene Stolzismus der Briten, es blieben die Redensarten.

Diese Unzugänglichkeit der britischen Politik hat viel Kritik hervorgerufen. Indessen kann das historische Urteil über die so elend anmutenden Fehlschläge dieser immer neu ansetzenden Prozession die Appeasement-Strategie Londons nicht ausser Acht lassen und dass sie es war, an der sich

schliesslich alle Bemühungen festliefen. Ihr zugrunde lag der Gedanke, dem seit dem Ersten Weltkrieg tief erschöpften Lande einen neuerlichen bewaffneten Konflikt zu ersparen, der sowohl die verbliebenen Kräfte hoffnungslos Überspannen als auch den Ruin des Empire unausweichlich machen musste. Chamberlain war kein sentimentaler Pazifist, und es war mehr Realismus, auch mehr Kälte in seinen Überlegungen, als ihm später zugute gehalten worden ist. Sein so hartnäckig wie entschlossen eingeschlagener Weg war von der Vorstellung bestimmt, dass eine Politik des umsichtigen, Schritt für Schritt geleisteten Entgegenkommens eine buchstäblich entwaffnende Wirkung selbst auf einen Mann wie Hitler haben müsse. Auf diese Weise, glaubte er, werde sich jener Frieden sichern lassen, für den er nahezu jeden Preis zu zahlen bereit war, der die Ehre und die Langmut seines Landes nicht überforderte.

Vor diesem Hintergrund muss man die Vorstösse der deutschen Hitlergegner sehen. Es fällt nicht schwer zu erkennen, dass ihr Ansinnen geradezu auf das Gegenteil hinauslief; denn sie waren auf ebenjenen Konflikt aus, den Chamberlain vermeiden wollte. Zwar verlangten sie lediglich Worte und Gesten und hielten diese für umso billiger, als sie fest damit rechneten, die Westmächte würden die Tschechoslowakei ohnehin niemals aufgeben. Doch insgeheim war Chamberlain sogar dazu bereit, so dass die Emissäre in Wirklichkeit nichts weniger als den Verzicht auf das ganze strategische Konzept des Appeasement verlangten, zumal niemand sicher sein konnte, dass die geforderten Erklärungen den jähzornigen Hitler nicht zu Entschlüssen trieben, die den Krieg unvermeidlich machten. Als Halifax am 9. September 1938 angesichts der vom Reich rastlos geschürten Spannungen doch noch eine Botschaft an die deutsche Regierung sandte, die in freilich abgeschwächter Form den Forderungen der Emissäre entsprach, weigerte sich der britische Botschafter in Berlin, Sir Neville Henderson, mit aller Entschiedenheit, ein Schriftstück zu überreichen, das so offenkundig dem Konzept der Appeasement-Politik widersprach. Ebenso war schon, einige Monate zuvor, ein Memorandum Vansittarts unterdrückt worden, der zu den wenigen zählte, die zu einer festen Haltung gegenüber Hitler rieten. Seine Darlegungen stützten sich auf Materialien, die ihm aus Kreisen des Widerstands zugespielt worden waren und die unzureichenden wirtschaftlichen, rüstungstechnischen und psychologischen Voraussetzungen Deutschlands zur Führung eines Krieges aufdeckten.⁶



Als Wirtschaftsminister und Reichsbankpräsident besass **Hjalmar Schacht** eine Schlüsselstellung im Dritten Reich. 1937 als Wirtschaftsminister zurückgetreten, nahm er kurz darauf Verbindung zu den konservativen Widerstandskreisen um Goerdeler auf. Dennoch blieb er immer ein Aussenseiter, der Opposition nur halb verbunden, und gab auch seine Kontakte zum Regime nicht auf. Nach dem 20. Juli verhaftet, verbrachte er die Zeit bis zum Kriegsende in verschiedenen Konzentrationslagern.

Das Bild zeigt Schacht im September 1938 auf dem Tempelhofer Flughafen zusammen mit **Admiral Raeder** vor dem Abflug zum Reichsparteitag in Nürnberg.

So durchdacht Chamberlains Kalkül sein mochte, enthielt seine Gleichung doch eine Unbekannte, und sie lag jenseits alles dessen, was er je zu denken imstande war. Um des Friedens willen war er bereit, den Deutschen das Sudetengebiet zuzugestehen, er würde ihnen demnächst auch Böhmen überlassen, sogar den polnischen Korridor und Teile Oberschlesiens, alles in der sicheren Erwartung, die Machthaber in Berlin allmählich so «schwer, faul und friedlich» zu machen,⁷ wie es einmal selbst der Unersättlichste wird.

Aber Chamberlain wusste nichts von Hitler, und das brachte den ganzen, mit so viel rechnerischem Scharfsinn entworfenen Bau seiner Politik zum Einsturz. Wie ein europäischer Staatsmann von geschulter Herkunft dachte er in nationalen Interessen und war auch nicht ohne Verständnis für die schwer abwägbaren Gefühle des Stolzes und der gekränkten, nach Wiedergutmachung schreienden Ehre, auf die sich Hitler unablässig berief. Was er indessen nicht begreifen konnte, war, dass Hitler dies alles gar nicht meinte und in seinen weitgespannten rassistischen Welterrettungsphantasien Kategorien wie Nation, Interesse und selbst Stolz lange hinter sich gelassen hatte. Nicht anders als die Deutschen und womöglich alle Welt war Chamberlain unfähig, das radikal Andersartige zu erfassen, das mit Hitler in die europäische Ordnung eingebrochen war, und dass er, den Worten eines tief erschrockenen deutschen Konservativen aus den Jahren seiner frühen Kanzlerschaft zufolge, eigentlich gar nicht in diese Welt gehöre und «etwas ganz Fremdes an ihm sei, etwas wie eine sonst ausgestorbene Urrasse».⁸

Das Urteil über die Bemühungen der deutschen Frondeure hat aber noch mehr und anderes zu bedenken, darunter insbesondere die Widersprüche, die sich, bei aller Übereinstimmung des Zweckes ihrer Reisen, zwischen ihren Ansichten auftraten. Gewiss erlaubten die Umstände keine zureichenden Absprachen. Böhm-Tettelbach etwa wusste nicht einmal, dass Ewald v. Kleist nur vierzehn Tage zuvor in gleicher Mission nach London gefahren war. Doch verwirrender waren die Ungereimtheiten, die in den Inhalten zutage traten. Goerdeler verlangte nicht nur, wie Hitler soeben auch, die Abtretung des Sudetengebiets, sondern in einer Art Vorwegnahme hitlerischer Ansprüche überdies die Beseitigung des Polnischen Korridors sowie die Rückgabe ehemals deutscher Kolonien. Kleist hingegen sprach sich für die Wiederkehr der Monarchie aus, und Adam v. Trott wurde von einem englischen Freund die Tür gewiesen, als er die Frage verneinte, ob eine neue Regierung bereit sei, die territorialen Gewinne Hitlers wieder herzugeben.

Dabei meinten die deutschen Abgesandten, die sich vielfach als Englandkenner ausgaben oder empfanden, gerade mit solchen materiellen Forderungen bei ihren Gesprächspartnern grösseres Verständnis zu wecken. Zwar war richtig, dass ein Sturz Hitlers den Verschwörern nur dann den benötigten Rückhalt in der Bevölkerung verschaffen konnte, wenn das neue Regime nicht mit Verzichtleistungen begann und beispielsweise die Vereinigung mit Österreich sogleich aus eigenem Antrieb oder durch fremde Nö-

tigung rückgängig machte. Aber es zeugte doch von einem kaum begreiflichen Ungeschick, die moralischen Antriebe der Opposition geradezu zu verschweigen und stattdessen Gebietsansprüche herauszukehren, dies alles in dem Glauben, sich den nüchternen, interessen geleiteten Briten auf diese Weise besser verständlich zu machen.

Hinzu kam, dass nahezu alle diese erklärten Gegner Hitlers innerhalb des Systems in teilweise hochrangigen Positionen tätig waren. Und obwohl Adam v. Trott seinem Freund David Astor 1938, am Ende eines Auslandsaufenthalts, geschrieben hatte, er kehre nach langem Bedenken doch und ausschliesslich zu dem Zweck nach Deutschland zurück, gegen das Hitlerregime zu wirken, blieb und wuchs ein Misstrauen, das nicht selten zum Bruch langjähriger Freundschaften führte. Niemand auf der von Natur und Geschichte so begünstigten Insel vermochte sich vorzustellen, zu welchen Maskeraden und Doppelrollen die totalitären Verhältnisse nötigten. Viele hatten am Ende Mühe, zwischen Hitler und diesen Hitlergegnern zu unterscheiden, die sich so viele Forderungen des Diktators zu eigen machten. «There is really very little difference between them. The same sort of ambitions are sponsored by a different body of men, and that is about all», schrieb Vansittart, der nicht ohne Sympathie für das Hauptanliegen der Emissäre, die entschlossene Haltung gegen Hitler, war, und Hugh Dalton versicherte sarkastisch, diese Konservativen seien nichts anderes als eine «Rasse fleischfressender Schafe».⁹ Ganz zuletzt und keineswegs auf die Leser billiger Massenblätter beschränkt, tauchte dann die Vorstellung von der angeborenen oder jedenfalls in weit entlegene, historische und kulturelle Bedingungen zurückreichenden Veranlagung der Deutschen zum Bösen auf, in deren Licht sich die nationalkonservativen Widersacher Hitlers keineswegs anders und, aufgrund all ihrer Sünden aus vergangenen Zeiten bis zurück zur Kaiserzeit, gewiss nicht besser ausnahmen als der Diktator selber.

Daneben gab es eine weitere Erwägung, und sie sprach sogar für Hitler. Denn er schien das Übel, das er wie alle Deutschen nun einmal war, immerhin mit einem Vorzug zu verbinden, über den seine konservativen Gegner nicht geboten. Von diesen wusste man, dass sie seit je stärker nach Osten als nach Westen orientiert gewesen waren und sich mit Moskau durch ein hohes Mass gemeinsamer Interessen wie durch gewachsene nachbarschaftliche, kulturelle und überdies emotionale Bande verknüpft gesehen hatten.

Niemand wagte auszuschliessen, dass sie, wie einst mit Russland, nicht eines Tages auch mit der Sowjetunion, allen ideologischen Gegensätzen zum Trotz, gewisse Übereinstimmungen entdecken mochten. Hitler hingegen stand insoweit über jedem Verdacht. Wieviel immer gegen ihn sprechen mochte: Seine Wendung gegen den Kommunismus, der im Volksfrontexperiment in Frankreich, im Spanischen Bürgerkrieg und in ungezählten anderen, meist untergründigen Aktivitäten nach Westeuropa ausgriff, erlaubte keine Zweifel. Im Blick auf diese Besorgnisse hatte Hitler selber das Reich unter seiner Führung als eine Art Bollwerk und Wellenbrecher beschrieben und zu Arnold J. Toynbee in einem Gespräch gesagt, er sei «auf der Welt, um der Menschheit in diesem unvermeidlichen Kampf gegen den Bolschewismus entscheidend voranzuschreiten».¹⁰ Sah man die Dinge in so weit ausholenden historischen Perspektiven, fielen seine Unrechtsakte und sein despotischer Führungsstil kaum ins Gewicht oder reduzierten sich doch auf ein Problem, mit dem die Deutschen sich abfinden mochten oder nicht Gerade die fremden, unheimlichen Züge Hitlers machten ihn als Bollwerkskommandanten und Vorposten des Westens nur umso glaubwürdiger.

In solchen und zahlreichen weiteren Irrtümern und Verkennungen, in denen die hochgemuten Selbsttäuschungen der innenpolitischen Bündnispartner Hitlers auf zwischenstaatlicher Ebene wiederkehrten, liefen sich alle Bemühungen fest. Es gab keine Wege zueinander, und genau besehen wuchsen die Entfernungen sogar noch. Als Trott im Sinne der Verschwörer auf Chamberlain einzuwirken versuchte, wurden seine Worte «eisig» aufgenommen. Versucht man den letzten, im äussersten Hintergrund wirkenden Motiven für die zahllosen Missverständnisse auf den Grund zu kommen, in denen sich die Gespräche rettungslos verfangen, wird man unschwer entdecken, dass die eine wie die andere Seite einem ähnlichen Irrtum erlag. Die Deutschen waren, gerade insoweit sie englische Vorfahren, Studienjahre oder Interessen hatten, ganz vom bewunderten Vorbild des Empire erfüllt, und jene hegemonialen Ansprüche, auf die sie zum Unmut ihrer Gastgeber so oft zurückkamen, sollten etwas wie die britische Weltrolle in freilich bescheidenerem Zuschnitt auch für das eigene Land erreichen. Ihre Gesprächspartner erkannten darin aber nur die Fortdauer des alten Ehrgeizes der Deutschen, ihres unstillbaren Dranges zum «Platz an der Sonne», der den eigenen Bestand seit Generationen immer wieder gefährdet hatte. Beide sahen nicht, dass die imperiale Epoche dem Ende entgegenging und die Zeit über die grossen Reiche schon hinweg war.



*Zu den radikalsten Köpfen des Widerstands, von seinen Mitverschworenen der «ewige Putschist» genannt, zählte **Hans Bernd Gisevius**. Als einer von wenigen entkam er den Verfolgungsmassnahmen nach dem 20. Juli 1944. Seine autobiographische Reportage «Bis zum bitteren Ende» war das erste Erfolgsbuch über den Widerstand.*

So blieben am Ende nur Enttäuschung und sogar Verbitterung, und nicht zu Unrecht hat man angesichts all dieser gestrandeten Anstrengungen von einer deutsch-englischen Tragödie gesprochen. In der Tat war es nicht allein Ungeschick und Kurzsichtigkeit, was die Anläufe scheitern liess. Es gab auch Gegensätze, die unausweichlich waren. Erst mit dem Hitler-Stalin-Pakt kamen die zusehends halbherziger angestellten Bemühungen zum Erliegen, lebten vereinzelt danach noch einmal auf, ehe sie zum Ende des Krieges hin endgültig ins Schweigen fielen. Fünfzig Jahre später hat die historische Kritik in England vom «überflüssigen Krieg» Whitehalls gegen Hitlers innenpolitische Widersacher gesprochen.¹¹

Trotz der Fehlschläge dieser Wochen blieb Oster zuversichtlich. Denn je offener der Mutwille hervortrat, mit dem Hitler das Land zum Kriege trieb, desto zahlreicher und unverdeckter gaben seine Gegner sich zu erkennen. Zu den Kreisen, die sich in Auswärtigem Amt und Abwehr gebildet hatten, stiessen der knapp dreissig Jahre alte Hans Bernd Gisevius, Regierungsrat

im Reichsinnenministerium und Kenner aller Cliques und Koterien im Machtdschungel, Peter Graf Yorck v. Wartenburg oder Helmuth Groscurth, Chef der Verbindungsgruppe Abwehr beim Generalstab des Heeres. Jeder von ihnen hatte Freunde, die er einweihte, Vorgesetzte oder Untergebene, die er ins Vertrauen zog und wie v. d. Schulenburg den Polizeipräsidenten von Berlin, Graf Helldorf, allmählich auf die Seite der Regimegegner brachte. Noch wichtiger war, dass Oster die alte Verbindung zu Erwin v. Witzleben wiederbelebte, dem Befehlshaber des Wehrkreises Berlin, einem einfachen, präentionslosen Charakter mit klarem, unvergübeltem Urteil. Im Verlauf eines ihrer Gespräche im Sommer 1938 zeigte Witzleben sich ohne Zögern zum Handeln bereit: «Ich verstehe nichts von Politik, aber das brauche ich ja nicht, um zu wissen, was da zu machen ist.»¹²

Zur gleichen Zeit gingen auch die Bemühungen Becks weiter und durchstießen erstmals die Zone der blossen Gegenvorstellungen. Bei einem Treffen mit Brauchitsch vom 16. Juli hatte er eine Generalsfronde vorgeschlagen und für den Fall, dass Hitler unbelehrbar bleibe und weiterhin zum Krieg dränge, den geschlossenen Rücktritt der Generalität gefordert. Es stünden «letzte Entscheidungen» auf dem Spiel, mahnte sein Text und sprach von einer «Blutschuld», mit der die Offiziere sich belasteten. «Ihr soldatischer Gehorsam hat dort seine Grenze, wo ihr Wissen, ihr Gewissen und ihre Verantwortung die Ausführung eines Befehls verbietet. Finden ihre Ratschläge und Warnungen in solcher Lage kein Gehör, dann haben sie das Recht und die Pflicht vor dem Volk und vor der Geschichte, von ihren Ämtern abzutreten.»¹³

Das von Brauchitsch daraufhin am 4. August in der Bendlerstrasse anberaumte Treffen offenbarte, dass alle Kommandierenden Generäle, ohne Ausnahme, einen sich ausweitenden Krieg zu diesem Zeitpunkt als eine Katastrophe ansahen. Doch angesichts der Frage, ob ein Angriff auf die Tschechoslowakei unvermeidlich zum Konflikt mit den Westmächten führen müsse, widersprachen zumindest die Generäle Busch und Reichenau, so dass der besorgte Brauchitsch den Vorschlag Becks, Hitler durch eine gemeinsame Rücktrittsdrohung unter Druck zu setzen, gar nicht mehr vortrug. Immerhin stellte er abschliessend die Übereinstimmung aller Anwesenden in der Ablehnung eines Krieges fest und fügte hinzu, dass ein Weltkrieg den Untergang der deutschen Kultur bedeuten würde.¹⁴ Als Reichenau kurz darauf Hitler von dem Treffen berichtete, verlangte dieser die Abarufung des Generalstabschefs. Als Ausdruck seiner Verstimmung lud er

überdies weder Beck noch Brauchitsch zu einer Konferenz am 10. August auf den Obersalzberg ein, in der er den Generalstabschefs der Armeen und der Luftwaffe seinen Entschluss zur Zerschlagung der Tschechoslowakei vortrug.

Acht Tage später reichte Beck seinen Rücktritt ein. Und dieser Schritt sowie vor allem die Umstände, unter denen er ihn vollzog, machten wiederum die Resigniertheit ebenso wie die politische Hilflosigkeit der Offizierskaste sichtbar. Nach der Fritsch-Affäre hatte Beck noch versichert, er müsse im Amt bleiben, nicht nur, um die Rehabilitierung seines gedemütigten Vorgesetzten zu betreiben, sondern auch, um der beabsichtigten Reduzierung der Armee zum blossen Instrument entgegenzuwirken. Seine über immer neue Denkschriften geführte Auseinandersetzung mit Hitler, sei es zu dessen Kriegsplänen, sei es zu den Fragen der militärischen Spitzengliederung, war gleichsam «das letzte Gefecht»¹⁵ des Offizierskorps im Kampf um die Mitbestimmung über Krieg und Frieden. Jetzt räumte er sich sozusagen selbst aus dem Weg und machte sich zum nur noch ungehaltenen und im weiteren Verlauf auch verzweifelten Beobachter ohne Amt und Einfluss.

Dabei hatte Manstein ihn noch wenige Tage zuvor brieflich beschworen, die Stellung zu behaupten, da niemand ihn «nach Können und Charakterstärke» zu ersetzen vermöge. Tatsächlich war Beck die unbestrittene Autorität im gesamten Offizierskorps: ein Mann strenger Auffassungen, klar, gedankenreich, unbestechlich. Der Aura selbstverständlicher Überlegenheit, von der jedes Wort und jede Geste zeugten, hat selbst Hitler sich nicht entziehen können. Während der Fritsch-Krise hatte er einem Kabinettsmitglied anvertraut, der einzige Offizier, den er fürchte, sei Beck: «Der Mann wäre imstande, etwas zu unternehmen.»¹⁶ Auch später, im Kreis der Opposition, ist ihm ohne jedes Zutun die Führungsrolle zugefallen. Niemand hat je bezweifelt, dass ihm im Falle eines erfolgreichen Umsturzes das Amt des Staatsoberhauptes gebühre: «Beck war der Souverän»,¹⁷ hiess es, und wenn es in dem Bild lauterer und nachdenklicher Kühle, das von ihm überliefert ist, überhaupt einen Schwächepunkt gab, war es der Mangel an Härte und Durchsetzungskraft, der ihm eigen war. Er sei doch «sehr Mann des Studierzimmers», hat einer seiner Bewunderer damals notiert, und wie er haben manche in den Entscheidungssituationen, in die der Widerstand sich gestellt sah, mehr analytische Klugheit als Führung bei ihm gefunden.¹⁸



*Er war der «Philosoph unter den Generälen». Die Urteile von Freunden wie von Gegnern stimmten weitgehend überein: viel Klugheit, viel Weisheit, grosse Autorität, wenig Wille. **Ludwig Beck**, seit 1935 Generalstabschef des Heeres, trat drei Jahre darauf als einziger General noch in Friedenszeiten aus Protest gegen Hitlers Kriegspolitik zurück.*

Womöglich war er auch politikfremder, als die Lage es erlaubte, und jedenfalls nicht vertraut mit den Manövern und taktischen Winkelzügen, um die gerade Hitler nie verlegen war. Aus diesem Grund beugte er sich widerspruchslos dem Verlangen Hitlers, seinen Rücktritt angesichts des unerwünschten Echos, das die Nachricht haben musste, nicht bekanntzugeben. So blieb die nach so langem, selbstquälerischem Insichgehen getroffene Entscheidung ohne jede Wirkung nach aussen. Zwar hat Beck später seinen Fehler eingeräumt, doch die bezeichnende, die ganze Hoffnungslosigkeit seiner Position enthüllende Begründung dafür angegeben, es sei nun einmal

nicht seine Sache, «die eigene Person in den Vordergrund» zu rücken.¹⁹ Hitler empfing ihn nicht einmal zur Verabschiedung.

Immerhin hatte Beck bei seinem Ausscheiden allen engeren Vertrauten seinen Nachfolger Franz Halder empfohlen. Und tatsächlich bat der neue Generalstabschef schon wenige Tage nach seinem Amtsantritt den Oberstleutnant Oster zu sich und stellte nach einem kurzen Gedankenaustausch über Hitlers aussenpolitische Absichten seinem Gast unvermittelt die Frage, wie weit die Vorbereitungen für einen Staatsstreich gelangt seien. Klarer als Beck hatte Halder erkannt, dass selbst der so rühmlos dahingewelkte «Streik der Generäle» nur als erster Schritt zu einem Staatsstreich sinnvoll war, andernfalls aber besser unterblieb. Denn gewiss hätte Hitler für jeden der frondierenden Generäle mühelos Ersatz gefunden, und von der Macht und ihrem Erhalt wusste er zuviel, um eine solche Demonstration der Widersetzlichkeit einfach hinzunehmen. Mit Recht hat Peter Hoffmann in diesem Zusammenhang auf v. Mansteins Äusserung während des Nürnberger Prozesses verwiesen, wonach ein Diktator sich nicht zwingen lassen könne, weil er sonst kein Diktator mehr sei.²⁰

Halder war der Typus des Generalstabsoffiziers alter Schule, korrekt, auf die Sache konzentriert und schnörkellos. Aber die Urteile deuten auch auf eine Impulsivität, die er den Ansprüchen seines Berufs zuliebe wenn nicht ausgeschaltet, so doch zu beherrschen gelernt hatte. Schon bald nach dem Treffen mit Oster, in seinem ersten Gespräch mit Gisevius, wandte er sich rasch konkreten Fragen der Staatsstreichplanung zu und bezeichnete dabei Hitler als «Geisteskranken», auch als «Blutsäufer».²¹ Hier wie anderwärts machte er erkennbar, dass er, weit tatkräftiger als der in seine philosophischen Bedrängungen vertiefte Beck, sowohl das Eidproblem als auch die Handlungsscheu überwunden hatte, die aus dem Widerstreit von Loyalität und Umsturz herrührte. Schon 1937, während der Herbstmanöver, hatte er Fritsch ein gewaltsames Vorgehen gegen Hitler nahegelegt und nach der schnöden Verabschiedung des Generalobersten mit Nachdruck auf «praktische Opposition» gedrängt. Schärfer blickend als die meisten Konservativen seines Zuschnitts und unnachgiebiger in seinen Wertvorstellungen, sah er in Hitler den radikalen Revolutionär, der alles Vorhandene für reif hielt, zerschlagen zu werden. Trotz des Massenjubels, der den Diktator umwogte, verstand er dessen Herrschaft als zutiefst illegitim, weil Hitler, wie er fand, nicht in der Überlieferung stehe: Wahrheit, Moral, Vaterland sowie die

Menschen im Ganzen begreife er nur als Instrument seines Machthungers und sei der Anwalt des «bösen Prinzips überhaupt». Seinem strengen, auf Nüchternheit und pedantische Genauigkeit angelegten Wesen zufolge schien er für nichts weniger gemacht als für die Rolle eines Verschwörers, und es charakterisiert die ganze Verkehrtheit der Verhältnisse, dass er sich jetzt eben darin wiederfand. Bezeichnenderweise hat er später auch den «Zwang zum Widerstand als ein fürchterliches und qualvolles Erleben» beschrieben.²² Für ein leichtfertiges «Putschieren» war er nicht zu haben und vertrat die Auffassung, dass ein Staatsstreich nur als äusserstes Mittel vertretbar sei.

Bereits bei Antritt seines Amtes am 1. September hatte Halder gegenüber Brauchitsch erklärt, er lehne, nicht anders als sein Vorgänger, Hitlers Kriegspläne ab und sei entschlossen, «jede Möglichkeit zum Kampf gegen Hitler auszunutzen, die dieses Amt bietet». Wenn die Äusserung ein Licht auf seine Person warf, war die Antwort des von seinen Nachgiebigkeiten in immer neue Schrecken getriebenen Oberbefehlshabers womöglich noch charakteristischer: Er drückte Halder spontan und wie zum Dank beide Hände.²³ In rasch sich verdichtenden Gesprächen, an denen bald auch Witzleben, Schacht, Beck, der Generalquartiermeister des Heeres, Oberst Eduard Wagner, und vor allem der als unermüdlicher Mittler und Antreiber wirkende Oster teilnahmen, wurden jetzt die Voraussetzungen genauer umrissen und die Absichten definiert.

Dabei tat sich freilich ein womöglich unvermeidlicher Gegensatz zwischen dem abwägenden Generalstabsoffizier Halder auf der einen und dem engeren Kreis um Oster auf der anderen Seite auf. Halders hauptsächliche Sorge ging dahin, für den Umsturz nicht nur vor sich selber, sondern auch vor Armee und Öffentlichkeit die innere wie äussere Rechtfertigung zu finden. Sie schien ihm erst gegeben, wenn Hitler, allen Warnungen zuwider, den endgültigen Befehl zur Eröffnung des Krieges erteilte. Dann, aber auch erst dann war er bereit, das Signal zum Staatsstreich zu geben, während Oster und der ewig ungestüme Gisevius schon weiter waren und keine taktischen Erwägungen mehr gelten liessen. So oder so müsse das Regime gestürzt werden, meinten sie und betrachteten den von Hitler erkennbar betriebenen Krieg nur als Anstoss oder Gelegenheit, nicht dagegen als begründendes Motiv zum Handeln. Die Meinungsverschiedenheit trat zuweilen zwar zutage, wurde aber nicht zum Austrag gebracht, und zutreffend hat einer aus der Gruppe der unbedingten Regimegegner von einer «Verschwörung innerhalb der Verschwörung» gesprochen.²⁴

Nur einmal traten die Gegensätze offen hervor. Das war, als Gisevius Halder überreden wollte, nicht länger auf die Gunst der Stunde zu warten, sondern einfach loszuschlagen. Auch Halder war überzeugt, dass Hitler auf den Krieg zusteuerte, doch bestand er auf Beweisen und war empört, als Gisevius erklärte, man müsse sich diese und ungezählte weitere Beweise für den Unrechtscharakter der Herrschaft Hitlers kurzerhand im Zugriff auf Gestapo und SS beschaffen. Jedenfalls sei es erfolgversprechender, das Regime «von der kriminellen statt von der politischen Seite zu packen» und anstelle umständlicher Begründungen «ein paar Dutzend unanfechtbarer Haftbefehle» vorzuweisen. Andernfalls laufe man Gefahr, einen langwierigen Streit über die Rechtmässigkeit des Staatsstreichs auszulösen; doch kein Offizier könne dem Befehl zur Wiederherstellung der Ordnung widersprechen, wenn es um Mord, Freiheitsberaubung, Erpressung und Korruption gehe.

Nicht nur der Vorschlag, sondern die ganze Denkweise, die er verriet, erschienen Halder geradezu abenteuerlich, mehr Meuterei und Zivilistenlaune als verantwortliches Tun. Er dachte nicht daran, die Armee dafür herzugeben. Erst wenn Hitler den Befehl zum Beginn der Kampfhandlungen erteilt und sich vor aller Öffentlichkeit als jener «Verbrecher» blossgestellt hatte, den er selber lange in ihm sah, konnte das Signal zum Umsturz erfolgen. Als der ungeduldige Gisevius einige Tage später den in Halders Privatwohnung eingeladenen Hjalmar Schacht unangemeldet begleitete, um sein Anliegen erneut vorzutragen, verlor der Generalstabschef die Geduld. Von da an weigerte er sich, Gisevius noch einmal zu empfangen.²⁵

Als bald erhielt Oster den Auftrag Halders, einen genauen Umsturzplan auszuarbeiten, wie überhaupt durch sein Hinzutreten die bisher in eher richtungslosem Groll vorangetriebenen Aktivitäten der Verschwörer einen Mittelpunkt und konkrete Gestalt gewannen. Immer neue Verbindungen kamen zustande, und geradezu wahrnehmbar knüpften sich die vielen losen Fäden jetzt in immer rascherer Folge zu einem immer dichteren Geflecht. Halder nahm Kontakt zu v. Weizsäcker auf, obwohl der unmittelbare Verkehr zwischen Auswärtigem Amt und Generalstab ausdrücklich verboten war, zu Canaris, dem Chef der Abwehr, und traf sich im August mit General Wilhelm Adam, dem Oberbefehlshaber der Armeegruppe 2 in Frankfurt. Beide waren sich in der Sorge über Hitlers zum Krieg treibende Politik rasch einig. Und als Halder dem General «unvermittelt» eröffnete, dass bei einem «Losschlagen» Witzlebens «die Oberbefehlshaber im Reiche mitmachen



Zwei Feldmarschälle, zwei Welten. Gerd von Rundstedt hatte sich allen Entscheidungssituationen immer wieder versagt und sich ein ums andere Mal auf den Standpunkt des unpolitischen, rein militärischen Fachmannes zurückgezogen. Erwin von Witzleben dagegen antwortete schon 1938, damals Befehlshaber des Wehrkreises Berlin, auf die Frage von Hans Oster, ob er bereit sei, an einem Umsturz mitzuwirken: «Ich verstehe nichts von Politik, aber das brauche ich ja nicht, um zu wissen, was da zu machen ist.» Das Bild zeigt von Rundstedt (links), wie er in seinem Hauptquartier in Frankreich von Witzleben (rechts) im Jahre 1941 empfängt.

müssten», erwiderte Adam: «Nur los, ich bin bereit.»²⁶ Am 4. September kam er mit Schacht zusammen und erhielt eine zustimmende Antwort auf seine Frage, ob er im Falle eines Umsturzes zur vorläufigen Übernahme der Regierungsgeschäfte bereit sei. Zugleich verhandelte Halder mit Oster, Oster mit Gisevius, Gisevius mit Schulenburg und jeder unausgesetzt mit jedem, um Einsatzpläne zu entwerfen, Ablaufszenarien und Koordinierungsfragen zu erörtern. Als Witzleben in jenen Tagen Schacht auf seinem Landsitz bei Berlin besuchte, verabschiedete sich der General mit den Worten, diesmal sollte es aufs Ganze gehen.²⁷

Denn inzwischen hatte Witzleben den ihm unterstellten Kommandeur der Potsdamer Division, Graf Brockdorff-Ahlefeldt, für das Staatsstreich-

unternehmen gewonnen. Die von ihm geführte Einheit galt nicht nur als eine Art «Musterdivision», sondern stellte auch die stärkste militärische Macht im engeren Berliner Raum dar und war daher für den Erfolg des Vorhabens von ausschlaggebender Bedeutung. Auf Halders Veranlassung wurde auch die von Erich Hoepner befehligte, im Grenzgebiet zwischen Thüringen und Sachsen manövrierende 1. leichte Division in Bereitschaft gehalten, um gegebenenfalls der bei Grafenwöhr und Pegnitz stationierten SS-Leibstandarte «Adolf Hitler» den Weg nach Berlin zu verlegen. Und nachdem noch einmal die Aufträge präzisiert, vor allem die Einsätze zur möglichst schlagartigen Besetzung der Polizeidienststellen, der Rundfunksender, Fernsprech- und Verstärkeranlagen sowie der Reichskanzlei und der wichtigsten Ministerien festgelegt waren, auch Brockdorff-Ahlefeldt alle Schlüsselstellungen bis hin zu den Sendeanlagen in Königs-Wusterhausen persönlich erkundet hatte, erklärte Witzleben kurz vor dem 15. September die militärischen Vorbereitungen für den Staatsstreich als abgeschlossen.²⁸

Eine entscheidende Frage betraf Hitler selber und wie mit ihm zu verfahren sei. Gisevius und einige vorwiegend jüngere Verschwörer waren der Meinung, Hitler müsse ohne Umstände getötet werden; Witzleben, Beck, aber auch der vom Rande her einwirkende Canaris und die Mehrzahl überhaupt sprachen sich hingegen dafür aus, ihn zu verhaften und vor Gericht zu stellen. Durch die justizförmige Aufdeckung der Verbrechen des Regimes hofften sie nicht nur die Entstehung einer neuen Dolchstosslegende zu vermeiden, sondern zugleich die immer gegenwärtige Sorge vor einem Bürgerkrieg auszuschliessen: Es komme nicht, meinte Halder, auf die moralischen Wertvorstellungen der Elite an; als ausschlaggebend müsse vielmehr das prinzipielle Einverständnis der Bevölkerung gelten, die derzeit überwiegend dem Hitlermythos erlegen sei. Dohnanyi wiederum und zunächst auch Oster waren dafür, Hitler nach der Festnahme einem Ärztegremium vorzuführen, als dessen Vorsitzenden Dohnanyi seinen Schwiegervater, den renommierten Psychiater Karl Bonhoeffer, empfahl, und für geisteskrank erklären zu lassen. Halder dagegen zögerte. Er sei zwar keineswegs gegen die Beseitigung Hitlers, liess er die Mitverschworenen wissen, aber unter den gegebenen Umständen doch gegen dessen Ermordung auf gleichsam offener Szene; vielleicht lasse sich ein Unfall oder ein Attentat von dritter Seite fingieren. Die radikale Gruppe, die Halder seit je für entscheidungsscheu gehalten hatte, sah sich daraufhin in ihrer Skepsis bestä-

tigt und begann um das Unternehmen zu fürchten, zumal der Generalstabschef sich den Befehl zur Auslösung des Staatsstreichs ausdrücklich vorbehalten hatte. Witzleben erklärte jedoch, nötigenfalls auch ohne Einsatzzeichen zu handeln, das Kriegsministerium mitsamt dem Bendlerblock abzuriegeln und Halder wie Brauchitsch für «die entscheidenden Stunden hinter Schloss und Riegel zu setzen».²⁹

Um den 20. September kam der engste Verschwörerkreis in der Wohnung Osters zu einer Abschlussbesprechung zusammen, an der Witzleben, Gisevius, Dohnanyi, vermutlich auch Goerdeler sowie der Hauptmann Friedrich Wilhelm Heinz und der Korvettenkapitän Franz Maria Liedig teilnahmen. Heinz und Liedig waren unlängst mit der Aufstellung eines Stosstrupps beauftragt worden, über dessen Einsatz sich die Runde jetzt verständigte. Unter Führung Witzlebens sollte die Gruppe auf Halders Signal hin die Polizeiposten am Haupteingang der Reichskanzlei in der Wilhelmstrasse 78 überwältigen, in das Gebäude eindringen, den Widerstand vor allem der SS-Leibstandarte brechen und zu den Räumen Hitlers durchstossen. Weiter einigte man sich darauf, den verhafteten Hitler unmittelbar anschliessend mit einem Kraftfahrzeug an einen sicheren Ort zu verbringen.

Heinz war durch Vermittlung Osters mit Witzleben zusammengelassen. Vom Krieg geprägt, hatte er gleich vielen seinesgleichen nicht in die zivile Welt zurückgefunden und das gewohnte Soldatenleben auf eigene Faust fortgeführt. Anfangs Mitglied der Freikorpsbrigade Ehrhardt, war er über das Milieu eines romantisch-revolutionären Nationalismus zum «Stahlhelm» gestossen, der, halb Veteranenverein, halb Kampforganisation, jene ruhelose politische Rechte vereinte, die in der verhassten Republik nur überwintern wollte, ehe der Verband im Herbst 1933, wie alle politischen Zusammenschlüsse gleich welcher Richtung, der grossen Gleichschaltung zum Opfer gefallen war. Dank seiner langjährigen Verbindungen und mit Hilfe Osters hatte Heinz unterdessen an die dreissig junge Offiziere, Studenten und Arbeiter zusammengebracht, eine Kommandoeinheit verwegener und mit dem Waffengebrauch vertrauter moderner Landsknechtsnaturen.

Kaum hatte Witzleben die Wohnung Osters verlassen, als die Zurückgebliebenen die getroffene Absprache in einem wesentlichen Punkt verschärfen. Vor allem Heinz machte den Mitverschworenen deutlich, dass es nicht ausreichte, Hitler lediglich zu verhaften und vor Gericht zu stellen. Selbst ein angeklagter Hitler, meinte er, sei stärker als sie alle, stärker sogar als

Witzleben mit seinem ganzen Armeekorps. Die Ausführung scheint ihren Eindruck nicht verfehlt zu haben. Jedenfalls war Hitlers Stellung nach den grossdeutschen Euphorien der «Heimkehr» Österreichs unangefochtener denn je, zumal es der Propaganda des Regimes gelungen war, ihn als integren Sachwalter des nationalen Interesses darzustellen, und nur die allzu vielen böswilligen oder korrupten Kräfte in seiner Umgebung, meinten die kritischen Stimmen, drängten ihn gelegentlich auf Abwege. Die vordringliche Absicht müsse mithin sein, erklärte Heinz, im Verlauf der Verhaftungsaktion ein Handgemenge auszulösen und Hitler zu erschiessen.

Wenn die Zeugnisse nicht trügen, stimmte Oster schliesslich zu, obwohl er wusste, dass sowohl Witzleben als auch Halder ein Attentat aus grundsätzlichen Erwägungen immer abgelehnt hatten, so dass in diesem Augenblick, innerhalb der ohnehin bestehenden «Verschwörung in der Verschwörung», eine weitere Verschwörung entstand. Sie vereinte den bedingungslos entschlossenen Kern des Staatsstreichunternehmens und war, im Rückblick gesehen, vermutlich die einzige Gruppe, die es mit dem Regime aufnehmen konnte. Die Halder, Beck und sogar Witzleben hingegen kamen, wenn auch mit erheblichen Unterschieden im Einzelnen, niemals ganz über die Hürden hinweg, die Tradition, Moral und Standesdenken rings um sie herum aufgerichtet hatten, und eben dies war die Ursache dafür, dass aller Widerstand immer unter fehlender Waffengleichheit litt. Beck mahnte Oster einige Tage nach der abendlichen Zusammenkunft, die Verschwörung dürfe sich durch eine Bluttat nicht selbst beflecken. Die Diskussion, die damals einsetzte, ist bis zum 20. Juli 1944 nicht zu Ende gegangen.

Immerhin war jetzt alles vorbereitet. Lediglich das Signal stand aus, das Halder geben wollte, sobald Hitler den Angriffsbefehl erteilte. Aber noch einmal kam es zu einer Verzögerung. Am Abend des 13. September traf überraschend die Nachricht ein, dass der britische Premierminister unverzüglich und ohne Rücksicht auf Prestigefragen zu einer persönlichen Aussprache mit Hitler an jeden gewünschten Ort kommen werde. Hitler selbst soll später erklärt haben, er sei angesichts dieser Botschaft «aus allen Wolken» gefallen. Doch für die Verschwörer brach eine Welt zusammen. Jeder rang, wie einer der Beteiligten geschrieben hat, nach Fassung, und nur die vorsichtig Abwartenden höhnten über den Leichtsinns derer, die das Genie des Führers, wie immer wieder, unterschätzt hätten. Witzleben äusserte Zweifel an der Lagebeurteilung durch die politischen Fachleute Brock-



*Um den von Hitler bedrohten Frieden zu retten, kam der britische Premierminister **Neville Chamberlain** im September 1938 innerhalb einer Woche zweimal nach Deutschland. Zwar gab er dem deutschen Reichskanzler auf jede nur erdenkliche Weise nach, doch schraubte Hitler seine Forderungen immer höher. Zwei Tage später nannte Chamberlain ihn in seinem Bericht vor dem Kabinett «den ordinärsten kleinen Hund, dem ich je begegnet bin».*

*Unser Bild zeigt Chamberlain zusammen mit dem Legationsrat und Dolmetscher **Paul Otto Schmidt** und **Hitler** in Bad Godesberg am 22. September 1938. Rechts im Hintergrund Aussenminister **Joachim von Ribbentrop**.*

dorff-Ahlefeldt zeigte sich besorgt, ob der neuerliche Erfolg Hitlers nicht die Zuverlässigkeit der Truppe in Mitleidenschaft ziehen werde. Es gab Missstimmungen und Unsicherheiten, und die meisten fürchteten, dem Umsturzplan sei ein für alle Mal der Boden entzogen.

Doch Chamberlains Einlenken erreichte nur, was er nie hatte wissen wollen, wovon ihn nun aber, innerhalb weniger bitterer Tage, zumindest eine

Ahnung streifte: dass Hitler nicht an der Bereinigung der Krise, sondern an deren Verschärfung gelegen war. Denn Chamberlains Zustimmung zur Abtretung des Sudetengebiets, das in nervösen Verhandlungen erlangte Einverständnis sowohl des britischen Kabinetts als auch der französischen Regierung sowie selbst die mit einer Nötigung erpresste Einwilligung Prags bestätigten Hitler lediglich in dem Glauben, dass die westlichen Mächte immer wieder nachgeben würden.

Dennoch war er überrascht, als der Premierminister eine Woche später, am 22. September 1938, nach Godesberg kam, um ihm die Zustimmung der Beteiligten persönlich zu überbringen und die Modalitäten der Abtretung zu erörtern. Denn diese Nachgiebigkeit verdarb ihm seine weiterreichenden Annexionsabsichten und jenen Triumphzug nach Prag, zu dem er sich schon im Aufbruch gewöhnt hatte. Nach einer verlegenen Pause eröffnete er Chamberlain daher in ruhigem Ton, die soeben in Berchtesgaden getroffene Verabredung sei unterdessen überholt, er verlange nicht nur das Recht zum unverzüglichen Einmarsch in das Sudetengebiet, sondern auch die Berücksichtigung der polnischen und ungarischen Gebietsansprüche gegen die Tschechoslowakei. Nachdem auch ein Briefwechsel keine Annäherung erbracht hatte, wurden die Verhandlungen am Abend ergebnislos abgebrochen, und der aufs Höchste verärgerte Chamberlain verlangte ein schriftliches Memorandum über die nachgeschobenen deutschen Forderungen. Hitler, so hat v. Weizsäcker berichtet, klatschte bei der Schilderung dessen, was sich zugetragen hatte, «in die Hände wie bei einem gelungenen Vergnügen». Drei Tage später setzte er der Gegenseite eine Frist: Er werde seine Divisionen nur zurückhalten, wenn die Godesberger Forderungen bis zum 28. September, 14 Uhr, akzeptiert seien. «Wenn England und Frankreich losschlagen wollen», erklärte er dem britischen Sonderbotschafter Horace Wilson, der am 26. September zu einem letzten Einigungsversuch nach Berlin gekommen war, «dann sollen sie es nur tun. Mir ist das völlig gleichgültig. Ich bin auf alle Eventualitäten vorbereitet. Heute ist Dienstag, nächsten Montag haben wir dann Krieg.»³⁰

Wenn die Nachricht von der Reise Chamberlains nach Berchtesgaden die Verschwörer nahezu gelähmt hatte, gab Hitlers Godesberger Auftritt ihnen die Freiheit des Handelns zurück. Als Oster von Kordt die Einzelheiten erfuhr, sagte er, jetzt habe man «endlich den klaren Beweis, dass Hitler unter allen Umständen zum Krieg treiben will. Nun kann es kein Zurück mehr geben.»³¹

Überall in Europa begannen daraufhin, begleitet von düsteren Vorahnungen, die Kriegsvorbereitungen. Die Tschechoslowakei hatte, nicht ohne Erleichterung, die Mobilmachung ihrer Streitkräfte schon angeordnet, als die ersten Nachrichten aus Godesberg eingetroffen waren. London folgte jetzt mit dem Befehl zur Mobilmachung der Flotte; in der Stadt wurden Splittergräben ausgehoben, Gasmasken verteilt und die Krankenhäuser geräumt. Frankreich berief die Reservisten ein. In Deutschland trieb Goebbels die seit Wochen laufende Pressekampagne über die Leiden der Sudetendeutschen in zunehmend schrillere Höhen, und Hitler gab Befehl, die Angriffsgruppen aus ihren rückwärtigen Räumen in die Ausgangsstellungen vorzuziehen. Am Nachmittag des 27. September liess er, um das Kriegsfieber anzufachen, die 2. motorisierte Division auf ihrem Weg zur tschechischen Grenze die Reichshauptstadt durchqueren und über die Ost-West-Achse rollen, ehe sie in die Wilhelmstrasse einbog, wo er vom Balkon der Reichskanzlei aus den Vorbeimarsch abnahm. Doch gegen alle Erwartung säumten keine jubelnden Massen die Strassenränder. Ungehalten nahm er den Ernst und das tiefe Schweigen wahr, das die Menschen bewahrten, ehe sie sich abwandten. Sichtlich verstimmt, zog er sich schliesslich ins Innere des Raumes zurück, und der amerikanische Korrespondent William Shirer notierte damals, es sei die «auffallendste Kundgebung gegen den Krieg» gewesen, die er je erlebt habe.³²

Gerade die Enttäuschung Hitlers ermutigte die Verschwörer, die jetzt ihre Plätze einnahmen. Sie leiteten die letzten militärischen und polizeilichen Massnahmen ein, überprüften die Aufrufe an die Bevölkerung, und der Stosstrupp Heinz lag, mit Waffen, Munition, Handgranaten und Explosivstoffen versorgt, in einigen Berliner Privatquartieren wie der Eisenacher Strasse 118. Der Major Groscurth, der den Abend mit seinem Bruder verbrachte, hielt im Gespräch unvermittelt inne und fragte dann, ob der Bruder schweigen könne. Nach nochmaliger Vergewisserung sagte er schliesslich: «In dieser Nacht wird Hitler verhaftet!»³³

Doch lief die Frist erst um 14 Uhr ab. Im Lauf des Vormittags leitete Oster eine Kopie des schroff ablehnenden Schreibens, das Hitler in Godesberg an Chamberlain gerichtet hatte, Witzleben weiter, der es augenblicklich Halder überbrachte. Dem Generalstabschef traten während der Lektüre «Tränen der Entrüstung» in die Augen, und gemeinsam beschlossen sie, nicht länger abzuwarten. Halder erbot sich, Brauchitsch zu unterrichten und womöglich für das Vorhaben zu gewinnen, zumal er als Generalstabschef keine Befehlsbefugnisse besass.



***Erich Kordt** war der führende Kopf der Widerstandsgruppe im Auswärtigen Amt. Am 28. September 1938 wollte er die grossen Flügeltüren der Reichskanzlei von innen öffnen, um dem Stosstrupp Heinz den Zugang zu den Räumen Hitlers zu ermöglichen. Das Bild zeigt Kordt im Gespräch mit seinem Minister **Joachim von Ribbentrop**.*

Tatsächlich war der Oberbefehlshaber des Heeres über Hitlers Brief aufgebracht. Auch er begann, das Doppelspiel zu durchschauen: «Also hat er mich wieder belogen!» empörte er sich. Zu einem Entschluss war er jedoch noch nicht bereit. Er werde «wahrscheinlich» mitmachen, berichtete Halder dem wartenden Witzleben nach der Rückkehr. Noch von dessen Räumen aus rief dieser daraufhin Brauchitsch an und redete ihm eindringlich zu, «flehte ihn geradezu an», wie Gisevius vermerkt, «den befreienden Befehl zu geben». Aber der wankelmütige Oberbefehlshaber wollte, wie er erklärte, zuvor in die Reichskanzlei fahren, um sich persönlich vom Stand der Dinge zu überzeugen. Immerhin rief Witzleben bei seiner Rückkehr ins Wehrkreiskommando am Hohenzollerndamm Gisevius zu: «Doktor, gleich ist es soweit.»³⁴

Um 11 Uhr erhielt Erich Kordt von seinem Bruder aus London die Mitteilung, dass Grossbritannien bei einem gewaltsamen Vorgehen gegen die Tschechoslowakei den Krieg erklären werde. Auch Frankreich zeige sich entschlossen. Dennoch liefen die Angriffsvorbereitungen auf deutscher

Seite weiter; schon am Abend zuvor hatte Hitler die Mobilisierung auch der Divisionen im Westen angeordnet. Kordt traf Schulenburg, und sie verabredeten, die grosse Doppeltür hinter dem Posten am Eingang zur Reichskanzlei von innen her zu öffnen, um dem Stosstrupp den Weg frei zu machen. Alle warteten: Witzleben, Brockdorff-Ahlefeldt, Oster, Kordt, Gisevius, Heinz und wer immer dazugehörte. Vor allem wartete Halder auf die Rückkehr Brauchitschs. Da blieb die Uhr stehen.

In buchstäblich letzter Minute hatte Hitler auf Zureden Mussolinis eingelenkt und einer Konferenz zur Regelung der Sudetenfrage zugestimmt. Die Nachricht traf die Verschwörer wie ein Schock. Nach dem Vorausgegangen war jedem augenblicklich klar, dass dies das Ende aller Pläne bedeutete. Krieg oder Staatsstreich war die Alternative gewesen, und München hatte sie ausser Kraft gesetzt. Nur Gisevius versuchte mit einem verzweifelten Wortschwall, Witzleben doch noch zum Handeln zu bewegen. Aber der General wies ihn, wie Gisevius selbst berichtet hat, mit scharfen Worten daraufhin, «was der Truppe einem Triumphator gegenüber zumutbar wäre oder nicht».³⁵

Tatsächlich hatte sich die Lage von einem Augenblick auf den anderen völlig verkehrt. An die Stelle der Kriegsfürcht des Vormittags traten Jubel und Erleichterung des Nachmittags. Im britischen Unterhaus herrschte beim Eintreffen der Nachricht sekundenlang eine Art Benommenheit, dann brach ein Sturm der Begeisterung los. So war es überall, und die wenigen unglücklichen oder beschämten Stimmen, die es auch gab, gingen im Freudentaumel unter. Als Winston Churchill das Münchener Abkommen nur den «ersten Schluck... eines Bechers voll Bitterkeit» nannte, wurde er im Parlament empört niedergeschrien.³⁶

Zu denen, die an den Hochstimmungen dieser Tage kein Teil hatten, gehörte Hitler selber. Während der Münchner Konferenz wirkte er blass und erregt, oft stand er mit verschränkten Armen abseits und starrte düster vor sich hin. «Chamberlain», hörte Schacht ihn sagen, «dieser Kerl hat mir meinen Einzug in Prag verdorben.» Und obwohl inzwischen unbestritten ist, dass er im Herbst 1938 eine bewaffnete Auseinandersetzung mit den Westmächten nur wenige Tage lang überstanden hätte, fühlte er sich um seinen grossen Zeitplan betrogen. Wie dauerhaft sein Zorn und seine Enttäuschung waren, verraten noch die Bunker-Meditationen vom Februar 1945, in denen er seinem Groll über die verpasste Gelegenheit jenes Herbstes Luft machte:

«Man musste den Krieg 1938 machen», sagte er. «Das war für uns die letzte Chance, ihn zu lokalisieren. Aber sie haben überall eingelenkt. Wie Feiglinge haben sie allen unseren Forderungen nachgegeben. So war es tatsächlich schwierig, die Initiative zu Feindseligkeiten zu ergreifen.»³⁷ Doch in den Augen der Öffentlichkeit, der Hitlers Konfliktbesessenheit verborgen blieb und die nicht einmal wusste, dass Mussolini auf Drängen Englands eingegriffen hatte, erschien er als der Mann, der jeder Situation gewachsen und auf fast magische Weise mit den Umständen, dem Zufall, dem Glück, kurz mit dem Schicksal selbst im Bunde war.

Auf der Verliererseite standen Hitlers innere Widersacher. Nicht nur, dass sie von einem Tag auf den anderen, wie einer von ihnen bemerkt hat, von ernstzunehmenden Gegnern zu einer «Gruppe von Querulanten» abgefallen waren, die von den Ereignissen immer wieder ins Unrecht gesetzt und auf das Mass eines Polizeiproblems zurückgestuft wurden.³⁸ Vielmehr bedeutete München auch einen Schlag gegen ihre politische Urteilskraft, der nicht ohne Einfluss auf ihr Ansehen bleiben konnte. Verbitterung und Ratslosigkeit breiteten sich unter ihnen aus, die vielfach ohnehin nur losen Verbindungen lockerten sich oder rissen sogar ab. Vereinzelt wurde auch gegenseitiges Misstrauen laut, und wie Ulrich v. Hassell begannen viele jetzt zu zweifeln, dass noch irgendeine Wendung möglich und «die Reise vor dem Abgrund aufzuhalten sei». Wohl zu Recht hat Halder bemerkt, München habe die Opposition geradezu «dezimiert».³⁹

Von vielleicht noch grösserem Gewicht war, dass die Ereignisse der letzten Septembertage, über das Scheitern des Verschwörerplans hinaus, den Zusammenbruch der ganzen Widerstandsstrategie des oppositionellen Lagers mit sich brachte, und zu den Merkwürdigkeiten des Geschehens zählt, dass dies so gut wie unbegriffen blieb. Zwar ist es richtig, dass trotz erheblicher Unsicherheitsfaktoren kein anderer Umsturzversuch jener Jahre vergleichbar grosse Erfolgsaussichten gehabt hat, und die Vorwürfe der Verschwörer gegen den «Verrat» der westlichen Mächte, ihre Schwäche und Verblendung, sind nie verstummt. Die immer wiederkehrenden Motive tauchen schon in einem wenige Tage nach der Konferenz geschriebenen Brief Goerdelers an einen amerikanischen Freund auf, in dem er das Münchener Abkommen nichts anderes als «eine glatte Kapitulation» nennt und erklärt, dass der Krieg jetzt unvermeidbar sei.⁴⁰ Aber eben darin lag der entscheidende Fehler der Verschwörer, und die Niederlage vom 28. September hat



*Eine jener Figuren, die nach dem Ersten Weltkrieg nicht in die zivile Ordnung zurückgefunden hatten, war Hauptmann **Friedrich Wilhelm Heinz** (links), der durch **Hans Oster** (rechts) mit dem Widerstand in Verbindung gekommen war. Bei dem am gründlichsten vorbereiteten und aussichtsreichsten Umsturzversuch der Hitlerjahre sollte er am 28. September 1938 als Führer eines Stosstrupps in die Reichskanzlei eindringen, die SS-Leibstandarte überwältigen und Hitler in einem Handgemenge erschossen. Heinz und seine Leute lagen in Berliner Privatquartieren schon in Bereitschaft, als sich die Nachricht von der Münchner Korferenz verbreitete. Damit war das Staatsstreichunternehmen gescheitert, bevor es begonnen hatte.*

ihn schonungslos aufgedeckt Denn sie hatten ihre Tat an Voraussetzungen gebunden, die sie weder genau vorhersehen noch beeinflussen konnten: Die eine lautete, dass Hitler den Angriff befehlen werde, die andere, dass die Westmächte ihm daraufhin den Krieg erklären würden.

Von diesem Grundfehler kamen die Verschwörer bis kurz vor dem 20. Juli 1944 nicht wieder los. Wie sie ihr Handeln im Herbst 1938 von Hitlers Kriegeentschlossenheit sowie von der Unnachgiebigkeit Englands und Frankreichs abhängig gemacht hatten, waren es später entweder Hitlers

Siege oder Hitlers Niederlagen, die ihr Verhalten bestimmten: Jene machten ihn populär und mithin unangreifbar, diese setzten alle aktive Gegnerschaft dem Vorwurf aus, den Untergang des eigenen Landes zu betreiben. Aus diesem Dilemma gab es für die meisten kein Entkommen, und die Unentschlossenheit, die dem Widerstand oft vorgehalten worden ist, rührt nicht zuletzt aus dieser Unterwerfung unter die äusseren Umstände. Es war eine Abhängigkeit, in die er sich selbst gebracht hat. Den entgegengesetzten Ansatz hat Gisevius aufgezeigt, der «ewige Putschist», wie er im Kreis der Mitverschwörer spöttisch hiess. Seinem Radikalismus, der Halder so aufgebracht hatte, stand einzig das Verbrecherwesen des Regimes vor Augen. Das hat ihn befähigt, seinen Widerstand von jedweden taktischen Rücksichten, von Zwecken und Fremdeinflüssen freizuhalten. Ähnliches galt für Oster, v. Tresckow, Olbricht, Cäsar v. Hofacker. Auch für Carl Goerdeler, der immer wieder vor dem Warten auf den «psychologisch richtigen Augenblick» gewarnt hatte und sich jetzt mit dem Gedanken trug, in die Vereinigten Staaten zu emigrieren.⁴¹

An einem Abend nach dem Debakel sassen Oster und Gisevius bei Witzleben zusammen und warfen bedrückt die Ausarbeitungen und Notizen, die ganze Hinterlassenschaft ihres konspirativen Traums, ins Feuer des Kamins. Lange Zeit hat sich der Widerstand von diesem Septemberschock nicht erholt. Nur ein kleiner fester Kern hielt weiterhin zusammen, aber auch er verausgabte und ohne die nervliche und organisatorische Kraft zur Wiederholung eines Unternehmens, das so sehr wie ein Umsturzversuch den Erziehungsmaximen, Denkgewohnheiten und den ehrwürdigen, wenngleich von Zeit und Umständen entkräfteten Traditionen widersprach. Der Industrielle Nikolaus v. Halem, der Verbindungen zu den unterschiedlichsten Kreisen oppositioneller Gruppen unterhielt, hatte schon im Sommer 1938 alle verschwörerischen Absichten der Offiziere als «romantisch» verworfen und gemeint, um den «Postboten des Chaos» aus der Welt zu schaffen, benötige man einen berufsmässigen Mörder oder mindestens eine Figur aus dem verwilderten Soldatenmilieu, und lange Zeit trug er sich mit dem Gedanken, den ehemaligen Führer des Freikorps «Oberland», Beppo Römer, für ein Attentat zu gewinnen.⁴²

Aber Halems Überlegungen liefen nur auf eine andere Form romantischen Pläneschmiedens hinaus. Der Wirklichkeit weit näher kam das Verhalten Franz Halders. In seinem Urteil über das Regime blieb er unbeirrt,

liess sich von keinem Triumph mitreissen und von den kommenden Greueln in seinem Bild Hitlers als der Verkörperung des schlechthin Bösen nur immer aufs Neue bestätigen. Sogar seine Bereitschaft zum Handeln flackerte noch einmal kurz und ohnmächtig auf. Daneben aber versah er unbewegt seine Pflicht, diente, schloss sich ab, hasste und war doch, trotz Schrecken und Finsternis ringsum, für keinen Tatentschluss zu gewinnen. Am Mittag des 28. September, als die Nachricht über die Münchener Konferenz eintraf, hatte er nach so vielen Tagen fiebriger Vorbereitungen alle Beherrschung verloren. Er sei an seinem Schreibtisch, notierte ein Beobachter, «völlig zusammengebrochen, weint und hält alles für verloren».⁴³

Hitler sah, nach ähnlich zermürbenden Tagen, ebenfalls alles für verloren an, sein ganzes Lebenskonzept schien ihm zerstört. Aber er dachte unausgesetzt daran, die erlittene Niederlage wettzumachen. Das war der Unterschied.

4. KAPITEL

Von München bis Zossen

Während sich im Lager der Regimegegner tiefe Niedergeschlagenheit ausbreitete und der Zweifel umzugehen begann, ob die Welt, wie sie ist, moralische Positionen überhaupt zulasse oder deren Fürsprecher nicht unvermeidlich zu Narren mache, stiess Hitler unverzüglich nach. Trotz aller Verstimmung über das Münchener Abkommen erkannte er, dass der Augenblick auch die Möglichkeit bot, den noch immer schwelenden Konflikt mit der Generalität ein für allemal zu beenden.

Schon vierzehn Tage nachdem die deutschen Truppen unter dem Jubel der Bevölkerung im zweiten ihrer «Blumenkriege» ins Sudetengebiet eingerückt waren, liess Hitler dem OKW den Entwurf eines Führererlasses vorlegen, der in die Form eines «Aufrufs an die Offiziere» gekleidet war. Der Text bestritt der militärischen Führung jedes Recht zu politischen Urteilen und verlangte stattdessen «Gehorsam», «felsenfestes Vertrauen» sowie «gläubige und trotzig entschlossene». Zugleich wurde das Prinzip der Mitverantwortlichkeit des Generalstabs in politischen Entscheidungen abgeschafft, desgleichen die noch aus kaiserlichen Zeiten stammende Praxis, abweichende Auffassungen aktenkundig festzuhalten. Von Anfang an hatten die Generäle, wie weit die Übereinstimmung auch reichen mochte, so gut wie jeden politischen Entschluss Hitlers mit Warnungen begleitet und waren immer wieder ins Unrecht gesetzt worden. Jetzt erklärte er vor den Oberbefehlshabern: «Ich will keine warnenden Denkschriften mehr.»¹

Unter dem Druck der offen ausgetragenen Auseinandersetzung trat aber auch erstmals und jedenfalls deutlicher als irgendwann zuvor der tiefe Riss zutage, der unterdessen durch das Offizierskorps ging. Auf's Ganze gesehen hatte es während der zurückliegenden Jahre seine innere Geschlossenheit in einem erstaunlichen Mass bewahrt und womöglich deshalb über alle Niederlagen hinweg einen intakten Rest seines Selbstbewusstseins gerettet. Der Absicht Hitlers, diesen Zusammenhalt aufzubrechen, hatte schon jene über-

eilt betriebene Vergrößerung der Wehrmacht seit 1935 gedient, deren Zweck auch war, eine wachsende Anzahl ideologiefester Offiziere bis in die Führungsringe zu schleusen. Das gleiche Ziel verfolgten nicht nur die unübersichtlich gemachten Zuständigkeiten zwischen Heer, Luftwaffe und Marine, sondern auch der mit Bedacht geschürte Gegensatz zwischen dem Hitler unmittelbar unterstellten Oberkommando der Wehrmacht und dem von der alten, eigensinnigen Offizierskaste geleiteten Oberkommando des Heeres. Der erhoffte Einbruch war dennoch nicht gelungen. Es blieb ein Einzelfall, als Admiral Erich Raeder zu Beginn des Jahres der Aufforderung, sich für die Rehabilitierung v. Fritschs zu verwenden, mit dem Bemerkten entgegnet, er mische sich da nicht ein: «Das ist eine Suppe, die sich die roten Hosen selbst eingebrockt haben, sie sollen sie auch auslöfeln.»²

Doch nun, unter dem Eindruck der aussenpolitischen Erfolge Hitlers, begannen die Reihen durcheinanderzugeraten. Erstmals machten höhere Offiziere sich die Vorwürfe Hitlers gegen die Heeresführung zu eigen. Sie beklagten den Mangel an Gläubigkeit sowie das verschüttete Vertrauen, und wie weit der Bruch reichte, offenbarte der OKW-General Alfred Jodl, als er in einem Brief das Oberkommando des Heeres als die «Feindseite» bezeichnete. Ganz entsprechend regte sich auch kein Widerspruch, als Hitler die Stunde zu einem zweiten Personalschub nutzte und eine Reihe von Generälen verabschiedete, deren skeptische Aufführung keine Gewähr für jenen bedingungslosen Gehorsam erwarten liess, den er von nun an verlangte, darunter die Generäle Wilhelm Adam, Hermann Geyer und Wilhelm Ulex. Doch wie tief Hitler auch die Sprengsätze in die Fundamente des Offizierskorps eingesenkt hatte, blieb selbst jetzt noch und trotz aller hervortretenden Spannungen zumindest eine Erinnerung an den traditionellen Korpsgeist bewahrt. In aller Regel konnten die oppositionellen und sogar die konspirierenden Offiziere in den kommenden Jahren vor Denunziationen sicher sein. Die Ausnahmen blieben immer Ausnahmen. So hat Mänstein um die Jahreswende 1943/44 Tresckow blossgestellt, Keitel jedem Offizier die Denunziation angedroht, der sich zur Politik des Führers, auch «in der Kirchenoder Judenfrage», kritisch äussere, und Guderian von einer beabsichtigten Meldung erst angesichts einer Gegendrohung abgesehen.³

Wie weit Hitler mit dem Einmischungsverbot in politische Angelegenheiten gleich im ersten Anlauf gekommen war, zeigte sich kurze Zeit später, als in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 in ganz Deutsch-

land «spontane Kundgebungen», wie es in der zugehörigen Anweisung von Joseph Goebbels hiess, organisiert und Synagogen in Brand gesteckt, Geschäfte demoliert sowie Juden in grosser Zahl verhaftet und vereinzelt auch ermordet wurden. Das betretene, schweigende Entsetzen der Bevölkerung über diese Nacht, in der nicht unkontrollierte SA-Horden, sondern, wie niemandem verborgen blieb, die Regierung selbst Mord, Plünderung und Brandstiftung betrieben hatte, machte sich unverhüllt in einer Befehlshaberbesprechung Luft. Mehrere Generäle gaben ihrer Empörung laut Ausdruck, und General Fedor v. Bock rief erregt in die Runde, ob man «dieses Schwein, den Goebbels, nicht aufhängen» könne.⁴

Brauchitsch jedoch liess nichts an sich herankommen. Nach den Ungelegenheiten der vergangenen Wochen ging er nur mit einem resignierten Achselzucken über die Aufforderung zu einem Einspruch hinweg. Raeder, immerhin, machte sich den dienstlichen Protest mehrerer hoher Seeoffiziere, zu denen der Admiral Patzig sowie die Kapitäne Lütjens und Dönitz gehörten, zu eigen und wurde bei Hitler vorstellig. Er bekam aber nur zur Antwort, die Gauleiter seien ihm eben aus dem Ruder gelaufen.⁵ Raeder gab sich zufrieden. Aber Schacht verurteilte auf einem «Betriebsappell» der Reichsbank die Vorgänge mit scharfen Worten, und der hohe SA-Führer und Polizeipräsident von Berlin, Graf Helldorf, der in jener Nacht nicht in der Stadt gewesen war, rief unmittelbar nach seiner Rückkehr die Polizei-offiziere zusammen, machte ihnen Vorhaltungen, weil sie dem Befehl zum Stillhalten gefolgt waren, und versicherte, er selber hätte, wäre er in Berlin gewesen, Befehl zum Schiessen auf den kommandierten Mob gegeben. Aus dem unmutigen Schweigen jener Novembertage wird erstmals auch die Stimme eines jungen Hauptmanns vernehmbar, Claus Graf Schenk v. Stauffenberg, der sich kritisch über das mit Stummheit wie geschlagene Offizierskorps äusserte. Er fügte hinzu, von Leuten, die sich schon ein- oder zweimal die Wirbelsäule gebrochen hätten, sei wohl nichts anderes zu erwarten.⁶

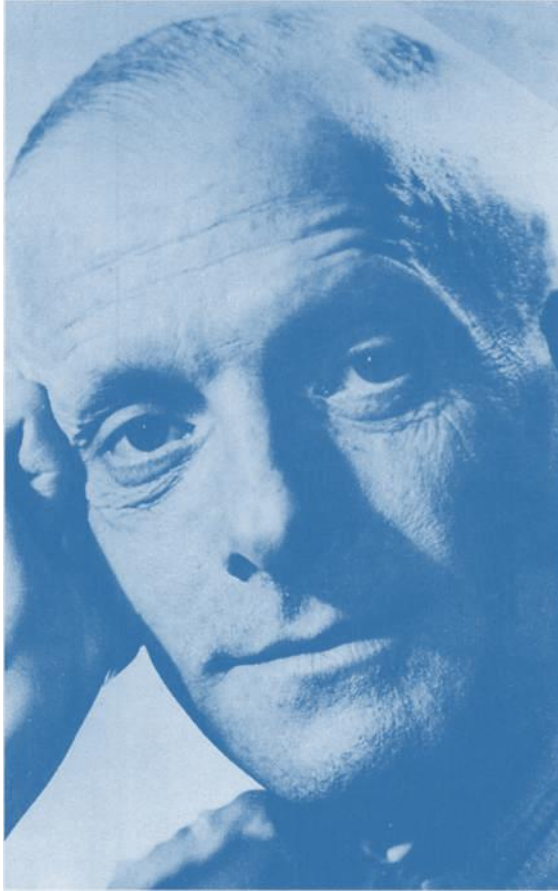
Wie stets, nutzte Hitler auch diesmal die Gelegenheit, der unterlegenen Seite das Ausmass ihrer Niederlage vor Augen zu führen. Als er sich am 15. März 1939 seinen ungeduldigen Traum vom Einzug in Prag erfüllte und am Morgen des Tages, bei frühlingshaftem Schneetreiben, seine motorisierten Verbände in die Stadt einzogen, hatte er das Offizierskorps bis zum letzten möglichen Augenblick im ungewissen gehalten und durch beschwichtigende Bemerkungen zeitweilig sogar irregeführt. Selbst der ergebene Kei-

tel klagte später, er habe in jener Zeit nichts über die politischen Absichten Hitlers erfahren und lediglich Vermutungen darüber anstellen können.

Zugleich entging aber auch den Gegenspielern Hitlers die Bedeutung des Ereignisses. Die meisten sahen darin nur ein anderes München, das die lange gewonnenen Gewissheiten über die Schwäche und Verräterei der Westmächte aufs Neue bestätigte. In Wirklichkeit jedoch war Prag die Wende. Bis dahin hatte Hitler seine Wort- und Vertragsbrüche stets mit dem Unrecht von Versailles begründet und jeden seiner Übergriffe im Namen des von den Mächten selbst verkündeten Selbstbestimmungsrechts gerechtfertigt. Jetzt war er erstmals als Eroberer auf der Bühne erschienen und hatte damit einen Schritt über alles Bisherige hinaus getan. Infolgedessen war der Griff nach Prag sehr wohl geeignet, die Begründung für einen Staatsstreich abzugeben; doch die oppositionellen Gruppen waren noch immer versprengt, und statt einer Umsturzplanung gab es die sich weitende Begeisterung über den neuen Meisterstreich des Führers. In den Tagebüchern und Erinnerungsstücken jener Zeit ist das Gefühlsdurcheinander aus patriotischem Stolz und Depression festgehalten, das selbst einige der Widersacher Hitlers erfasste. Wie Mussolini in den turbulenten Tagen von München, wenn auch ohne dessen ironische Verächtlichkeit, begannen auch sie jetzt zu glauben, dass die Demokratien dazu gemacht seien, Kröten hinunterzuschlucken.⁷

Kaum war die Annexion der Resttschechoslowakei vollzogen, gab Hitler seine Absicht zu erkennen, in voraussehbarer Zeit auch die offenen Fragen mit Polen zu lösen. Doch als habe ihn im Herbst des vergangenen Jahres zumindest eine Ahnung von jenen verschwörerischen Umtrieben gestreift, die seine Kriegsabsicht mit einem Gegenschlag beantworten wollten, zeigte er sich diesmal bedacht, den Generälen keine Vorwände zu liefern. Vielmehr verschleierte er seine längst verfestigte Entschlossenheit ein ums andere Mal und versicherte, er werde zur Gewalt nur greifen, wenn alle gütlichen Einigungsbemühungen ergebnislos blieben. «Wir müssen jetzt brav sein», sagte er zu einem Besucher.⁸

Auch aus diesem Grunde rührte sich auf Seiten der Verschwörer nichts, zumal sie weiterhin darauf festgelegt blieben, dass erst der eindeutig hervortretende Wille und Befehl zum Krieg den Staatsstreich rechtfertige. Bedrängt von Oster, Goerdeler, Gisevius, Hassell und anderen, wandte sich Beck jetzt an Halder, um ihn für neue Pläne zu gewinnen. Bei einem Treffen



*Einen «Mann nach dem Herzen Gottes» nannte Fabian von Schlabrendorff den Abwehrmann und Canaris-Vertrauten **Hans Oster**, der über viele Jahre zu den zentralen Figuren des Widerstands gegen Hitler zählte. Er war eine seltene Mischung aus Moralität und Verschlagenheit und folgte im Denken wie im Handeln ganz einfachen Maximen. Noch kurz bevor er am 9. April 1945 im KZ Flossenbürg gehängt wurde, schrieb er an seinen Sohn, er habe sich zeitlebens bemüht, ein «anständiger Kerl» zu bleiben, und dazu nichts anderes gebraucht als «Kinderstube» und «Soldatenzucht». Und: «Furcht haben wir nur vor dem Zorn Gottes.»*

wenig später im Hause Becks in Lichterfelde waren beide sich im Urteil über das Regime, über Hitlers kaum verdeckten Kriegskurs sowie über die Notwendigkeit eines Umsturzes einig. In der Frage des richtigen Zeitpunkts jedoch gingen die Auffassungen schroff auseinander. Wie schon vor München sah Halder keine Möglichkeit zum Handeln, solange Hitler das Land nicht sichtlich in einen Krieg zerre. Überdies sei Danzig eine deutsche Stadt, wie selbst die Engländer nicht leugneten, erklärte er, und niemand könne ausschliessen, dass die Verhandlungen doch noch zum Erfolg führten.

Ganz anders dachte inzwischen Beck. Er wollte Hitler nun auch Einzelerfolge nicht mehr zugestehen, weil sie nur das Verhängnis im Ganzen beschleunigten, und sah im Krieg, der irgendwann kommen würde, geradezu ein Hindernis für ein Staatsstreichunternehmen. Mit der Eröffnung der Feindseligkeiten, meinte er, träten selbst unter einem Tyrannen «andere, irrationale, ‚patriotische‘ Gesetze» in Kraft, so dass die Zeit dränge. Es war die alte, im Gespräch zwischen Halder und Gisevius schon ein Jahr zuvor aufgebrochene Meinungsverschiedenheit, diesmal aber verschärft durch die bei aller fachlichen Wertschätzung nie überwundene menschliche Fremdheit zwischen beiden sowie durch die Spannung zwischen dem Amtsinhaber und dem in seinem Stolz vereinsamten Vorgänger. Beck und Halder schieden in tiefer Verstimmung, weil Halder aus jedem Wort seines Gegenübers auch den Vorwurf der Unentschlossenheit heraushörte.

Während der feste Kern der Verschwörer allmählich neu zusammenfand, sich aber seiner Debattierleidenschaft ergab und im Dickicht von Fragen verlor, die weniger mit dem überlegenen Argument als durch einen entschlossenen Willen zu beantworten waren, trieb der nüchterne, allen labyrinthischen Spekulationsmühen abgeneigte General v. Witzleben die Sache auf eigene Faust weiter. Er war inzwischen, als Oberbefehlshaber eines Gruppenkommandos, nach Frankfurt am Main versetzt und fühlte sich, fern vom Zentrum des Geschehens, zu einer Untätigkeit verurteilt, die seinem ebenso praktischen wie energischen Sinn widersprach. Zwar sah auch er, dass angesichts der Lage ein Staatsstreich kaum Aussicht auf Erfolg bot. Aber zugleich hatte er keinen Zweifel, dass der von einer manischen Unrast getriebene Hitler neue Anlässe für einen Umsturz schaffen werde, auf die man sich vorbereiten müsse.

Der auf eine längere Frist berechnete, zusammen mit dem Generalstabschef der Heeresgruppe Georg v. Sodenstern entwickelte Plan ging da-

hin, in einem ersten Schritt eine Anzahl gleichgesinnter Offiziere ausfindig zu machen und dann systematisch ein möglichst dichtes Netz frondierender Kommandeure aufzubauen, die zum geeigneten Zeitpunkt bereitstünden, um dem Gewaltstreich festen Grund zu geben. In der Tat hatten alle vorausgegangenen Planungen viel zu sehr auf zwei Voraussetzungen aufgebaut: auf der im Handstreich vollzogenen Ausschaltung Hitlers sowie auf dem Automatismus der Befehlswege. Die Vorstellung von einem auf Kommando gleichsam selbsttätig ablaufenden und jedenfalls widerspruchslosen Vollzug einer Umsturzaktion schien Witzleben nicht länger haltbar, und im Grunde zog er nur die Konsequenz aus der von Hitler betriebenen und zusehends spannungsreicher hervortretenden Spaltung der Streitkräfte. Wenn man gesagt hat, dass diese Art der «Kaderbildung» ein revolutionäres, aller deutschen Militärtradition zuwiderlaufendes Konzept verfolgt habe, bleibt doch hinzuzufügen, dass es nur so revolutionär wie Hitlers Politik war und die angemessene Reaktion darauf enthielt. Einiges spricht denn auch dafür, dass der Staatsstreich vom 20. Juli 1944 nicht zuletzt deshalb gescheitert ist, weil er zu sehr auf die formalen Befehlsautomatismen vertraute und, aus welchen Gründen immer, jene Folgerungen nicht zog, die den Planungen Witzlebens zugrunde lagen.

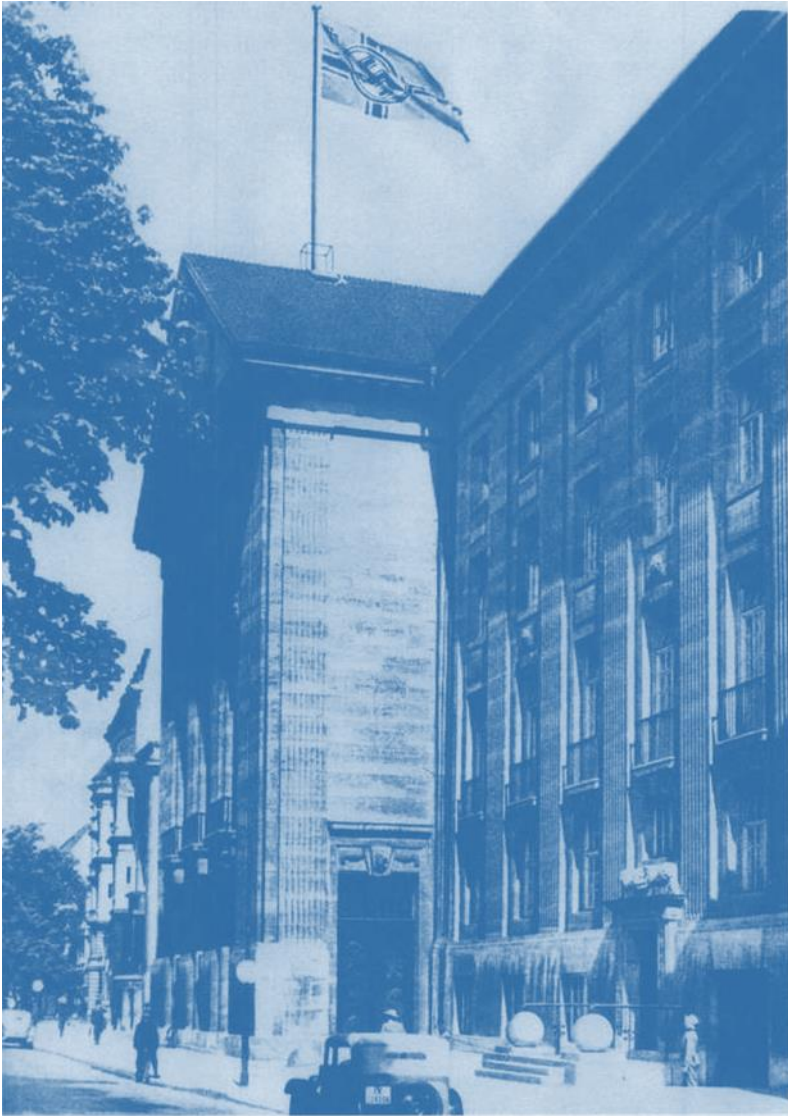
Um die gleiche Zeit stellten sich, zögernd noch und nur gelegentlichsweise, die alten Verbindungen wieder her, die seit den Tagen von München abgerissen waren. Schulenburg kam nach Frankfurt, desgleichen Gisevius und vor allem, durch Vermittlung Osters, Carl Goerdeler, der sogleich Witzleben zu bedrängen begann, seine Pläne ins Werk zu setzen. Er selber versprach, Kontakte zu sozialistischen und christlichen Gewerkschaftern herzustellen, um dem Vorhaben, anders als beim Septemberkomplott, eine breite, ins Politische erweiterte Grundlage zu verschaffen. Am Ende waren es diese teils wiederhergestellten, teils neu geknüpften Verbindungen zwischen den militärischen und den zivilen Gruppen der Opposition, die den eigentlichen Ertrag der Initiative Witzlebens bildeten.

Denn das Vorhaben gewann nie mehr als episodische Bedeutung, da der Aufbau des konspirativen Netzwerks erst im folgenden Jahr abgeschlossen sein sollte. Schon einen Tag nach dem Besuch von Gisevius jedoch, der mit dem Auftrag nach Berlin zurückgefahren war, bei Beck, Canaris und Oster zu erkunden, ob sie ein persönliches Treffen für angezeigt hielten, wurde Witzleben zusammen mit allen militärischen Führern für den folgenden

Tag, den 22. August 1939, auf den Obersalzberg bestellt. In einer mehrstündigen, in ungewöhnlich scharfem Ton gehaltenen Ansprache führte Hitler aus, er müsse jetzt handeln, alle Überlegungen sprächen für eine rasche Entscheidung. Und als wolle er sich selber Mut zusprechen, deutete er den schweigend und in «eisiger Atmosphäre» vor ihm sitzenden Generälen bereits den Abschluss jenes Vertrages mit Stalin an, den sein Aussenminister Ribbentrop gerade in Moskau verhandelte. «Nun ist Polen in der Lage, in der ich es haben wollte», sagte er und legte seine Überzeugung dar, dass England und Frankreich auch dieses Mal nicht kämpfen würden. «Unsere Gegner», fügte er hinzu, «sind kleine Würmchen. Ich sah sie in München.» Es sei seine einzige Angst, dass «noch im letzten Moment irgendein Schweinehund einen Vermittlungsplan vorlegt».⁹ Auch den voraussichtlichen Zeitpunkt des Angriffs nannte er schon: Samstag, 26. August, morgens.

Doch geriet der Zeitplan noch einmal durcheinander. England reagierte auf die deutschen Kriegsvorbereitungen mit stoischem Gleichmut und verwandelte nach monatelangen Verhandlungen die vorläufige Beistandsgarantie für Polen in einen förmlichen Beistandspakt. In dem von Beschwörungen, Botschaften, Alibibemühungen und Scheindialogen erfüllten Durcheinander dieser Tage hatte Halder dem britischen Botschafter Henderson gesagt: «Man muss dem Mann mit der Axt auf die Hand hauen.» Jetzt beseitigte England jeden Zweifel an seiner Entschlossenheit zu kämpfen. Als am Nachmittag des 25. August eine Mitteilung Mussolinis eintraf, dass in den gegenseitigen Vereinbarungen ein Krieg erst für einen späteren Zeitpunkt vorgesehen und Italien zu seinem Bedauern derzeit nicht kriegsbereit sei, wurde Hitler noch einmal schwankend. Und nach kurzem, nervösem Grübeln fasste er einen Entschluss, mit dem keiner gerechnet hatte. Er widerrief den Angriffsbefehl. «Führer ziemlich zusammengebrochen», notierte Halder in seinem Tagebuch.¹⁰

Als sich dies ereignete, waren Schacht, Gisevius und General Thomas auf dem Weg zur Abwehr am Tirpitzufer. Dort wollten sie Canaris abholen, um mit ihm gemeinsam hinaus nach Zossen zum Generalstab des Heeres zu fahren und in einem letzten Verzweiflungsschritt Brauchitsch und Halder vor die Wahl zu stellen, entweder Hitler und die Reichsregierung oder aber sie selber festzunehmen. Zum Äussersten entschlossen, wie sie waren, hatten sie sogar verabredet, ihren Vorstoss mit einer ungewöhnlichen Pression



Am Tirpitzufer residierten ursprünglich der Reichswehrminister, der Chef des Generalstabs und die Abwehr. 1938, nach der Blomberg-Fritsch-Affäre, zog das Oberkommando der Wehrmacht in die freigewordenen Räume des inzwischen aufgelösten Ministeriums ein. Mit Kriegsbeginn 1939 ging das OKW in die Hauptquartiere an den wechselnden Fronten, während der Generalstab nach Zossen bei Berlin verlegt wurde. Von den alten Institutionen blieb nur die Abwehr. Hier errichtete Hans Oster, gedeckt von dem Abwehrchef Admiral Canaris, eines der Zentren des Widerstands.

zu verbinden. Für den Fall ihrer eigenen Verhaftung wollten sie erklären, dass sie sich von diesem Augenblick an von ihrer Schweigepflicht entbunden fühlten und die beiden Heereschefs in die Anklage hineinzuziehen gedächten.

Doch als die Gruppe am Tirpitzufer vorfuhr, stiess sie auf Oster, der sie «kopfschüttelnd» und mit «herzhaftem Lachen» vom Widerruf des Angriffsbefehls unterrichtete und zunächst gar nicht begriff, dass der freilich immer tatvernarrte Gisevius wieder einmal den einzigartigen Augenblick für gekommen hielt, Hitler zu beseitigen. Ganz im Gegenteil war der sonst so intransigente Oster der Auffassung, dass ein «oberster Kriegsherr, der einen so einschneidenden Befehl wie den über Krieg und Frieden binnen weniger Stunden widerruft, ein erledigter Mann» sei und jedenfalls die Generäle nicht mehr hinter sich habe. Noch wenige Tage zuvor hatte er den Mitgliedern des einstigen Stosstrupps Heinz ausrichten lassen, sie möchten sich bereit halten; jetzt dagegen, angesichts der dramatisch veränderten Lage, erschien ihm eine Aktion geradezu widersinnig. Auch Canaris war in überschwenglicher Stimmung und meinte, nun sei der Friede «für zwanzig Jahre» gerettet. Alles werde jetzt nach Wunsch ablaufen, sofern man die Entwicklung ausreifen lasse und die Generäle nicht durch übereilte Forderungen störrisch mache.¹¹

Bei allem Für und Wider, das die überraschende Wendung Osters im Gefolge gehabt hat, wird man sicherlich die ungeheure Erleichterung berücksichtigen, die sich nach so vielen Monaten unausgesetzten und plötzlich entweichenden Drucks bei den Beteiligten einstellte. Oster selber, aber auch Canaris, Hassell sowie viele andere sahen sich angesichts des noch einmal geretteten Friedens in eine Hochstimmung versetzt, die ihre Wahrnehmungskraft trübte. Sogar in der Reichskanzlei war «allen klar», wie einer der dort tätigen Offiziere notierte, «dass Hitler eine schwere diplomatische Niederlage erlitten hatte».

Aber ebenso klar musste allen sein, die sich im Lauf der Jahre eine Vorstellung von Hitlers Prestigeangst erworben hatten, dass er keinen noch so hohen Preis scheuen werde, diese Niederlage so bald wie möglich wettzumachen. «Führer hofft, Polen doch noch hauen zu können», schrieb einer der Abteilungschefs im Generalstab des Heeres, Oberst Wagner, in sein Tagebuch.¹² Insofern war die Vorstellung vom abgewendeten Krieg illusorisch und Gisevius auf einen jeden Widerspruch deklassierende Weise im Recht. Denn dies war ebenjene Situation, die die Verschwörer immer herbeigesehnt hatten. In den erschöpfenden Debatten der vergangenen Zeit

waren sie irgendwann auf die deprimierende Alternative gestossen, wonach ein Sieg Hitlers sie ebenso entwaffnete wie eine Niederlage. Was sie dagegen erhofft und in vielen, sich nie einstellenden Szenarien durchgespielt hatten, war jener empfindliche Rückschlag, der einzig Hitler selber zur Last zu legen war und aller Welt die Unbedingtheit seines Kriegswillens offenbarte.

Von entscheidender Bedeutung war in den voraufgegangenen Überlegungen überdies die Zeitspanne zwischen dem Angriffsbefehl und dem Beginn der Feindseligkeiten gewesen. Stets hatte sich dabei die Sorge eingestellt, ob sie gross genug sein werde, um nicht nur zum Entschluss, sondern auch zur Tat zu kommen. Noch in den Tagen vor München hatte Halder diese Befürchtungen beschwichtigt und versichert, darüber werde Hitler ihn nicht täuschen; zumindest drei Tage vor einem Angriff müssten die Befehle erteilt werden. Jetzt konnte man sogar mit einer längeren Frist rechnen. Doch nichts war vorbereitet und nichts geschah. Natürlich wird man in Rechnung stellen, dass seit der gescheiterten Septemberverschwörung vom vergangenen Jahr alle Entschlossenheit gebrochen, das Planungskonzept im Kamin Witzlebens verbrannt und ein neuer Anlauf allenfalls in ersten, noch tastenden Bemühungen erkennbar war. Aber mitunter drängt sich doch der Eindruck auf, die Mehrzahl der Verschwörer habe das Abwarten geradezu zur heimlichen Strategie des Widerstands gemacht, und in alle Erleichterung über den geretteten Frieden spiele auch die andere Erleichterung über die unversehens losgewordene Qual zum Handeln hinein.

Umso verzweifelter war, nach den trügerischen Hochgefühlen jener Tage, der Absturz in die Realität, als Hitler, schon kurze Zeit später, am 31. August, den Angriffsbefehl für den kommenden Morgen erneuerte. Am Nachmittag stiess Gisevius im verwinkelten Treppenhaus der Bendlerstrasse auf Canaris. «Was sagen Sie nun?» fragte der Admiral, und als Gisevius so rasch keine Antwort bereit hatte, sagte Canaris tonlos: «Das ist das Ende Deutschlands.»¹³

Der Beginn der Kampfhandlungen in den frühen Morgenstunden des 1. September 1939 war schon die Niederlage der militärischen und zivilen Opposition. Denn auf nichts anderes als die Verhinderung des Krieges hatten alle ihre verzweifelten Bemühungen abgezielt. Und als zwei Tage später England und Frankreich dem Reich den Krieg erklärten, war sie zwar mit jenen ungezählten Lageanalysen, Denkschriften und Warnungen ins Recht

gesetzt, die dies vorhergesagt hatten. Doch blieb, was immer sie enthielten, wie in den Wind gesprochen. Hitler hatte sie kaum je zur Kenntnis genommen; und soweit sie an die Regimegegner selber gerichtet waren, hatten sie ebenso ihren Zweck verfehlt, weil jener Staatsstreich nicht zustande gekommen war, dem sie zu Argumenten verhelfen sollten. Nichts hat denn auch dem Ansehen und der Glaubwürdigkeit der deutschen Hitlergegner bei ihren ausländischen Mittelspersonen mehr geschadet als die ausgebliebene Erhebung vom 1. September.

Tatsächlich schien geraume Zeit aller Widerstandswille erloschen. Die Gründe dafür sind aber auch in jenen irrationalen Loyalitätsempfindungen zu suchen, die ein Krieg entbindet und deren gleichsam übergesetzlicher Charakter weder Recht noch Unrecht kennt und ob der Konflikt willentlich, unter Bruch gültiger Verträge, herbeigeführt wurde. Dergleichen mag zwar in den tieferen Schichten des Bewusstseins als ständiger Zweifel mitlaufen. Doch beherrschend, alles Tun und Trachten bestimmend, bleibt der Wille, die einmal ausgebrochene Auseinandersetzung aufzunehmen und erfolgreich zu beenden. Natürlich spielen Überlieferungen hinein, das Herkommen und Pathos um Begriffe wie soldatische Pflicht, Treue, Gehorsam oder Patriotismus, mit dem Gegenbild des Landesverrats. Wie entrückt die ganze, hinter solchen Worten auftauchende Vorstellungswelt inzwischen auch sein mag, besass sie zu jener Zeit doch eine Verbindlichkeit, gegen die kein Denken ankam. Charakteristisch dafür ist das Beispiel jenes Generals v. Sodenstern, der zusammen mit Witzleben noch zehn Tage vor Ausbruch des Krieges über weitgesteckten Umsturzvorbereitungen gesessen hatte und sich jetzt «angesichts der ihm zugefallenen Kriegsaufgaben von jedem Gedanken an gewaltsame Auflehnung», wie er schrieb, ab wendete¹⁴. Diese durchaus nicht vereinzelte Verhaltensweise hat den Widerstandsbestrebungen vom Tag des Kriegsausbruchs an zahlreiche Kräfte entzogen.

Zugleich überkreuzte der professionelle Offiziersehrgreiz die regimekritischen Energien. Selbst das Tagebuch des so unbeirrten Oberstleutnants Groscurth enthält zu Beginn des Polenfeldzugs nahezu Tag für Tag Eintragungen, in denen der Stolz über die funktionierende, aus ungezählten kleinsten Einzelbefehlen zu einem einzigen siegreichen Ansturm sich bündelnde Dynamik dieses Feldzugs durchschlägt. Aber auch Tresckow, Oster, Gersdorff und andere gerieten in diesen Widerspruch, und viele Erinnerungen

aus der Zeit belegen eindrucksvoll, um wieviel leichter er im Gedanken zu überwinden war als im gelebten Leben. Für einige bot er schon jetzt keinen Ausweg mehr. Jedenfalls taucht aus dem triumphalen Lärm der Siegesmeldungen noch einmal der nahezu vergessene Name des ehemaligen Chefs der Heeresleitung auf. In einem letzten, von donquichottesken Zügen nicht freien Auftritt war der rehabilitierte und doch niemals in sein Recht zurückgekehrte Generaloberst v. Fritsch an einem der letzten Kriegstage, bei der Beobachtung des Angriffs auf Warschau, in der Vorstadt Praga gefallen.

Nach etwas mehr als drei Wochen war der Feldzug gegen Polen beendet, und es hat die von Verachtung nicht ganz freie Enttäuschung der Regimegegner über die Westmächte nur bestärkt, dass England wie Frankreich durch den Verzicht auf eigene Operationen Hitler diesen Blitzsieg ermöglicht hatten. Immerhin war Frankreich vertraglich verpflichtet, bis spätestens am sechzehnten Tag nach Ausbruch der Feindseligkeiten mit 35 bis 38 Divisionen offensiv zu werden. Stattdessen hatte es zugewartet und versucht, in den Halbherzigkeiten der «drôle de guerre» nicht nur den Abschied von den schönen Illusionen der Epoche hinauszuzögern, sondern auch das Glück des lange schon verlorenen Friedens bis zur Neige auszukosten.

Am Tag des Kriegsbeginns hatte Brauchitsch einen Aufruf veröffentlicht, wonach der Krieg nicht gegen die polnische Bevölkerung geführt und die vollziehende Gewalt in den eroberten Gebieten nach den Grundsätzen des Völkerrechts ausgeübt werde. Doch schon eine Woche später machte Hitler in einer Richtlinie für die Militärverwaltung deutlich, dass er diese Gewalt nicht dem Ermessen der Heeresführung anheimstellen wollte. Vielmehr liess er, ganz im Sinne seines Prinzips der aufgesplitterten Zuständigkeiten, daneben eine Zivilverwaltung einrichten, und als suche er das Kompetenzchaos vollständig zu machen, folgten den kämpfenden Einheiten sogenannte Einsatzgruppen. Sie waren zwar der Militärgerichtsbarkeit unterstellt, tatsächlich aber dem Reichssicherheitshauptamt und damit dem Reichsführer SS zugeordnet und eröffneten augenblicklich ein blutiges Regiment. Noch während der Kampfhandlungen gingen die ersten Klagen über «verfahrenslose Exekutionen von Polen und Juden, willkürliche Schikanen und wahllose Verhaftungen» ein. Schon am 9. September erschien auf Veranlassung von Canaris der Oberquartiermeister I, Carl-Heinrich v.

Stülpnagel, bei Halder, um ihn über Äusserungen Heydrichs zu informieren, wonach «alles viel zu langsam» gehe: «Er würde das abstellen. Die Leute müssten sofort ohne Verfahren abgeschossen oder gehängt werden... der Adel, die Popen und Juden.»¹⁵

Drei Tage später, bei einem Besuch im Führerzug, teilte Canaris selber General Keitel mit, nach seiner Kenntnis seien in Polen «umfangreiche Füsilierungen geplant» und dass «insbesondere der Adel und die Geistlichkeit ausgerottet werden» sollten, wofür «die Welt schliesslich doch auch die Wehrmacht verantwortlich machen werde». Keitels Erwiderung ging bezeichnenderweise mit keinem Wort auf das inhaltliche Vorbringen ein. Sie beschränkte sich ausschliesslich auf die Zuständigkeitsfrage, wonach «diese Sache bereits vom Führer entschieden sei, der dem Oberkommando des Heeres (v. Brauchitsch) klargemacht habe, dass, wenn die Wehrmacht hiermit nichts zu tun haben wolle, sie auch hinnehmen müsse, dass SS und Gestapo neben ihr in Erscheinung treten», um zusammen mit den Zivilbefehlshabern «die volkstümliche Ausrottung³» zu übernehmen.¹⁶

Dabei blieb es. Auch im Folgenden hat Brauchitsch durchweg nur gegen Kompetenzüberschreitungen von Seiten der SS oder der Zivilverwaltung protestiert und sich in würdelose Querelen darüber verstrickt. Die grundsätzliche Frage dagegen, inwieweit die brutale Systematik der Mordaktionen die Ehre und den Ruf sowohl der Wehrmacht wie des Landes überhaupt in Mitleidenschaft zog, hat er nie gestellt. Auch die Tatsache, dass er mit seinem Aufruf vom 1. September bei der polnischen Bevölkerung im Wort stand, hat daran nichts ändern können. Gerade die unermüdlichen Versuche, die Wehrmacht aus allem herauszuhalten, haben der atemverschlagenden Barbarei dieser Ausrottungspolitik den Weg geebnet. Die bald einsetzenden Bemühungen, die Disziplin und korrekte Aufführung der Truppe noch strenger zu überwachen und vorkommende Verstösse rigoros zu ahnden, gingen zwangsläufig ins Leere und haben den Vorwurf einer nur notdürftig verdeckten Komplizenschaft nicht wirksam abwehren können.

Eine Zeitlang versuchte Brauchitsch überdies, den Befehlshabern in den eroberten und besetzten Gebieten vorzuenthalten, dass die sogenannte «Flurbereinigung» im Osten auf eine Entscheidung Hitlers zurückging, der er sich widerstandslos gebeugt hatte. Eine verbreitete Vermutung lautete daher, es handle sich um «Übergriffe nachgeordneter Organe». Neben anderen forderte General Walter Petzel und, mit grösserer Entschiedenheit,

General Georg v. Küchler, der eine SS-Einheit offen als «Schandfleck der Armee» bezeichnete, ein Ende der regellosen Massaker. General Joachim Lemelsen wiederum liess den für die Erschiessung von fünfzig Juden verantwortlichen Obermusikmeister der «Leibstandarte Adolf Hitler» kurzerhand verhaften und zur Aburteilung an die Heeresgruppe überstellen. Auch der wieder aktivierte General Ulex verlangte die Beendigung dieser sogenannten «Volkstumspolitik», die, wie er schrieb, «die Ehre des ganzen deutschen Volkes beflecke».¹⁷

Brauchitsch täuschte sich nicht darüber, dass die von den Generälen geforderte Intervention zu einem erbitterten Machtkampf führen müsse, da die Entscheidungen, um die es ging, nichts weniger als eines von Hitlers Lebenszielen betrafen.¹⁸ Und er war nicht bereit, diesen Kampf aufzunehmen. Vergeblich erinnerte General Wilhelm v. Leeb die Heeresleitung daran, dass noch immer «das Heer, entschlossen geführt, nach jeder Seite hin der stärkste Machtfaktor» sei.

Stattdessen suchte Brauchitsch sein Heil in einer vielsagenden Ausweichbewegung, indem er alles daransetzte, die Verantwortung für die Verwaltung der besetzten Gebiete loszuwerden. Schon am 5. Oktober entsprach Hitler seinem Verlangen und löste im Anschluss an eine Beschwerde des Gauleiters Albert Forster über das «mangelnde Verständnis» der Wehrmacht gegenüber den bevölkerungspolitischen Massnahmen zunächst Danzig und Westpreussen aus der Militärverwaltung. Zwölf Tage später beendigte er diese Zuständigkeit auch für die übrigen Gebiete. In einem Gespräch mit Himmler, Keitel, Bormann, Hess und dem als Chef des künftigen Generalgouvernements vorgesehenen Hans Frank bemerkte er, die Wehrmacht solle es begrüssen, wenn sie von diesen Aufgaben entbunden werde. Keitel hat in einigen Bleistiftnotizen festgehalten, was Hitler im Verlauf des Treffens in der neuen Reichskanzlei über das künftige Vorgehen äusserte: Polen solle keine «Musterprovinz» werden, es müsse die Entstehung einer neuen «F uherschicht» verhindert werden, seine Politik bedinge «einen harten Volkstumskampf, der keine gesetzlichen Bindungen» gestatte, «alle Ansätze einer Konsolidierung der Verhältnisse (müssten) beseitigt werden». Und schliesslich fiel das Wort vom «Teufelswerk», das im Osten zu verrichten sei.¹⁹

Der überstürzt vollzogene Abbruch der Militärverwaltung steigerte aber nicht nur das Willk urwesen der nun sich selbst überlassenen Partei-, Zivil- und Polizeibehörden, der Standgerichte, kommissarischen Landräte, Hilfs-

polizisten und anderen Instanzen, die sich nicht selten auf unüberprüfbare Sonderaufträge beriefen. Vielmehr verstärkte er auch die Konflikte mit den nach wie vor im Lande stehenden Armeeeinheiten. Nachdem der Oberbefehlshaber Ost der ersten Phase, General v. Rundstedt, schon nach kurzer Zeit entsetzt das Feld geräumt hatte, meldete sich nun sein Nachfolger, General Blaskowitz, Anfang November mit einer für Hitler bestimmten Denkschrift zu Wort, in der er nach einer Darstellung der Missstände, Gesetzesverstösse und Greuelthaten seiner «grössten Besorgnis» Ausdruck gab und auf die daraus resultierenden Gefahren für Moral und Disziplin der Truppe hinwies. Hitler indessen verwarnte sich gegen die «kindlichen Einstellungen» in der Führung des Heeres: «Mit Heilsarmee-Methoden führe man keinen Krieg.»²⁰

Doch war damit der Vorstoss keineswegs aus der Welt. Nicht nur wandte sich Blaskowitz selber wenig später mit einem Schreiben an Brauchitsch, in dem er von einem «Blutausch» der Einsatzkommandos sprach, die eine «unerträgliche Belastung» für die Truppe darstellten, und erneut auf eine baldige «Neuordnung» der Verhältnisse drang. Vielmehr hatten oppositionelle Offiziere, insonderheit Oberstleutnant Groscurth, unterdessen bei den Oberbefehlshabern im Westen und ihren Stäben die Denkschrift von Blaskowitz verbreitet und damit «Fassungslosigkeit» und «grosse Erregung» hervorgerufen. General v. Bock und andere verlangten Aufklärung, ob «die haarsträubenden Schilderungen» zutreffend und die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen worden seien, und verschiedentlich wurde auch gefordert, für die besetzten Gebiete den Ausnahmezustand zu erklären.²¹

Obwohl Brauchitsch das Entsetzen der Generäle teilte, wehrte er wiederum alles ab und blieb, mehr und mehr in die Enge gedrängt, bei seinen hoffnungslosen Versuchen, durch Verschweigen und Abschwächen die allgemeine Empörung zu dämpfen oder, wo alles nichts half, die Lösung der Konflikte auf die unteren Ebenen zu verlagern, auf denen sich jedoch die Gegenseite ein ums andere Mal durchsetzte. Als Blaskowitz im Januar 1940 mit einer neuen, verschärft formulierten Denkschrift in Zossen erschien, in der davon die Rede war, dass «die Einstellung der Truppe zu SS und Polizei zwischen Abscheu und Hass» schwanke und «jeder Soldat sich angewidert und abgestossen (fühle) durch diese Verbrechen, die in Polen von Angehörigen des Reiches und Vertretern der Staatsgewalt begangen werden», weigerte Brauchitsch sich kurzerhand, die Vorlage Keitel oder gar Hitler zuzuleiten. Ebensov wenig Erfolg hatte ein Einspruch von General Ulex, der im



*Im Gegensatz zum Oberbefehlshaber des Heeres, **General von Brauchitsch**, der die in Polen verübten Greuel der Einsatzkommandos ignorierte, gehörte **Johannes Blaskowitz** zu jenen Generälen, die leidenschaftlich gegen den «Blutausch» der SS protestierten. In einer Denkschrift sprach er davon, dass «jeder Soldat sich angewidert und abgestossen [fühle] durch diese Verbrechen». Im Mai 1940 setzte der inzwischen zum Chef des Generalgouvernements in Polen ernannte Hans Frank die Ablösung von Blaskowitz durch.*

Blick auf die SS- und SD-Einheiten «einen ganz unbegreiflichen Mangel menschlichen und sittlichen Empfindens» feststellte, «so dass man geradezu von Vertierung sprechen» müsse.²²

Nicht einmal das von nahezu allen Kritikern vorgebrachte Motiv der gefährdeten Disziplin oder der vom herrschenden Chaos bedrohten Versorgung der Truppe scheint Brauchitsch je geltend gemacht zu haben. Schon

gar nicht dachte er an einen gemeinsamen Protest oder an eine geschlossene Rücktrittsdrohung der Heeresführer, für die, aller berechtigten Vermutung zufolge, wohl jeder zu gewinnen gewesen wäre, zumal selbst ein so regime-treuer General wie Reichenau verschiedentlich seinem Entsetzen über die Vorgänge Ausdruck gegeben hatte. Im Mai setzte der inzwischen zum Generalgouverneur ernannte Hans Frank die Ablösung von Blaskowitz durch. Und bereits einige Zeit zuvor hatte Himmler sich gegen den erbitterten Widerstand von OKW und OKH die Zustimmung zum weiteren Ausbau und zur Neuaufstellung bewaffneter SS-Verbände verschafft, über deren Grösse die Wehrmacht, trotz aller Bemühungen, nirgendwo Auskunft erlangen konnte. Sie war endgültig kein Machtfaktor mehr.

Im Nachhinein fällt es nicht schwer, den Beginn dieser Entwicklung zu erkennen. Er lag Jahre zurück in der Röhm-Affäre. In einer kaum beachteten Weisung hatte das Reichswehrministerium damals verfügt, politisch Verfolgten keinen Schutz zu gewähren. Man kann fragen, ob Moral und Selbstbewusstsein des Offizierskorps nicht schon damit auf eine Weise gebrochen wurden, die den Machtverlust unvermeidbar nach sich ziehen musste. Mitte Januar 1940 kam Canaris zu Halder, und der Generalstabschef notierte anschliessend in seinem Tagebuch eine Äusserung seines Besuchers, die das alte, jetzt erschreckend sichtbar gewordene Dilemma auf eine knappe Formel brachte: «Offiziere zu schlapp; kein menschliches Eintreten für unrecht Verfolgte.»²³

Die Vorgänge in Polen gehören zur Geschichte des Widerstands, weil sie die Bedeutung einfacher moralischer Massstäbe sichtbar machten und erkennen liessen, ob sie schwerer wogen als die traditionellen Begriffe, von denen die soldatische Welt eng umstellt war. Spätestens zu diesem Zeitpunkt jedenfalls verfiel das Recht auf Irrtum über den Charakter des Regimes, und für viele ist das Treiben der staatlichen «Mörderbanden», von denen Henning v. Tresckow damals gesprochen hat, zum Wendepunkt geworden, auch wenn sie nicht in jedem Falle zum aktiven Widerstand fanden. Natürlich gab es daneben und sogar in der Mehrzahl andere, zumal unter den jüngeren Offizieren, die angesichts des überwältigenden Sieges vom «Hitlerzauber» erfasst wurden²⁴ und aus der Tatsache, dass die Westmächte, trotz ihrer Kriegserklärung, den Kampf nicht eröffnet hatten, einen neuerlichen Beweis für das Genie des Führers herleiteten. Aber die Einbusen, die der Opposition zwischen München und Kriegsbeginn entstanden

waren, wurden jetzt allmählich wettgemacht. Womöglich noch wichtiger war, dass der Widerspruch gegen das Regime seither nicht mehr allein mit Hitlers aussenpolitischem Vabanquespiel und seiner Inkaufnahme übergrosser militärischer Risiken begründet werden konnte, sondern ein elementares moralisches Motiv besass.

Das Gewicht der im Einzelfall schwer aufschlüsselbaren Vorbehalte ist auch in den zähen Streit eingegangen, der nach dem Polenfeldzug zwischen Hitler und der Wehrmacht entbrannte. Noch einmal belebte er, kurz und hektisch, die Umsturzabsichten vom vergangenen Herbst. Schon am 12. September, als die Entscheidung zwar noch nicht gefallen, aber der Sieg über Polen absehbar war, hatte Hitler in seiner Unrast den Chefadjutanten der Wehrmacht, Oberst Rudolf Schmudt, persönlich wissen lassen, dass er zum ersten möglichen Zeitpunkt, doch gewiss noch im späten Herbst, im Westen offensiv werden wolle. Acht Tage später hatte er Keitel ins Vertrauen gezogen und am 27. September, dem Tag, an dem Warschau sich ergab, schliesslich die Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtteile rufen lassen, sie von seinem Entschluss in Kenntnis gesetzt und die Ausarbeitung der Angriffspläne befohlen. Zur Begründung verwies er wiederum darauf, dass die Zeit, politisch wie militärisch, gegen Deutschland arbeite, so dass die Offensive gar nicht frühzeitig genug beginnen könne.

Vor allem das Oberkommando des Heeres hielt die Absicht, innerhalb weniger Wochen «den Franzosen und Engländer auf das Schlachtfeld zu bringen und zu schlagen», wie Hitler erklärt hatte, für gleichermassen überstürzt wie aussichtslos. Ebenso aufgebracht reagierte die gesamte Generallität. Eine Welle des Protests lief bei Brauchitsch ein. Im Blick auf die von Hitler selber verschiedentlich angedeutete Möglichkeit, nach Abschluss des Polenfeldzugs zu einer Verständigung mit den Westmächten zu gelangen, hatte das OKH schon Mitte September damit begonnen, die Streitkräfte umzustellen. Durch eine hinhaltende Abwehrstrategie wollte man den von der Gegenseite so auffallend lustlos geführten Krieg allmählich «zum Einschlafen» bringen und den Weg für eine diplomatische Lösung frei machen. Was Hitler, wie die folgenden Wochen zeigten, darauf so «erbittert» reagieren liess,²⁵ war zum einen, dass die Befehlshaber sein Hochgefühl über den soeben errungenen Sieg nicht zu teilen schienen. Noch weit mehr aber verstimmt ihn, dass sie in der Sache, wie die Einsprüche zeigten, nach wie vor auf jenem politischen Mitspracherecht beharrten, das er ein für allemal beseitigt glaubte.

Infolgedessen zogen sich die Militärs wieder auf fachliche Argumente zurück. Sie führten gegen die Offensive im Westen die Erschöpfung der Truppe ins Feld, die geringen Munitions- und Rohstoffvorräte, die Gefahren eines Winterfeldzugs sowie die Stärke des Gegners. Hitler jedoch wies alle Einsprüche, wie und von wem sie auch kamen, zurück. Als einer der Generäle die Unbilden des späten Wetters geltend machte, erwiderte er, das Wetter sei auch für den Gegner schlecht. Überraschend war, dass diesmal selbst Brauchitsch offen widersprach und die Generäle Reichenau und Rundstedt aufforderte, bei Hitler zu intervenieren. Als auch das erfolglos blieb, formten sich aus politischen und militärischen, vom moralischen Urteil verschärften Bedenken neue Umsturzabsichten.

Schon Ende September hatte Canaris die Hauptquartiere im Westen besucht, um die Auffassungen über die West-Offensive sowie vereinzelt auch über eine Aktion gegen das Regime im Ganzen zu erkunden. Unabhängig davon erörterten Brauchitsch und Halder zur gleichen Zeit in einer «eingehenden Besprechung» die Möglichkeiten, zwischen denen sie zu wählen hatten: entweder die von Hitler verlangte Offensive auszuführen oder doch noch eine Taktik des operativen Abwartens durchzusetzen. Denkwürdig aber ist das Gespräch aufgrund der dritten Möglichkeit geworden, die die beiden höchsten Befehlshaber des Heeres erwogen und im Diensttagebuch vermerkt haben: nämlich auf «grundlegende Veränderungen» hinzuwirken, womit nichts anderes als eine staatsstreichähnliche Unternehmung gemeint war.²⁶

Vor solchen radikalen Lösungen schreckte Brauchitsch, wie nicht anders zu erwarten, zurück. Er vertraute stattdessen weiterhin auf fachlich begründete Verzögerungen. Aber dazu liess Hitler ihm nun keine Zeit mehr. Schon am Abend des übernächsten Tages teilte er mit, er habe die Hoffnung auf eine Verständigung mit den Westmächten endgültig aufgegeben und den «unabänderlichen Entschluss» zur Offensive gefasst. Als Termin nannte er einen Zeitpunkt zwischen dem 15. und dem 20. November. Fünf Tage später, am 21. Oktober, setzte er in einer Rede vor den Gauleitern einen noch früheren Termin und versicherte, «in etwa vierzehn Tagen» mit dem «Grossangriff im Westen» zu beginnen.²⁷

Brauchitsch war verzweifelt. Canaris, der ihn noch am späten Abend traf, war «sehr erschüttert», nicht nur über die nervliche Verfassung des Oberbefehlshabers, sondern auch über dessen Bericht, in dem nun zum zweiten Mal binnen kurzer Zeit das Wort vom «Blutausch» auftauchte, diesmal jedoch auf Hitler und seine Wut zum Losschlagen bezogen.²⁸ In der Absicht,

doch noch den erhofften Aufschub durchzusetzen, verfiel Brauchitsch darauf, nur einen lückenhaften Feldzugsplan auszuarbeiten. Schon wenige Tage später jedoch verlangte Hitler, der nun keine Ruhe mehr gab, die erforderlichen Ergänzungen und setzte als neuen Angriffstermin den 12. November fest. Dann bestellte er die Generäle Kluge, Bock und Reichenau nach Berlin, um die Planung des Oberkommandos zu beschleunigen. Alle Einwände der Befehlshaber, von denen Reichenau bezeichnenderweise am entschiedensten widersprach, tat er als unbegründet ab, drängte Brauchitsch und Halder noch einmal zur Eile und legte schliesslich seinerseits neue operative Überlegungen vor.

Der wachsende, nicht ohne Geringschätzung ausgeübte Druck Hitlers veranlasste eine Gruppe von jüngeren Generalstabsoffizieren, die einstigen Verbindungen zu den Regimegegnern im Auswärtigen Amt sowie vor allem in der Abwehr wieder aufzunehmen. Dort war Hans Oster, angetrieben von dem plötzlich ungeduldig drängenden Canaris, unterdessen nicht untätig geblieben. Er hatte Hans v. Dohnanyi als Referatsleiter in die Abwehr geholt, der seinerseits einige engere Freunde nachzog, darunter seinen Jugendfreund Justus Delbrück, den Freiherrn zu Guttenberg sowie, als Verbindungsmann zu den christlichen Widerstandskreisen, den Theologen Dietrich Bonhoeffer, einen Schwager Dohnanyis. Zugleich belebte Groscurth wieder den engen Kontakt zu Beck, der wiederum Goerdeler einbezog, und über viele weitere Mittelsmänner stellten sich allmählich alte und neue Zusammenhänge her.

Goerdeler scheint von dem Anschluss an eine aktionsbereite Gruppe, den er damit gewann, aus einer Krise gefunden zu haben. Einsam und auf jene national-konservativen «Honoratiorenkreise» verwiesen, die einzig reden, Denkschriften abfassen, hoffen und abwarten konnten, hatte er sich mehr und mehr in zerfahrenen, seltsam irrationalen Trugbildern verloren. So war er, wenn auch gegen den energischen Widerspruch Becks, auf den Gedanken verfallen, sich an Hitler mit dem Ersuchen zu wenden, ihn nach England und Frankreich zu entsenden; dort wollte er Friedensbedingungen einholen, die, wie er sich ausrechnete, «Hitler nicht schlucken könne, worüber dieser dann stürzen müsse».²⁹ Auch dachte er zeitweilig, für die ersten Wochen nach dem Sturz Hitlers, an ein «Übergangskabinett Göring». Ähnlich verworren waren Überlegungen anderer, sei es, dass man sich mit «aufgeschlossenen Kreisen» der SS zusammentun und der gegnerischen Seite Ribbentrop «zum Frass hinwerfen» wollte,³⁰ sei es, dass man über die Wiedereinführung der Monarchie stritt und kein Ende angesichts der Frage fand,



*Zu dem Widerstandskreis, den Hans Oster in der Abwehr organisierte, gehörte auch der Rechtsanwalt **Hans von Dohnanyi**. Als Sonderführer in der Abwehr holte er seine engsten Freunde in das ihm unterstellte Referat, darunter **Justus Delbrück**, einen Sohn des Historikers Hans Delbrück, in dessen Haus Dohnanyi aufgewachsen war, und **Karl-Ludwig Freiherr von und zu Guttenberg** den langjährigen Herausgeber der christlich-monarchistischen «Weissen Blätter». Die Aufnahme zeigt Dohnanyi (im Vordergrund), Guttenberg (links) und Delbrück (stehend) im August 1942.*

wer als Kronprätendent vorzuziehen sei: alles entrückte, ins Scurrile abstürzende, von der enervierenden Tatenlosigkeit eingegebene Phantasien, und wenn es richtig und im Blick gerade auf das Hitler-Regime unabweisbar ist, dass grenzenlose Macht korrumpiert, lehren diese Beispiele, dass grenzenlose Ohnmacht die gleichen, jedenfalls den Wirklichkeitssinn unterhöhrenden Wirkungen hat

Zur Enttäuschung aller Beteiligten sah Halder während der letzten Oktobertage den Zeitpunkt für einen Umsturz noch immer nicht gekommen.

Selbst der weit entschlossfreudigere General v. Stülpnagel hielt Oster und Canaris jetzt Übereilung vor. Es wirft ein aufschlussreiches Licht auf die Abschottung oder doch mangelhafte Koordination der verschiedenen Widerstandskreise, dass sich ab Mitte des Monats im Oberkommando aus vornehmlich jüngeren Stabsoffizieren um Oberst Wagner eine sogenannte «Aktionsgruppe Zossen» gebildet hatte, von deren Überlegungen offenbar weder Halder noch Stülpnagel Näheres wussten. Radikaler in ihren Absichten und konkreter in ihren Plänen als alle konspirativen Zirkel, suchte sie nach Wegen zur Beseitigung Hitlers, zur Ausschaltung von SS und Gestapo, zur Abriegelung der wichtigsten Machtzentren und machte sich sogar Gedanken über die Einsetzung einer provisorischen Regierung.

Die Beschwörungen kamen jetzt von allen Seiten. Um den unschlussigen Halder und mehr noch Brauchitsch zum Handeln zu zwingen, entwarfen die Frondeure in der Abwehr, unterstützt vom Staatssekretär des Auswärtigen, Weizsäcker, Erich Kordt und dem Legationsrat Hasso v. Etdorf, eine gemeinsame Denkschrift, in der sie noch einmal alle Argumente gegen die geplante West-Offensive vortrugen. Ihrem Urteil zufolge musste Hitlers Absicht nichts anderes als «das Ende Deutschlands» heraufführen, zumal er inzwischen offen bekundet hatte, über Belgien und Holland vorzustossen, wodurch nicht nur die USA, sondern darüber hinaus zahlreiche neutrale Staaten in den Krieg hineingezogen würden. Proteste und Rücktrittserklärungen, hiess es weiter, könnten Hitler aller Erfahrung nach nicht umstimmen, sondern nur in dem Willen bestärken, dass «die Schiffe verbrannt, die Brücken abgebrochen werden» müssten.³¹

Am letzten Oktobertag endlich, nach langem Zögern, aufgerieben vom Druck der Pflichten und der verächtlichen Ungeduld Hitlers, war Halder zu der Überzeugung gelangt, dass die Dinge keinen weiteren Aufschub duldeten. Über die persönlichen Gründe hinaus hat ihn dabei möglicherweise sowohl die wachsende Erregung innerhalb der Generalität als auch das Drängen Etdorfs und des Auswärtigen Amtes sowie der «Aktionsgruppe» in der Überzeugung bestärkt, dass ein Umsturz erstmals wieder Aussicht auf Erfolg haben könnte. Jedenfalls liess er am Abend dieses Tages Groscurth kommen und teilte dem verblüfften Abwehroffizier mit, auch er sehe nur noch die gewaltsame Lösung. Noch einmal kam er auf seinen einstigen Plan zurück, mindestens einige der Führungsfiguren des Regimes durch ein fin-

giertes Unglück aus dem Weg zu schaffen, erwähnte Einzelheiten zu Durchführung und Neubeginn und sagte am Ende mit Tränen in den Augen, wie Groscurth in seinem Tagebuch festgehalten hat, «er sei seit Wochen mit der Pistole in der Tasche zu Emil (Hitler) gegangen, um ihn eventuell über den Haufen zu schießen».³²

Wie immer, wenn ein Tatentschluss sich verdichtet, kamen jetzt auch unverhoffte Beistandszusagen. Von Ritter v. Leeb, dem Chef der Heeresgruppe C, traf ein Brief bei Brauchitsch ein, der mit dem Satz endete, er sei bereit, «mit meiner Person voll hinter Ihnen zu stehen und jede gewünschte und notwendig werdende Folgerung zu ziehen». Den Abend des 31. Oktober hatten Oster und Erich Kordt bei Ludwig Beck in der Goethestrasse in Lichterfelde verbracht und waren nach langem Für und Wider über die Haltung der Generäle wieder zu der verzweifelungsvollen Einsicht gelangt, an der sich alle Überlegungen seit Jahr und Tag festliefen: dass die erste Bedingung für ein erfolgreiches Staatsstreichunternehmen die Beseitigung Hitlers sei. Als Kordt am nächsten Morgen zur Abwehr kam und Oster, halb resigniert die Debatte des vergangenen Abends und alle Debatten aller ermüdenden Abende überhaupt zusammenfassend, meinte, es sei einfach niemand zu finden, «der die Bombe wirft, um unsere Generäle von ihren Skrupeln zu befreien», entgegnete Kordt knapp und unpathetisch, er sei gekommen, ihn eben darum zu bitten; was ihm fehle, sei lediglich der Sprengstoff. Nach einigen Rückfragen sagte Oster das Erforderliche für den 11. November zu.³³

Jetzt drängte alles dem Entscheidungspunkt entgegen. Schon am folgenden Tag, als Brauchitsch und Halder die Befehlshaber im Westen besuchten, um noch einmal deren Auffassung zur befohlenen Offensive einzuholen, liess Stülpnagel Groscurth kommen und erteilte ihm den Auftrag, «die Vorbereitungen anlaufen zu lassen». Zugleich gab er Anregungen und konkrete Hinweise, vor allem über die Stationierung der zuverlässigen Verbände, nannte Namen vertrauenswürdiger Kommandeure und bat darum, Beck und Goerdeler zu verständigen. Beck selber wiederum erörterte mit Wilhelm Leuschner die Möglichkeiten eines Generalstreiks. Einen Tag später wurde Oster nach Zossen gerufen und gebeten, die Pläne vom Vorjahr hervorzuholen und notfalls zu ergänzen. In einem Tagebuch hat Gisevius das Gefühl hektischer Befreiung überliefert, das ihn und die bis dahin ahnungslosen Mitverschwörer daraufhin erfüllte: «Es ist soweit... Hochbetrieb. Es jagen sich die Unterredungen. Plötzlich sind wir wieder mittendrin in der Atmosphäre kurz vor München 1938. Abwechselnd pendle ich zwi-

schen dem OKW, Polizeipräsidium, Innenministerium, Beck, Goerdeler, Schacht, Helldorf, Nebe und vielen anderen hin und her.»³⁴ In Zossen wurden unterdessen Massnahmen zur «Sicherung des Hauptquartiers» verabredet.

Wieder einmal war alles vorbereitet, und wie im Jahr zuvor der Angriffsbefehl gegen die Tschechoslowakei, so sollte diesmal das Kommando zur Offensive im Westen das Staatsstreichunternehmen auslösen. Da Hitler den Beginn des Angriffs auf den 12. November festgesetzt hatte, musste er spätestens am 5. November die Befehle ausgeben. Tatsächlich war Brauchitsch für diesen Tag in die Reichskanzlei bestellt. Seine Absicht war, dabei einen letzten, unter Berufung auf die gesamte Generalität vorgetragenen Versuch zu unternehmen, Hitler von seinem «Wahnsinnsangriff» abzubringen. Halders Überlegung baute darauf auf, dass ein von Hitler abgewiesener und womöglich auch gedemütigter Oberbefehlshaber sich, anders als im Jahre 1938, bereit finden werde, jene Marschbefehle auszugeben, die nur er selber unterzeichnen konnte.

Am 5. November mittags 12 Uhr, während Halder im Vorzimmer wartete, begann Brauchitsch im grossen Kongresssaal der Reichskanzlei seinen Vortrag. Und obwohl er seine Bedenken schärfer formulierte als ursprünglich vorgesehen, hörte Hitler zunächst ruhig zu. Doch als er neben den militärtechnischen Gründen eine Offensive auch deshalb ausschloss, weil die Truppe in Polen gerade im Angriffsverhalten Schwächen offenbart und Disziplinwidrigkeiten gezeigt habe, brach es plötzlich aus Hitler heraus. Er überschüttete Brauchitsch mit einem Schwall von Vorwürfen, wollte Beweise sehen und wissen, ob und wieviele Todesurteile verhängt worden seien, rief laut nach Keitel und begann, als der Oberbefehlshaber sich in Widersprüchen verfing und nach Ausflüchten rang, gegen den «Geist von Zossen» zu toben, den er kenne und vernichten werde. Dann liess er Brauchitsch einfach stehen und verliess «türenknallend» den Raum.³⁵

«Kreidebleich, man kann sogar sagen: mit einem verzerrten Gesicht», wie einer der Beteiligten berichtet hat, kehrte Brauchitsch zu Halder zurück. Gemeinsam machten sie sich auf den Weg nach Zossen, Brauchitsch zusammengesunken und am Ende seiner Kraft, Halder offenbar gefasst. Als Brauchitsch jedoch eher beiläufig, da er mit der Drohung nichts verband, den Ausbruch Hitlers gegen den «Geist von Zossen» erwähnte, wurde Halder zunächst hellhörig und schliesslich ebenfalls von Panik erfasst. Einige

Tage zuvor hatte ihn der Chef des Nachrichtenwesens, General Erich Fellgiebel, gewarnt, Hitler ohne irgendetwas; jedenfalls äussere er sich zusehends misstrauischer gegen das Heereskommando. Beides zusammen nährte nun in Halder den Verdacht, dass die Staatsstreichpläne verraten oder auf sonst eine Weise Hitler zugetragen worden seien. Kaum nach Zossen zurückgekehrt, gab er Anweisung, alle Unterlagen über das Umsturzvorhaben unverzüglich zu vernichten. Kurz danach traf der Befehl zur Offensive ein.

Schon am späteren Nachmittag hatte Brauchitsch sich wieder gefangen und räumte ein, von Hitler überrumpelt worden zu sein. Und obwohl mit dem inzwischen vorliegenden Befehl noch einmal jene Lage eingetreten war, die den Planungen zum Umsturz zugrunde gelegen hatte, erklärte Brauchitsch, die Offensive sei nun nicht mehr zu verhindern. Er fügte freilich hinzu: «Ich tue nichts, aber ich werde mich auch nicht dagegen wehren, wenn es ein anderer tut.»

Ähnlich, zwischen Beunruhigung und Resignation, äusserte sich auch Halder. Zu Groscurth sagte er, mit dem Abbruch des Unternehmens seien «die Kräfte, die auf uns rechneten, nicht mehr gebunden. Sie verstehen, was ich meine.» Es gebe niemanden, der Hitler nachfolgen könne, und die Stimmung unter den jungen Offizieren sei nicht reif für einen Umsturz. Als Groscurth dennoch zum Handeln drängte, zumal die von Halder genannten Gründe auch vor der Szene in der Reichskanzlei schon Gründe gewesen waren, ferner an Beck, Goerdeler und Schacht erinnerte und an die Entschlossenheit von Canaris, erwiderte Halder ärgerlich, «wenn man denn in der ‚Abwehr‘ durchaus ein Attentat haben wolle, so möge der Admiral doch selber dafür sorgen!»³⁶

Die Entrüstung, die diese von Groscurth unverzüglich zum Tirpitzufer gebrachte Aufforderung bei Canaris auslöste, hat schon jenes Auseinanderbrechen der Widerstandskräfte eingeleitet, das sich nun rasch und geradezu wahrnehmbar vollzog. Denn Canaris hörte aus dem womöglich zugespitzt übermittelten Ansinnen Halders nur heraus, dass ihm gleichsam auf dem Botenwege jenes Attentat zugeschoben werden sollte, zu dem das OKH nicht imstande war. Es zählt zu den ungeklärten Fragen, die der Vorgang aufgeworfen hat, warum Oster, der beim Ausbruch des Admirals zugegen war, nicht darauf hingewiesen hat, dass mit Erich Kordt unterdessen ein Attentäter gefunden war, der vergleichsweise mühelosen Zugang zur Reichskanzlei wie zu Hitler besass, der auch bereit war, sein Leben einzu-



*Eine grosse Entdeckung waren die in den sechziger Jahren gefundenen privaten Tagebücher von **Helmuth Groscurth**. Der Berufsoffizier, seit 1930 in der Abwehr tätig, hat die Innenansicht des Widerstandes erheblich erweitert. Bei Stalingrad in Gefangenschaft geraten, starb er im April 1943 in einem sowjetischen Lager an Flecktyphus. Einer seiner Freunde aus der Abwehr nannte ihn einen «der entschlossensten und charakterlich lautersten Männer der Offiziersfronde».*

setzen, und nur auf den Sprengstoff wartete, dessen Beschaffung der zuständige Leiter der Abteilung II, Erwin Lahousen, zugesagt hatte. Am einleuchtendsten klingt, dass ihm die prinzipiellen Vorbehalte zu bewusst waren, die Canaris gegen den politischen Mord an wem auch immer hegte. Aber Osters Schweigen offenbarte auch, wie gegensätzlich und wenig zu Ende gedacht die Auffassungen selbst innerhalb des engsten Verschwörerkreises bis zum letzten Augenblick waren.

Für den Zerfall des Widerstands erhielten Oster und Gisevius sogleich

den nächsten Beweis. Denn nun äusserte auch der entschlossene Witzleben, den sie in seinem Hauptquartier in Bad Kreuznach aufsuchten, um sich Trost und neue Ermutigung zu holen, starke Zweifel, ob es je gelingen könne, Hitler doch noch von der Offensive abzubringen. Als einzige verbliebene Möglichkeit liess er weiterhin eine gemeinsame Weigerung der drei Heeresgruppen-Oberbefehlshaber im Westen, Leeb, Rundstedt und Bock, gelten, die Angriffsbefehle zum gegebenen Zeitpunkt weiterzuleiten. Als Oster auf dem Rückweg in Frankfurt am Main beim Heeresgruppen-Oberkommando Ritter v. Leeb's Station machte, um die Aussichten für diesen Vorschlag zu erkunden, war dessen la, Oberst Vincenz Müller, vor allem entsetzt, als sein Besucher nicht nur die Namen zahlreicher Mitverschworener hersagte, sondern auch zwei von Beck verfasste Staatsstreichproklamationen aus der Tasche zog. Erst nach ernsten Vorhaltungen über so viel Leichtsinn gelang es ihm, Oster zu veranlassen, die «beiden Aufrufe in meiner grossen Aschenschale zu verbrennen». Als Witzleben davon erfuhr, meinte er ungehalten, er wolle Oster nicht mehr sehen.³⁷

Kurz vor ihrer Abreise am Abend des 8. November erfuhren die beiden Emissäre von dem Attentat im Münchener Bürgerbräukeller, dem Hitler nur durch den unerwarteten Abbruch seiner meist über mehrere Stunden ausgedehnten Rede entgangen war. Augenblicklich flammte in Gisevius, der auch ein «ewiger Phantast» war, die Überlegung auf, Himmler der Tat zu bezichtigen und den Vorfall für jene Fiktion vom «Anschlag auf den Führer» zu nutzen, die schon im Verlauf der Septemberverschwörung von 1938 erwogen worden war, um den Handstreich gegen Hitler vor der Öffentlichkeit zu begründen. Weit folgenreicher war jedoch, dass die ohnehin beträchtlichen Schwierigkeiten Lahousens bei der Beschaffung des Sprengstoffs für Erich Kordt durch die sofort ergangenen Sicherheitsmassregeln erheblich wuchsen. Zwar erhielt Kordt am 10. November noch einmal die Versicherung, dass am folgenden Tag alles bereitstehen werde. Was Lahousen schliesslich jedoch besorgte, war ein Explosionsmechanismus, der nicht unter die verschärften Bestimmungen fiel. Das bedeutete aber zugleich, dass seine Zündvorrichtung überaus kompliziert und nur nach einem besonderen Lehrgang beherrschbar war. Kordt erklärte sich gleichwohl zum Attentat bereit, doch jetzt winkte Oster ab. Hitler hingegen konnte sich zum ersten Mal auf eines der providentiellen Ereignisse berufen, die ihn von nun an noch viele Male retten und für jene «Zyklopengabe» bewahren sollten, zu der er sich ausersehen glaubte.

Unterdessen hatte er die Offensive für den 12. November abgesagt und zunächst auf den 15., dann auf den 19. und schliesslich auf den 22. November verschoben. Die Entspannung, die damit eintrat, beschleunigte noch den Zerfall der Verschwörung. Stülpnagel kam von einer Reise in den Westen zurück und sagte zu Halder: «Du siehst richtig, es geht nicht! Die Kommandeure und die Truppen würden deinem Ruf nicht folgen!» Halder selber äusserte unvermittelt zu General Thomas, ein Putsch widerspreche allen Traditionen, und es sei «wirklich nicht zu ertragen, dass Deutschland auf die Dauer ein ‚Helotenvolk‘ Englands» sei. Es beschreibt die ganze Ratlosigkeit, in der die Opposition sich wiederfand, dass er an den Staatssekretär v. Weizsäcker mit der Frage herantrat, ob man Hitler nicht durch eine bestochene Wahrsagerin beeinflussen könne, und sich erbot, eine Million Mark dafür zu beschaffen. Die inzwischen abgehaltene Zusammenkunft der Oberbefehlshaber der Heeresgruppen hatte zwar eine einheitliche Auffassung über die Risiken der Westoffensive erbracht, doch Leeb's Vorschlag eines gemeinsamen Rücktritts war auf Ablehnung gestossen, so dass er sich entschloss, künftig jeden Gedanken an Widerstand aufzugeben.³⁸

In Berlin hielt Schacht noch einige Zeit nach neuen, unverbrauchten Leuten Ausschau, ehe auch er resignierte, Beck schrieb weiter «Denkschriften für seine Tochter», wie einer höhnte, Gisevius ging als Abwehrmann und Vizekonsul an das Generalkonsulat in Zürich, und Goerdeler fiel aufs Neue seinen bizarren, kurz und wie bengalisch aufleuchtenden Einfällen anheim.³⁹ Canaris schliesslich ergab sich seinem Ekel an der Welt. Er untersagte Oster jede konspirative Tätigkeit und forderte ihn auf, «Herrn X.» zurückzurufen, den Münchener Anwalt Dr. Josef Müller, der von Oster nach Rom entsandt worden war, um über den britischen Botschafter beim Heiligen Stuhl in Erfahrung zu bringen, ob England einen Staatsstreich militärisch ausnutzen und welche Friedensbedingungen es einem nachhitlerschen Deutschland gewähren werde. In einem Brief vom 16. November schrieb der verbitterte Groscurth an seine Frau: «Wir machen weiter. Geschehen tut nichts... ausser Schweinereien.» Am gleichen Tag traf er seinen unmittelbaren Vorgesetzten, General Kurt v. Tippelskirch, der von einem Vortrag bei Brauchitsch über neue Greuel in Polen zurückkam, und Tippelskirch sagte seufzend: «Wir müssen durch dies tiefe Tal also wohl hindurch.»⁴⁰

Das Gespür für Stimmungen, das Hitler immer geleitet hatte, riet ihm, noch einmal die Offiziere um sich zu versammeln und auf seine Absichten



*Im Auftrag von Hans Oster fuhr der Anwalt **Josef Müller**, von seinen Freunden «Ochsen-Sepp» genannt, Anfang der vierziger Jahre mehrfach zum Vatikan, um über die römische Kurie Verbindung vor allem mit der britischen Regierung aufzunehmen. Sein Ziel war es herauszufinden, ob die Kriegsgegner einer Umsturzregierung einen Verhandlungsfrieden gewähren würden. Beim ersten Schlag des Regimes gegen die Abwehr Anfang 1943 wurde auch Josef Müller verhaftet. Die Zeit bis zum Kriegsende verbrachte er in Konzentrationslagern, zuletzt in Dachau.*

einzuschwören. Er wusste genug von den Seltsamkeiten der Psychologie, um nicht nur seiner Überredungskraft, sondern ebenso der Magie der Kullisse zu vertrauen. So rief er am 22. November die erweiterten Führungsspitzen aller drei Wehrmachtsteile, die Kommandeure und Generalstabs-offiziere im Marmorsaal der Reichskanzlei zusammen, und tatsächlich ging bereits von dem Gedränge der Uniformen, den goldenen Schnüren, Epau-letten und roten Streifen der erstmals nach dem Sieg zusammenkommen- den Armee eine Art Selbstverzauberung aus, so dass aller Kleinmut und alle Bedenken schon halbwegs verfliegen waren, als Göring und Goebbels die Versammelten mit schneidigen Appellen einstimmten. Dann trat Hitler selber eher düster und mit schicksalhafterm Ernst vor die Offiziere. In einer ausgreifenden Grundsatzrede legte er noch einmal seine Gedanken dar.

Er begann mit einem geschichtlichen und strategischen Überblick, ver-sicherte, der erste Weltkrieg sei nicht beendet, jetzt erst beginne der zweite Akt, und er habe die Wehrmacht nicht aufgebaut, um nicht zu schlagen: «Der Entschluss zum Schlagen war immer in mir.» Deshalb werde er jeden

zerbrechen, der sich ihm widersetze, «egal wer es ist». Er sei aufs Tiefste gekränkt und könne «nicht ertragen, dass mir jemand sagt, die Truppe sei nicht in Ordnung». Nachdem er aufs Neue die Notwendigkeit der Offensive begründet hatte, erklärte er, seine Person sei «unersetzbar»; er allein könne den schweren Entschluss fassen, der gefasst werden müsse. Es gehe nicht um ein nationalsozialistisches Deutschland, sondern um die Frage, «wer in Europa dominieren wird und damit in der Welt». Die gesamte Rede war durchsetzt von Drohungen gegen diejenigen, die eine «Revolution» anzetteln wollten, die «Zweifler» und «Deserteure». Der Kampf, setzte er drohend hinzu, werde auch nach innen geführt, rücksichtslos gegen jeden, der sich dem Siegeswillen nicht beuge, er selber werde, «wenn nötig, fallen, aber als letzter»: «Die Niederlage erlebe ich nicht.» Die Rede fand bei Marine und Luftwaffe, die Hitler mehrfach gelobt hatte, begeisterte Zustimmung. Doch selbst beim Heer waren viele der Generäle, die sich gestern noch so nachdrücklich gegen die Offensive gewandt hatten, trotz der unüberhörbaren Kritik am Oberkommando des Heeres, «stark beeindruckt», und Oster bemerkte treffend, der Vorwurf der Feigheit habe die Mutigen wieder feige gemacht.⁴¹

Zum zweiten Mal innerhalb eines Jahres war damit ein Anlauf zum Staatsstreich gescheitert. Dennoch war der Ausgang der Verschwörung vom November 1939 nicht die Farce, als die mitunter, einem berühmten Wort zufolge, die Geschichte ihre Tragödien noch einmal nachspielt, auch wenn zu sagen ist, dass absurde, farcenhafte Züge in einem Staatsstreich stecken, der durch einen blossen Zornausbruch des Gewalthabers verhindert wird. Noch immer ist es leicht, in der Bewertung des Geschehens beim moralischen Urteil haltzumachen und sich mit dem Hinweis auf den Wankelmut der Beteiligten, ihre Schwäche und halbherzige Entschlossenheit zu begnügen. Graf Helldorf war gewiss befugt, Halder einen «heroischen Spiesser» zu nennen, Groscurth seinem «Ekel vor den Generälen» Ausdruck zu geben, und Hassell berechtigt, den Widerspruch zwischen jenen «tollsten Gesprächen» aufzudecken, die die «Josephs», wie er sie verächtlich nannte, zu führen pflegten, ohne je zur Tat zu kommen. Wer jedoch nach den Gründen für die Fehlschläge sucht, wird aus solchen Verdikten nur etwas über den kritischen Abstand zwischen Helldorf und Halder, Groscurth und Brauchitsch oder Hassell und den Generälen ablesen können, nichts dagegen über die Ursachen des wiederholten Mislingens erfahren.



*In **Franz Halder** kam der Grundkonflikt vieler Militärs zu ständigem Austrag. Er hasste Hitler und nannte ihn unmittelbar nach seiner Berufung zum Generalstabschef 1938 im vertraulichen Gespräch einen «Geisteskranken», auch einen «Blutsäuerer». Nach zwei missglückten Staatsstreichversuchen blieb er zwar in seinem Urteil fest, versah aber unbewegt seine Pflicht, diente, schloss sich ab, hasste und war doch für keinen Tatentschluss mehr zu gewinnen. Die Photographie zeigt ihn (zweiter von rechts) 1941 im Führerhauptquartier zusammen mit **Hitler**, **Keitel** und **Brauchitsch**.*

Der Lösung etwas näher führt die Einsicht in den merkwürdigen Mangel an realistischer Phantasie bei den Verschwörern. Denn erneut, wie im September 1938 schon, hatten sie die Tat von äusseren Bedingungen abhängig gemacht, deren Eintritt sie weder vorhersagen noch beeinflussen konnten. Und wiederum war selbst die generalstabsmässige Planung, die doch ihr Metier und ihre vielfach nachgewiesene Stärke war, nach allem, was man wissen kann, kaum zureichend oder sogar von einer geradezu bestürzenden Unbeholfenheit. Da die meisten Unterlagen vernichtet sind und ihre Verfasser im Krieg oder am Galgen endeten, bleibt vieles im Dunkel. Aber der alles Konspirieren jener Jahre begleitende Widerspruch, wonach Hitler «ausgeschaltet» werden sollte, ohne dass selbst im engsten Kreis der Verschwörer je Klarheit darüber erzielt worden war, wie und durch wen und ob er überhaupt zu beseitigen wäre, ist doch zu krass und offensichtlich, um einfach übergangen zu werden.

Auch lässt sich, anders als für die Septemberverschwörung, nicht ausmachen, welche Truppeneinheiten den Schlag führen sollten. Groscurth und Stülpnagel hatten zwar die Einsatzbefehle ausgearbeitet, aber Halder sprach nach dem Krieg ziemlich unbestimmt von zwei «zurückgehaltenen Panzerdivisionen», deren Namen und Standort keiner nennt. Die Befehle wiederum, die den Putsch auslösen sollten, konnten nur vom Oberbefehlshaber des Heeres unterschrieben werden. Brauchitsch jedoch war, wie jeder wusste, dazu nicht bereit und zu den farcenhafte Begleitumständen des Komplotts gehört, dass Stülpnagel sie ihm im gegebenen Augenblick als geschlossenes Aktenstück vorlegen wollte, um alle Rückfragen auszuschliessen. Auch Brauchitschs erwähnte Bemerkung vom Nachmittag des 5. November, er werde sich nicht wehren, wenn «es» ein anderer tue, deutet nicht darauf hin, dass er inzwischen zur Unterfertigung bereit war. Dergleichen Ungereimtheiten gibt es viele. Sie werden am 20. Juli wiederkehren.

Es war, wenn man weiterfragt, auch nicht ein Mangel an Gewissensernst und ethischer Einsicht, der die Täter behinderte. Viel eher liesse sich das Gegenteil darlegen, und die Proteste gegen die Greuel in Polen, deren Zahl erheblich über die angeführten Beispiele hinausreicht, machen sichtbar, dass sich die Empörung keineswegs auf den engeren Kreis des aktiven Widerstands beschränkte. Entscheidend war stattdessen der unzureichende politische Wille zu einer Tat, die allen Traditionen und Denkgewohnheiten widersprach, und nicht zu Unrecht hat der italienische Botschafter in Berlin, Bernardo Attolico, bemerkt, dass dem deutschen Charakter, wie er ihm in jenen Offizieren begegnet war, alle konspirativen Eigenschaften wie Geduld, Kenntnis der menschlichen Natur, Psychologie, Takt oder Heuchelei fehlten: «Wo wollen Sie das zwischen Rosenheim und Eydtkuhnen finden?»⁴²

Diesen Mangel haben alle in die Verschwörung Verwickelten überdeutlich empfunden und hinter immer neuen Scheingründen versteckt zu halten versucht: sei es, dass sie vom notwendigen Stimmungsumschwung sprachen oder von dem Rückschlag, den Hitler erst erleiden müsse; dass die jungen Offiziere, wie Witzleben einwandte, vom Führer «besoffen» seien, ein Bürgerkrieg oder eine neue Dolchstosslegende drohe; auch dass es geraten sei, zuvor die Haltung der ausländischen Mächte zu erkunden, und zuletzt immer wieder, dass keiner da sei, der die Bombe werfe. Als Dino Grandi sich am 25. Juli 1943 zur Sitzung des faschistischen Grossrats begab, auf der Mussolini gestürzt werden sollte, hatte er zwei Handgranaten

bei sich. Am Eingang des Saales im Palazzo Venezia war das erste Mitglied des Grossrats, auf das er stiess, Cesare de Vecchi. Da Grandi fürchtete, Mussolini werde sich zur Wehr setzen und auf ihn schiessen, fragte er kurzentschlossen de Vecchi, ob er eine der Granaten übernehmen und notfalls auf den Duce werfen wolle, und de Vecchi willigte sofort und ohne irgendeine Gegenfrage ein. Es war die Schwäche des deutschen Widerstands, dass er keinen Grandi hatte und selbst einen de Vecchi nicht.⁴³

Der Unterschied bestand darin, dass die italienischen Frondeure ausschliesslich an die Tat und ihr Gelingen dachten und auch wussten, dass morgen ein anderer Tag sei. Die deutschen Verschwörer dagegen verloren sich so tief in den Voraussetzungen und Folgen ihres Vorhabens, dass ihnen der Entschluss zum Handeln darüber abhanden kam. Wer sich ihr Bild vor Augen ruft, wird es am anschaulichsten in den debattierenden, tief in ihre Gründe und Gegengründe verstrickten, auch schon die Welt von morgen in weitgesteckten Entwürfen planenden Gesprächsrunden entdecken. Selbst Erwin v. Witzleben, der noch am eindeutigsten den Typus des resoluten, von gedanklichen Umständen kaum angefochtenen Täters verkörperte, sah sich allmählich von dieser Neigung angesteckt. Während er im September 1938 noch entschlossen war, Brauchitsch und auch Halder notfalls für ein paar Stunden «hinter Schloss und Riegel zu setzen», brachte er ein Jahr später, um dem Entscheidungsdruck zu entgehen, sein Unterstellungsverhältnis, Osters Leichtsinn sowie seine Verantwortung für die Truppe ins Spiel.

Ein Gespräch, das Beck und Halder Mitte Januar 1940 bei bitterer Kälte in stundenlangem Umherwandern durch die menschenleeren Strassen Dahlems führten, brachte noch einmal in zugespitzter Form die Gegensätze zum Vorschein, die den Widerstand im Ganzen lähmten. Als Beck, womöglich nicht ganz ohne den belehrenden Ton des Vorgängers, einen Mangel an Mut bei der Führungsspitze des Heeres andeutete, entgegnete Halder gereizt, er sei von Beginn an (und das sollte heissen: anders als Beck) ein Gegner Hitlers gewesen und müsse sich solche Vorwürfe nicht anhören. Doch lehne er es ab, die Armee gewissermassen als «Hausknecht» ziviler Widerstandsgruppen zu missbrauchen. Er sei auch weiterhin bereit, als eine Art «Stosstrupp» voranzugehen, aber nur wenn ihm eine politische Bewegung von links bis rechts folge, und daran fehle bisher alles. Gerade die zivilen Gruppen hätten die Aufgabe, diese Bewegung zu schaffen, nicht dagegen «Weisungen» an die Armee zu erteilen, für die sie keine Verant-

wortung trügen. Es fällt nicht schwer zu sehen, dass der eine wie der andere im Recht war. Doch eben deshalb endete das Gespräch mit einem endgültigen Zerwürfnis, und beide sahen sich seit diesem Tag nie wieder.⁴⁴

Was über solche und andere Einzelfälle hinaus im Ganzen fehlte, war auch nicht Leidenschaft, Stärke und persönlicher Mut. Desgleichen mangelte es nicht an Einsicht, den «zum Abgrund rollenden Wagen aufzuhalten», wie die in zahlreichen Aufzeichnungen der Zeit jetzt ständig wiederkehrende Metapher lautete. Es war vielmehr die eine, unbestrittene Mittelpunktfigur, die alle diese grübelnden, von gegensätzlichen Verfahrens- und Zielvorstellungen beherrschten, nur vom Abscheu gegen das Regime zusammengehaltenen Einzelgänger ihrer Autorität und Erfolgsgewissheit unterwarf. Beck war es nicht. Er war zu nachdenklich, abwartend, philosophisch. Wie sehr die Gegner Hitlers selber diesen Mangel empfanden, geht aus den Tagebüchern Ulrich v. Hassells hervor, wo in vielen Eintragungen von «dem» Offizier oder «dem» Mann die Rede ist, auf den alles warte. Er musste auch den Funken «katilinarischer» Energie besitzen, ohne den gegen Hitler nichts auszurichten war, und jedenfalls jene Befangenheiten hinter sich gelassen haben, die den Akteuren der ersten Widerstandsphase überall den Weg verstellten. Das schloss, wie einer von ihnen geäußert hat, die Bereitschaft ein, «Dinge zu tun, die andere vielleicht nie verstehen werden oder nie selbst getan haben würden».⁴⁵

Vorstösse und Entwürfe

Zu den Folgen des gescheiterten Komplotts vom November 1939 gehörte eine Schwerpunktverlagerung innerhalb des Widerstands. Man hat sie auf die vereinfachende Formel gebracht, dass bis dahin eine Gruppe älterer, teils verabschiedeter, teils noch immer hochgestellter, aber einflusslos gewordener Führungspersonen auf der Suche nach einem Werkzeug für die Rückkehr an die Macht gewesen sei; jetzt dagegen habe sich eine Generation jüngerer Verschwörer zusammengefunden, den Sturz des Regimes in eigene Hand genommen und sich ihrerseits nach geeigneten Führungsfiguren umgesehen.¹

Die These lässt zahlreiche Unterschiede innerhalb der sich formierenden zweiten «Generation» des Widerstands ausser Acht. Aber richtig ist, dass seit 1940 neue Gesichter und überhaupt ein neuer Typus in Erscheinung treten. Der bald sich herausbildende Gegensatz zu den «Alten» hatte weniger mit den Lebensjahren als mit den Konsequenzen zu tun, die die einen und die anderen aus den Erfahrungen der Jahre zogen. Er wurde kaum je überbrückt, wie sehr sich auch die Auffassungen überschnitten und miteinander durchdrangen: Während die «Alten» auf die Erneuerung des Landes nach immer gültigen, wenn auch den Zeitverhältnissen angepassten Prinzipien setzten, waren die «Jüngeren» vom Gedanken der Heraufkunft einer neuen, noch ganz und gar unfertigen Epoche fasziniert, die den Bruch mit aller Vergangenheit notwendig machte. Noch einmal vereinfachend liesse sich sagen, dass sie radikaler und pietätloser dachten und jene Barrieren aus Tradition, Eid, Gehorsam und sogar Verrat, die den Älteren so quälend im Wege standen, als «Subtilitäten» einer untergehenden Welt begriffen. Nicht ohne distanzierende Kälte spotteten sie über die «Revolution der Greise», und Adam v. Trott hat bei Gelegenheit bemerkt, man müsse um der eigenen Glaubwürdigkeit willen «jeden Anstrich von ‚Reaktion‘, ‚Herrenclub‘ und ‚Militarismus‘ meiden», der dem älteren Widerstand unverlierbar anhafte.²

In gesellschaftlichen Begriffen rückte damit an die Stelle der bis dahin tonangebenden «Honoratioren» die sogenannte «Grafengruppe», deren Mitglieder indessen keineswegs ausschliesslich dem Adel entstammten. Entsprechend waren es auf der militärischen Ebene die Obersten, die jetzt die Plätze der Generäle einnahmen. Wie sehr sich aber die verschiedenen Bereiche überlagerten, geht nicht zuletzt daraus hervor, dass einer der auffälligsten Akteure der ersten Phase auch im Verlauf der zweiten inmitten der «Jüngeren» hervortrat. Aus der Gegnerschaft gegen das Regime zog er so unbedingte Folgerungen, dass die Kontroverse über sein Tun bis heute nicht verstummt ist.

Nach langen inneren Kämpfen war Hans Oster zu der Auffassung gelangt, dass aller Widerstand in den bisher geübten Formen verloren sei. Nicht nur engten die überlieferten Vorstellungen jede Handlungsfreiheit ein; vielmehr hatten sich alle Erörterungen wieder und wieder an dem Einwand festgelaufen, dass jeder Umsturzversuch kaum Aussicht habe, solange nicht ein politischer oder militärischer Rückschlag eingetreten und der Zauber Hitlers wenigstens für eine kurze Frist gebrochen sei. Und ihm schien, nichts läge näher, als einen solchen Misserfolg herbeizuführen.

Es war eine halsbrecherische Überlegung. Doch stärker als seine Umgebungen war sich Oster in Ohnmacht und Verzweiflung bewusst, dass mit dem Nationalsozialismus etwas elementar Neues in die Welt eingebrochen sei: eine Ideologie von so unheimlicher Amoralität, dass alle hergebrachten Gültigkeiten davor zu nichts zergingen. Aus diesem Grunde hatte er Dohnanyi beauftragt, systematisch Nachrichten über die Untaten des Regimes sei es im eigenen Lande, sei es, seit September 1939, in Polen zu sammeln. Ebenfalls aus diesem Grunde war er kaum erstaunt, als Hitler die zunächst selber vorgetragenen Bedenken gegen eine Westoffensive über holländisches und belgisches Gebiet verwarf, und aus diesen und anderen Gründen rang er sich jetzt dazu durch, auch das letzte Hindernis beiseite zu räumen und den Schritt zu tun, der ihn in die Zone des Landesverrats führte.

Schon zu Beginn der dreissiger Jahre hatte er einen jungen holländischen Offizier, Gijsbertus Jacobus Sas, kennengelernt und sich später, zur Zeit der Olympischen Spiele, eng mit ihm befreundet. Als Sas, inzwischen zum Oberst befördert, im Frühjahr 1939 als Militärattaché an die Botschaft in Berlin zurückkehrte, war mit der Übereinstimmung, die beide immer verbunden hatte, auch die Freundschaft wiederaufgelebt und trotz der exaltier-

ten Bewunderung, die die Frau des Attachés für Hitler empfand, zusehends enger geworden. Am Abend des 8. Oktober 1939 war Oster mit Franz Liedig, der ihm gelegentlich als Fahrer diente, auf dem Weg in seine Wohnung in der Bayerischen Strasse 9. Schweigsam und wie gedankenverloren bat er unterwegs, bei Sas vorbeizufahren. Als er nach wenigen Minuten aus dem Hause kam und wieder neben Liedig Platz genommen hatte, sagte er plötzlich unvermittelt, jetzt gebe es kein Zurück mehr; er habe soeben nichts anderes als Landesverrat begangen und werde im Falle der Entdeckung am Galgen sterben müssen. Und nach einer heftigen, mit allen Zeichen innerer Bewegung vorgetragenen Schilderung seiner Beweggründe fügte er jene Sätze hinzu, die Liedig nie vergessen hat: «Es ist viel einfacher, eine Pistole zu nehmen und jemanden über den Haufen zu schießen, es ist viel einfacher, in eine Maschinengewehrgarbe hineinzulaufen, wenn es um der Sache willen geschieht, als das, was zu tun ich mich entschlossen habe. Und wenn Sie je in die Lage kommen sollten, dann bitte ich Sie, bleiben Sie auch nach meinem Tod der Freund, der weiss, wie es um mich gestanden hat und was mich bewogen hat, Dinge zu tun, die andere vielleicht nie verstehen werden oder selbst nie getan haben würden.»³

In der leidenschaftlichen Auseinandersetzung, die Osters Verhalten entzündet hat, ist von der einen Seite ins Treffen geführt worden, dass gegenüber einem Unrechtsregime alle Unrechtstatbestände gleichsam ausser Kraft gesetzt seien. Die Gegenseite hat die mehr formalen Gesichtspunkte hervorgehoben, wonach der vorsätzliche und in aller Bewusstheit verübte Landesverrat seit je zu den Kapitalverbrechen zähle. Andere haben geltend gemacht, dass Osters Verrat «eine im Grunde überflüssige Tat» gewesen sei,⁴ da die Belgier, denen Sas die Informationen unverzüglich weitergab, ihnen sowenig Glauben geschenkt hätten wie die Holländer selber und dass zudem die Mächte dank zahlreicher anderer Kanäle ohnehin über Hitlers Absichten unterrichtet gewesen seien. Doch solche und andere Versuche, Osters Entschluss zu verkleinern, zu entschuldigen oder zu verurteilen, gehen an dem Ernst wie an der Intention seines Tuns vorbei. Sie liegen auch weit abseits der zentralen Bruchstelle, die selbst zahlreiche Angehörige des Widerstands, bei allem stets bekundeten Respekt vor Oster, irritiert hat: So gut wie keiner ist über seine Bereitschaft hinweggekommen, gegebenenfalls sogar den Tod deutscher Soldaten in Kauf zu nehmen.

Man kann dem Entschluss Osters nicht gerecht werden, sofern unberück-

sichtigt bleibt, dass er dem eigenen Land nicht schaden, sondern ihm gerade jene Katastrophe ersparen wollte, in die nach Auskunft durchweg aller Generäle die ursprünglich unmittelbar im Anschluss an den Polenfeldzug geplante Westoffensive münden musste. Was ihn bewegte und bedrängte, war die Überlegung, alles für die rasche Beendigung jenes, wie er vorzugsweise sagte, «grossen Orlog» zu tun, in den Hitler, nach dem Überfall auf die Tschechoslowakei und Polen, nun die ganze Westseite des Kontinents zu reissen begann, das eigene Land eingeschlossen. Wie nahe der verzweifelte Gedanke lag, zeigt das Beispiel ausgerechnet des als «Nazigeneral» verrufenen Walter v. Reichenau, der schon in der Zusammenkunft vom 30. August als einziger Armeeführer Hitlers Offensivplänen scharf entgegengetreten war. Am 6. November hatte er sich im Haus des ehemaligen zweiten Bürgermeisters von Berlin, Fritz Elsas, mit Goerdeler getroffen und ihm die kaum verhohlene Anregung gegeben, den Holländern und Engländern den Angriffstermin mitzuteilen, um sie zu unübersehbaren Kriegsvorbereitungen zu veranlassen, die Hitlers Operationsplan vereiteln müssten.⁵

Aber während Reichenaus Einspruch von überwiegend fachlichen Erwägungen geleitet war, reichten Osterns Motive erheblich weiter. Dazu zählte zunächst die Absicht, einen häufig übersehenen Widerspruch aufzudecken oder doch verschärft sichtbar zu machen. Denn das ausschliesslich auf den militärischen Erfolg bezogene Effizienzdenken selbst solcher Offiziere, die dem Regime in durchaus kritischer Distanz gegenüberstanden, tat sich nach wie vor schwer damit, die eigenen Triumphe vor allem als Triumphe Hitlers zu erkennen, die seiner Autorität, seiner Macht zugute kamen und, wenigstens zu diesem Zeitpunkt, auch dem verbreiteten Gefühl seiner geradezu magischen Unbezwingbarkeit.

Es ist kein Zweifel, dass Oster diesen Widerspruch als nahezu ausweglos empfunden und aus allen Sackgassen seines Nachdenkens die Einsicht zurückgebracht hatte, dass er innerhalb der überkommenen Denkgewohnheiten nicht zu überwinden sei. Gewiss war er Offizier genug, um zu begreifen, wie schwer in jedem Einzelfall die Verantwortung für die eigene Truppe wog. Aber die Frage war, welches Gewicht dagegen die millionenfachen Opfer besaßen, die der von Hitler betriebene Weltkrieg fordern würde; und ob dem damit aufgeworfenen Problem mit juristisch oder nationalstaatlich begründeten Argumenten überhaupt beizukommen war, die ein partikulares Interesse als jenen höchsten Wert ausgaben, der dem Landesverrat erst zu seiner ganzen Verwerflichkeit verhalf.

Sie entstammten sämtlich einem Arsenal, mit dessen Instrumenten Hitlers Herrschaft weder zu begreifen noch zu bekämpfen war; überdies vernachlässigten sie jene moralischen Motive, die Oster, mehr als alles andere, zu seiner Gegnerschaft geführt hatten. Zwar bleiben auch dann noch Zweifel. Aber wenn alles gesagt ist, stösst man auf den äussersten, von keinem Einwand mehr erreichbaren Punkt im Denken Osters. Ihn hat er mit den Sätzen zu Franz Liedig angedeutet, wonach er eine Gewissensentscheidung getroffen habe, die nur von ihm zu verantworten und, wenn es so kam, auch zu bezahlen war.

Wie alle voraufgegangenen Ansätze ist jedoch auch dieser Akt des Widerstands vergeblich geblieben und gleich im doppelten Sinn gescheitert. Denn er hat Hitler den erwarteten Rückschlag nicht eingetragen, da der Termin der Offensive zwischen Herbst und Frühjahr insgesamt neunundzwanzig Mal verschoben wurde, ehe der Westfeldzug im Mai 1940 mit erhalten, vorbereiteten und verbessert ausgestatteten Verbänden begann. Die Kette der Neuansetzungen hat aber zugleich die Warnungen Osters entwertet. Dem niederländischen Oberkommando waren sie von Beginn an wenig glaubwürdig erschienen, da ihm die anfangs noch im November geplante Offensive absurder und widersinniger vorkam, als selbst Hitler zuzutrauen war. Infolgedessen geriet Sas bald in Verdacht, von seinem geheimnisvollen Informanten irreführt oder sogar ein überspannter Wichtigtuer zu sein. Zuletzt endeten alle seine Botschaften in irgendwelchen Ablagen. Als Hitler einen Monat vor Beginn des Frankreichfeldzugs mit einer handstreichartigen Operation in Dänemark und Norwegen einfiel, glaubte der rechtzeitig unterrichtete norwegische Botschafter in Berlin an einen Täuschungsversuch Osters und liess die Meldung nicht weitergeben, so dass die Mobilmachung des Landes zu spät erfolgte. Desgleichen hatte die am 7. April auslaufende englische Flotte, die den deutschen Einheiten zuvor kommen sollte, keine Kenntnis von dem Wettlauf, in dem sie sich befand. Und als sollte Oster nicht verborgen bleiben, dass er Leben, Ehre, Ruf vergeblich aufs Spiel gesetzt hatte, sagte der holländische Oberbefehlshaber General Winkelmann zu Sas, jener deutsche Offizier, dem er seine Informationen verdanke, müsse doch eigentlich «ein erbärmlicher Kerl» sein.⁶

Am Abend des 9. Mai 1940 gab Oster die Parole «Danzig» weiter, die das Stichwort für den endgültig beschlossenen Angriff war. Sofort eilte Sas zur Botschaft, um die Nachricht durchzugeben. Aber das Kriegsministerium in Den Haag zögerte, rief zurück, äusserte Zweifel und schien über-

haupt aus Angst vor den Deutschen nicht bereit, die Mobilmachung anzuordnen. Nicht viel anders verhielt es sich mit Belgien, und der Angriff, der in den frühen Morgenstunden des 10. Mai begann, stiess überall auf einen so überraschten Gegner, dass binnen fünf Tagen die «Festung Holland» kapituliert, einige Zeit später auch Belgien aufgab. Mit ihrem verwegenen, von Manstein gegen den Widerstand des OKH entworfenen und von Hitler augenblicklich gegen den «alten Schlieffenschinken» ausgetauschten Operationsplan, der von Churchill treffend als Strategie des «Sichelschnitts» bezeichnet worden ist, stürmten die deutschen Verbände durch Frankreich. Innerhalb weniger Wochen überwältigten sie die immerhin leicht überlegenen alliierten Streitkräfte und marschierten am 14. Juni über die Porte Maillot ins Zentrum von Paris. Am gleichen Tag erreichten die Panzerverbände Guderians die Schweizer Grenze und brachen von rückwärts in die Maginotlinie ein, die nicht nur Frankreichs Strategie beherrscht, sondern ihm auch jene trügerische, ins kleine Glück verliebte Idylle beschert hat, der es jetzt zum Opfer fiel.

Am 17. Juni fasste die französische Regierung ihren «melancholischen Entschluss» zur Kapitulation. Und als vier Tage später in jenem Wald von Compiègne, wo am 11. November 1918 der deutschen Delegation die Waffenstillstandsbedingungen vorgelegt worden waren, eine französische Abordnung die Niederlage des Landes unterzeichnete, war Hitler auf dem Gipfel seines Wegs angelangt. Mit seinem Sinn für grosse Inszenierungen hatte er der Zusammenkunft alle Züge symbolischer Wiedergutmachung gegeben und den Salonwagen, in dem zweiundzwanzig Jahre zuvor die historische Zeremonie stattgefunden hatte, aus dem Museum herbeischaffen lassen. Über den Granitblock auf der kleinen Lichtung, dessen Inschrift vom «verbrecherischen Stolz des deutschen Reiches» sprach, der an dieser Stelle zerbrochen worden sei, war ein Fahmentuch gedeckt. In ungezählten Reden hatte er gelobt, nicht zu ruhen und zu rasten, bis die Schmach jenes 11. November wiedergutmacht sei: Jetzt war er am Ziel und die «tiefste Schande aller Zeiten», wie es im Text des Waffenstillstandsvertrages hiess, gelöscht.

Kein Erfolg Hitlers hat rückhaltlosere Zustimmung erfahren als dieser, wie sinnlos und willkürlich herbeigeführt der Krieg zunächst vielen auch erschienen war. Die noch immer bewahrten oder neu entstandenen Vorbehalte verloren mit diesem Tag viel von ihrem Gewicht oder schlugen in Respekt und sogar Bewunderung um. Die Generäle, «mit Titeln, Ritterkreu-

zen und Dotationen gemästet», wie ihr Verächter Gisevius bitter spottete,⁷ wollten nicht mehr an ihre Vorhersagen erinnert werden und erkannten, dass Hitler die Brüchigkeit der westlichen Mächte weit helllichtiger erfasst hatte als sie alle. Hier viel eher als in Opportunismus oder Persönlichkeitschwäche, die es auch gab, lag einer der Gründe für das schwer begreifliche, trotz ungezählter Rückschläge immer neu auflebende falsche Vertrauen späterer Jahre.

Der Sieg über Frankreich war zugleich die Stunde äusserster Entmutigung für die Gegner des Regimes. Ihr paradoxer Trost kam einzig aus der Tatsache, dass Hitler seinem Triumph keine ernsthafte Friedensinitiative folgen liess, sondern ihn nur kurz und gierig auskostete, um sich dann neuen Herausforderungen zuzuwenden. Einmal musste jedoch, so sagten sie sich, auch ihn das Glück verlassen und die Kraft des Landes zu Ende sein. Als nehme er Abschied von der konspirativen Leidenschaft der vergangenen Jahre, hat Canaris damals bemerkt, der Widerstand sei «auf weniger als fünf Finger an einer Hand zusammengeschrumpft».⁸

Die Stimmungsberichte des SD aus der zweiten Junihälfte 1940 sprechen von einer niemals verzeichneten inneren Geschlossenheit. Nur die kirchlichen Kreise äusserten sich noch «defätistisch», doch selbst der kommunistische Gegner habe, nicht zuletzt unter dem Eindruck des Hitler-Stalin-Paktes, seine Tätigkeit eingestellt. Die Reste der sozialdemokratischen Parteiorganisation, die sich über die Jahre gerettet hatten, waren in unpolitische Freundeskreise zerfallen, die den Tagen nachhingen, als noch die neue Zeit mit ihnen zog. Gelegentlich stellten sie ein Flugblatt her, mit dem sie sich in eine allmählich vergehende Erinnerung brachten. Ihre im Land verbliebenen Führer hatten sich zurückgezogen oder jenen Gruppen des bürgerlichen Gesinnungswiderstands angeschlossen, auf den alle Opposition zurückgeworfen war.

Die Einsicht in die Schwierigkeiten, die einem organisierten Staatsstreich entgegenstanden, brachte nur noch Attentatspläne Einzelner hervor. Fritz-Dietlof v. d. Schulenburg gab im Mai 1940 sein Amt als Regierungspräsident in Schlesien auf und meldete sich bei seinem Ersatz-Regiment, weil er glaubte, von einer militärischen Position aus dem Widerstand nützlicher zu sein. Zusammen mit Eugen Gerstenmaier versuchte er, eine Kommando-Einheit für ein Attentat aufzustellen. Doch gelang es nicht, die annähernd hundert Leute zusammenzubringen; Versetzungen, Dienstreisen und Hitlers unvorhersehbare Aufenthaltswechsel machten alle Planungen zunichte.

In Paris wiederum, beim Stab des Oberbefehlshabers West, dem im Anschluss an den Frankreichfeldzug zum Generalfeldmarschall beförderten Erwin v. Witzleben, gingen der Major Alexander v. Voss und der Hauptmann Graf Schwerin v. Schwanefeld mit der Absicht um, Hitler während der geplanten, immer wieder verschobenen Parade deutscher Truppen über die Champs-Élysées durch Scharfschützen aus dem Weg zu schaffen. Schwerin war darüber hinaus entschlossen, Hitler bei seinem ersten Besuch im Westen durch eine Handgranate zu beseitigen. Aber Hitler kam nicht in Witzlebens Hauptquartier, und die Parade auf den Champs-Élysées wurde am 20. Juli 1940 endgültig abgesagt, teils um die Gefühle der Franzosen zu schonen, teils weil Göring sich ausserstande erklärte, die Sicherheit vor britischen Luftangriffen zu gewährleisten.

Gleichzeitig nutzte das Regime den Sieg und die Ablenkungen, die er bot, um noch unbehelligter als zuvor seine eigentlichen Ziele voranzutreiben. In dem ihm zugewiesenen Teil Polens eröffnete Hans Frank im Mai eine grossangelegte «Sicherheitsoperation» mit wiederum ausgedehnten Massenexekutionen, die er, wie er sagte, «mit Absicht» so lange hinausgeschoben habe, weil derzeit «das Interesse der Welt an den Ereignissen im Generalgouvernement erloschen» sei.⁹

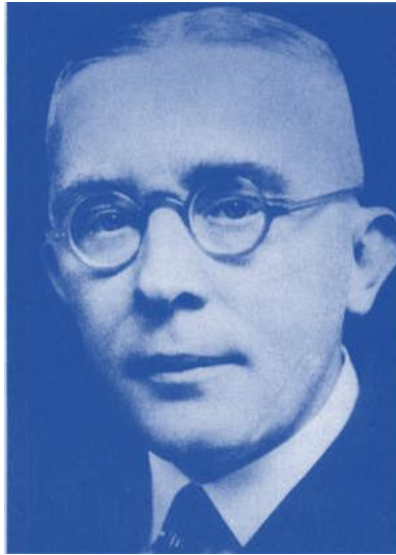
Es ist nicht nur dem Verstummen der Generäle, ihrem Rückzug in die politikferne Selbstgenügsamkeit siegreicher Feldherrn zuzuschreiben, dass mit dem Sommer 1940 der zivile Widerstand stärker in Erscheinung tritt. Zwar waren auch die Goerdeler, Beck, Hassell oder Moltke von den militärischen Erfolgen des Reichs beeindruckt, doch zugleich gewann ihre Gewissheit vom absehbaren Zusammenbruch des Regimes an Boden. Sowohl der grössere Abstand zu den Ereignissen als auch die Fähigkeit, in politischen Zusammenhängen zu denken, liess sie erkennen, dass Hitler im Taumel seiner Selbstüberschätzung dabei war, die Kräfte des Landes hoffnungslos zu überspannen.

Es ist ein eindrucksvolles Indiz für diese sich jetzt verdichtende Zuversicht, dass Carl Goerdeler gerade in der Stunde des Triumphs, als Hitler im Zenit seiner Macht stand, eine Schrift verfasste, die das baldige Ende seines Gewaltsystems vorhersagte. Der Diktator sei ausserstande, schrieb er, die eroberten Räume «so zu beherrschen, dass die Ehre und Freiheit der darin wohnenden Völker bewahrt bleiben», und zitierte zum Schluss die Sätze, mit denen der Freiherr v. Stein im Oktober 1808 Friedrich Wilhelm III. zum Widerstand gegen Napoleon aufgefordert hatte: «Für den Redlichen ist kein

Heil als in der Überzeugung, dass der Ruchlose zu allem Bösen fähig ist... Zutrauen zu dem Mann zu haben, von dem man mit so vieler Wahrheit sagte, er habe die Hölle im Herzen, das Chaos im Kopf, ist mehr als Verblendung. Ist also in jedem Falle nichts wie Unglück und Leiden zu erwarten, so ergreife man doch lieber einen Entschluss, der ehrenvoll und edel ist und eine Entschädigung und Trostgründe anbietet im Fall eines Übeln Erfolges.»¹⁰

Unzweifelhaft war Goerdeler um diese Zeit zum Mittelpunkt der zivilen Opposition geworden. Obwohl nie unumstritten, hatte er im Lauf der Jahre doch einen ausgedehnten Kreis gleichgesinnter Freunde zusammengebracht, der Geschäftsleute, Beamte, Professoren, Kirchenmänner und Gewerkschaftsführer vereinte. Zwar kam es immer wieder zu Abgängen, weil Einzelne sich an Goerdelers Bereitschaft zum «Offenheitsrisiko» oder, wie Julius Leber, an seinem aussenpolitischen «Illusionismus» stiessen und auch von der unklaren Mischung aus antimoderner Befangenheit und sozialer Aufgeschlossenheit, aus Praxisnähe und idealistischer Höhenfliegenrei befremdet waren. Im Ganzen aber gelang es ihm, den vielfach schroffen Meinungsverschiedenheiten die sprengende Wirkung zu nehmen und der Gruppe sogar ständig neue Kräfte zuzuführen.

Hinzu kam, dass Goerdeler nach Auffassung aller nicht nur der Magnet, sondern auch der Motor der Opposition war, unermüdlich drängend, zur Aktion treibend und Zuversicht verbreitend, und es war diese von keinem Rückschlag je beeinträchtigte Unverdrossenheit, die ihn aus der Menge der oft ratlosen und entmutigten Nebenleute heraushob. Unentschieden ist bis heute die Frage, ob sein merkwürdig verengter Blick auf Welt und Menschen aus jener Kraft zur Vereinfachung kam, die seine Umgebung an ihm rühmte, oder doch in der Schlichtheit eines Wesens begründet war, das sich allzu vorbehaltlos der Vernunft als leitendem Prinzip anvertraut hatte. Vielen erschien er geradezu als Kunstprodukt aus preussischer Aufklärung und bürgermeisterlichem Pragmatismus, wie es in solcher «dürren Reinheit» selten anzutreffen war. Zu allen komplexeren Erscheinungen jedenfalls hatte er keinen Zugang, und der damals in Leipzig lehrende und zum Umkreis der Goerdeler-Gruppe zählende Philosoph Theodor Litt hat dazu bemerkt: «Wie Goerdeler selbst ein klar denkender, rechtlich urteilender, gradlinig wollender Mensch war, der wenig oder nichts an Dunklem, Un-erlöstem, Hintergründigem in sich trug, so nahm er auch von seinen Mit-



***Johannes Popitz**, von 1933 bis 1944 preussischer Finanzminister, war nach dem Urteil vieler eine ungewöhnlich gebildete, kenntnisreiche und kultivierte Persönlichkeit. Schon 1938 rückte er ins Zentrum des zivilen Widerstands. Angesichts der immer wieder fehlgeschlagenen Attentatsversuche kam er im Sommer 1943 auf den Gedanken, die nationalsozialistische Führung zu spalten, indem er Himmler gegen Hitler ausspielte. Das Gespräch, das er damals mit dem Reichsführer SS und kürzlich ernannten Innenminister führte, hat ihm innerhalb des Widerstandes bald darauf zahlreiche Vorwürfe eingetragen.*

menschen an, dass es nur der verständigen Aufklärung und der wohlmeinenden sittlichen Belehrung bedürfe, um sie von etwaigen Irrtümern zurückzubringen ... Die unheimliche Verschlingung von Gut und Böse, die verführerische Zweideutigkeit vieler geistiger Mächte, die Macht der uneingestandenen Vorurteile und der geheimen Begehungen – dieses ganze Zwielficht, in dem das seelische Leben so vieler sich abspielt: alles dies hatte in seinem Bilde vom Menschen keinen Platz.»¹¹

Schon vor dem Sieg über Frankreich hatte Goerdeler innerhalb kurzer Zeit eine Reihe von Denkschriften verfasst, die ihm den Anstoss gaben, die positiven Ziele des Widerstands im Zusammenhang darzustellen. Der Ordnungsentwurf, der daraus entstand und Anfang 1941 unter dem Titel «Das Ziel» fertiggestellt wurde, spiegelte nicht allein seine eigenen Auffassungen wider. Vielmehr gingen in ihn auch Gedanken ein, die in umfassenden

Beratungen mit Beck, dem preussischen Finanzminister Johannes Popitz, ehemaligen Gewerkschaftsführern wie Wilhelm Leuschner oder Jakob Kaiser und vielen anderen entwickelt worden waren, und später hat Goerdeler zudem eine Gruppe Freiburger Professoren um Walter Eucken, Gerhard Ritter und Adolf Lampe hinzugezogen, die sich nach der sogenannten Reichskristallnacht im Abscheu gegen das Regime zusammengefunden hatte. Wer ein ungefähres Bild der politischen Absichten des konservativen Widerstands gewinnen will, muss ausserdem den Verfassungsentwurf hinzunehmen, der schon Anfang 1940 offenbar unter Federführung von Ulrich v. Hassell und Johannes Popitz entstanden war. Er trug unverkennbar autoritär-staatliche Züge. Wohl ist Goerdeler bald davon abgerückt, wie überhaupt nicht übersehen werden darf, dass es in den ständig wechselnden Zirkeln, die erst im Nachhinein begrifflich zur «Gruppe» zusammengefasst wurden, zu jeder Zeit Gegensätze und Meinungsverschiebungen gab. Es ist ein weitgefächertes Gedankenspektrum, in dem sich die Neuordnungsüberlegungen selbst der national-konservativen Gegner des Regimes darstellen, farbiger, kontrastreicher und sogar widersprüchlicher, als es solche notgedrungen vereinfachenden Etikettierungen nahelegen.¹²

Gleichwohl stösst man bei allen Unterschieden auf einen gemeinsamen, von der konservativ geprägten «Honoratiorengruppe» des Widerstands bis zu seinen diversen linken Flügeln reichenden Ausgangspunkt. Sein Ursprung war die nie verwundene Erfahrung vom Einbruch der totalitären Diktatur in die demokratisch verfasste Gesellschaft von Weimar und die Unfähigkeit der Parteien von links bis rechts, dem Unheil zu steuern. Die hauptsächliche Verantwortung für dieses Scheitern schrieben die einen wie die anderen den erstarrten, mit den Kampfpaparen des 19. Jahrhunderts bestrittenen Gegensätzen zu, den kollektivistischen Gemeinplätzen, die keiner Wirklichkeit mehr gerecht wurden. In einem nächsten Schritt wandte man sich den Strukturen zu, die dieser Zerrissenheit den Entfaltungsraum verschafft hatten. Zivilisationskritische Überlegungen, die in Deutschland seit je auf breite Resonanz gestossen waren, kamen hinzu, die Kritik an der «Vermassung» und «Verstädterung», am Sündenfall der «Säkularisierung» samt dem um sich greifenden, alle höheren Zwecke leugnenden «Materialismus». Wie weit der in solchen und vielen ähnlich lautenden Standardmotiven zum Ausdruck kommende Affekt gegen die moderne Welt reichte, geht nicht zuletzt daraus hervor, dass selbst Dietrich Bonhoeffer, der gewiss

nicht zum konservativen Widerstand rechnete, von einem «Prozess der Verpöbelung in allen Gesellschaftsschichten» sprach;¹³ und zusammen mit den meisten seiner Gesinnungsfreunde sah er im Nationalsozialismus nichts anderes als den gesammelten und ins Extrem getriebenen Ausdruck solcher neuzeitlichen Tendenzen.

Die Herkunft der NS-Bewegung aus dem Elend der Republik schien allen offensichtlich. Selbst die einstigen Verteidiger des demokratischen Systems hielten die Überwindung des Parteienstaats durch eine straffere, wenn nicht gar halbwegs autoritäre Führung für unerlässlich. Auf der als notwendig erkannten Suche nach dem politischen und moralischen Minimalkonsens, ohne den ein Staat nicht überdauern könne, gerieten sie nicht selten in jene Utopiebereiche «konfliktfreier» Ordnungen, die der nationalsozialistischen Volksgemeinschaftsideologie beängstigend nahekamen. Doch wohin immer ihr Weg sie führte, sahen sie sich geeint in der Aufgabe, nicht nur die Gewaltherrschaft zu einem raschen Ende zu bringen, sondern darüber hinaus die umfassende Neugestaltung des politischen und sozialen Lebens ins Werk zu setzen.

Es ist diese durchgehend demokrateskeptische Tendenz im deutschen Widerstand, seine besinnungsethische Rückwendung zu den immer gültigen und nur in ihrem zeitgerechten Ausdruck noch verhüllten Werten des menschlichen Daseins, die so viel Kritik hervorgerufen hat. Hannah Arendt beispielsweise hat in alledem nichts anderes als die Fortsetzung der antidemokratischen Opposition von Weimar sehen können, die sich jetzt, nach dem mitverschuldeten Untergang der Republik, paradoxerweise auch noch auf Hitler berief, um ihre reaktionären Absichten durchzusetzen. Andere wiederum haben eine Verbindungslinie zwischen dem Widerstand und der sogenannten «Konservativen Revolution» gezogen, jener unruhig schillernden, die bestehenden Fronten überkreuzenden und nur in der Stossrichtung gegen die demokratische Ordnung geeinten Bewegung eines intellektuellen Radikalismus.¹⁴

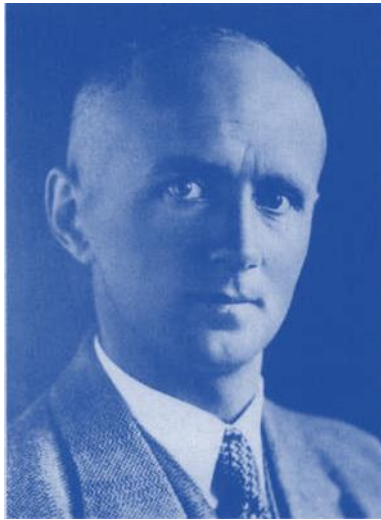
Richtig daran ist, dass der Widerstand nicht nur der nationalkonservativen Richtung, sondern schlechthin aller Seiten das «Experiment von Weimar» als hoffnungslos gescheitert angesehen hat und die einen sich von den anderen im Grunde nur in den Folgerungen unterschieden, die sie daraus zogen. Bezeichnenderweise findet sich in keiner der durch so viele Gräben getrennten Gruppen ein namhafter Vertreter der dahingegangenen Republik.¹⁵ Doch nur eine unhistorische Betrachtungsweise wird «den» Widerstand ein für allemal auf diesen Ausgangspunkt festlegen. Dem genaueren

Blick bleibt nicht verborgen, dass er zahlreiche innere, teilweise nie überbrückte Spannungen kannte, deren Austrag neue Einsichten freisetzte, dass er weder ein Block noch eine statische Erscheinung war und dass seine Besonderheit und vielleicht sogar sein eigentlicher Ruhm gerade in der Offenheit besteht, mit der er aus der Enge und Situationsgebundenheit des anfänglichen Urteilens, oft nicht ohne Selbstüberwindung, zu einer freieren Wahrnehmung gelangte.

Das zeigt nicht zuletzt, wie der Fortgang der Geschichte deutlich machen wird, das Beispiel Goerdelers. Noch der Verfassungsentwurf, den Hassell und Popitz Anfang 1940 ausgearbeitet hatten, war aller begründeten Vermutung nach unter seiner engen Mitwirkung entstanden. Demzufolge sollte unmittelbar nach dem Sturz der Diktatur ein aus drei Personen gebildeter Regentschaftsrat mit Beck an der Spitze die vollziehende Gewalt übernehmen und ein Verfassungsrat die «Majestät des Gesetzes» wieder herstellen. Wohl hiess es, dass dieses zumindest halbdiktatorische Regime nur für eine Übergangsphase einzusetzen sei. Doch deren Ende war nirgendwo festgelegt und von Wahlen keine Rede.

Der Gegenvorschlag Goerdelers, der sein Vernunftvertrauen in ebenso reinem wie trügerischem Licht zeigte, ging dahin, den Neubeginn durch ein möglichst frühes Plebiszit auf einigermassen festen Grund zu stellen. Er stiess damit jedoch auf den entschiedenen Widerspruch seiner Freunde. Sie vertraten die Auffassung, dass die demoralisierenden Erfahrungen der Hitlerjahre noch geraume Zeit nach wirken müssten und es folglich geradezu abwegig sei, die künftige Ordnung sogleich dem Urteil des Volkes zu überantworten. Es war offenbar Goerdelers hartnäckiger Glaube an die Einsichtsfähigkeit der Menschen, der ihn auch jetzt wieder von den autoritären Lösungen abbrachte. Jedenfalls hielt er gegen die begründeten Zweifel auf allen Seiten daran fest, dass die Wahrheit über das Regime, sofern sie «nur vierundzwanzig Stunden lang» ungehindert ausgesprochen werden könne, aller irgeleiteten Anhänglichkeit mit einem Schlag ein Ende machen werde.

Aus dem gleichen Grund lehnte Goerdeler auch ein Verbot der NSDAP ab, doch blieben die Meinungen in den Fragen des Übergangsregimes anhaltend geteilt. Der Staatswissenschaftler Jens Peter Jessen sowie der Anwalt Carl Langbehn, die beratend gehört worden waren, fügten daher diesem Passus einen scharf formulierten Gesetzentwurf über den befristeten Ausnahmezustand hinzu. Weitgehende Einigkeit bestand hingegen darüber,



*Zum konservativen Widerstand gehörte **Jens Peter Jessen**, Professor der Staatswissenschaften. Ohne Mitglied der Partei zu sein, ist er in den späten zwanziger Jahren für den «deutschen Sozialismus» der NSDAP eingetreten. Bald enttäuscht, hat er nach 1933 noch eine Zeitlang versucht, die «Idee» der Bewegung zu retten, und seinen Schülern sogar zum Eintritt in die SS geraten, weil dort, wie er glaubte, die Entscheidungen fallen würden. Der spätere SS-Grupperführer und Leiter einer Einsatzgruppe, Otto Ohlendorf, «früher ein idealer Charakter», war einer dieser Schüler. Dass er so fanatisch der NS-Ideologie verfiel, hat Jessen in eine tiefe Krise gestürzt.*

dass alle Rechtsverstöße der Hitlervergangenheit mit unnachgiebiger Strenge geahndet werden sollten: Das «Schwert der Gerechtigkeit», schrieb Goerdeler später im pathetischen, von ihm selber noch ins Landpastorenhaft umgestimmten Ton der Zeit, müsse «ohne Mitleid diejenigen treffen, die unser Vaterland zur Karikatur eines Staates herab würdigten». Die blosse Mitgliedschaft in einer der nationalsozialistischen Organisationen wiederum sollte straffrei und die anonyme Denunziation unbeachtet bleiben. Vorgesehen war auch ein Gesetz, das die Wiedergutmachung begangenen Unrechts vor allem an den jüdischen Bevölkerungsgruppen regelte. Problematisch war eine Reihe von Bestimmungen, die den «alteingesessenen» Juden die Staatsbürgerschaft zuerkannte, während für später zugewanderte auf Möglichkeiten hingewirkt werden sollte, die es ihnen erlaubten, «einen eigenen Staat zu gründen».

Der Auffassungswandel im Lauf der Jahre wird nicht zuletzt daran deutlich, dass Goerdeler und einige seiner Berater anfangs an die Wiederherstellung der Monarchie dachten, obwohl sie keinerlei legitimistische Neigungen verfolgten. Vielmehr stand dahinter die Absicht, eine unangefochtene, dem Streit der Meinungen enthobene Instanz zu schaffen, für die offenbar das britische oder holländische Beispiel als Vorbild diente. Einiges deutet darauf, dass dabei auch taktische Erwägungen im Spiel waren, die auf den Gewinn der konservativen Schichten sowie vor allem des Offizierskorps zielten. Der leidenschaftliche Widerspruch der Kreisauer Gruppe um Helmuth v. Moltke hat aber die langwierige, schon mit den Namen verschiedener Kronanwärter ausgefochtene Debatte zu einem raschen Abschluss gebracht.

Die in zahlreichen Varianten überlieferten Verfassungspläne Goerdelers zeigen nicht nur seine unverhärtete Offenheit, sondern auch den Einfluss seiner wechselnden Berater. Die Grundlinie jedoch blieb, nach schwankendem Beginn, durchgängig erhalten: eine stark gouvernementale Tendenz, die den «Reichsinstanzen» grosses Gewicht einräumte und vor allem die Mitsprachebefugnisse des Parlaments auf eine mehr oder minder kontrollierende Funktion beschränkte. Damit einher ging eine merkliche Stärkung der Selbstverwaltung auf unterer und unterster Ebene, der Kommunen insbesondere, aber auch der Hochschulen, Studenten, Kirchen und Berufsgruppen. Bis zuletzt hat Goerdeler daran festgehalten, dass sich dieses Prinzip als die eigentlich «deutsche Tradition» des staatlichen Aufbaus selbst in den Wirrnissen der Weimarer Jahre, «trotz äusserster Demokratisierung» und «weitgehender politischer Parteizersetzung», eindrucksvoll bewährt habe. Den einzelnen Ländern dagegen, in denen er nur eine Art Zwischenglied in der Organisation des Staates sah, der Praxis nicht nahe genug und der wirklichen Macht doch wieder zu weit, billigte er nicht mehr als die Rolle grösserer Verwaltungseinheiten zu.

Auf der gleichen Ebene lag der Versuch, den Einfluss der Öffentlichkeit, insbesondere der Parteien, auf die politische Willensbildung zu beschränken und die Entscheidungsprozesse, wo immer möglich, auf indirekt gewählte Gremien zu verlagern. Es zählt zu den offenen Widersprüchen zwischen seinem Denken und seinem konkreten Planen, dass Goerdeler trotz seines prinzipiellen Vernunftglaubens nie ganz von den aus Weimarer Erfahrungen herstammenden Ängsten vor dem Volk, dem «Demos», freikam. Begriffe wie «Parteienmacht», «Parteienzersplitterung» und «Parteienego-

ismus» blieben für ihn Vokabeln, deren Schreckbilder nicht nur durch seine eigenen Verfassungsüberlegungen, sondern alpträumhaft durch die des ganzen Kreises geisterten.

Aus eben diesem Grunde sollten auch die Wahlen nach einem überaus schwierigen, weitgehend indirekten und im Ganzen modifizierten Mehrheitswahlrecht entschieden werden, um möglichst starken, erfahrenen und «im Leben verwurzelten Persönlichkeiten» den Weg frei zu machen. Auffällig ist, dass sich in dieser Frage alle Widerstandsgruppen, wie gross die Meinungsverschiedenheiten sonst auch sein mochten, einig waren. Carlo Mierendorff meinte, «nie wieder soll das deutsche Volk sich in Parteienstreit verwirren», Julius Leber, dass es «mit den alten Formen der Parteiherrschaft» ein Ende haben müsse. Er war es auch, der die Gründe gegen das Verhältniswahlrecht, dem er die Hauptschuld an den politischen Zersplitterungstendenzen zuschrieb, in die Worte zusammenfasste: «Es wird seiner eigentlichen Funktion, der Auslese von geeigneten Männern und der Vertrauenskontrolle zwischen Volk und Führung zu dienen, nicht im geringsten gerecht, sondern überträgt einfach die Ochsentour der Parteihierarchie auf die Politik.»¹⁶ Goerdeler dachte sogar an eine drastische Verschärfung des Mehrheitswahlrechts durch die Bestimmung, den Zugang zum Parlament auf die drei stärksten Parteien zu beschränken.

Ein weiterer Vorschlag zielte darauf, Familienvätern mit drei Kindern ein doppeltes Stimmrecht zu gewähren. Das ständische Element, das sich in zahlreichen Reformentwürfen der Zeit findet, kam mit einem «Reichsständehaus» zum Zug, einer zweiten Kammer, die aus fünfzig angesehenen, frei berufenen Personen sowie aus den Vertretern der Berufsvereinigungen, der Kirchen, Universitäten, Künstlerkammern und vor allem der Gewerkschaften bestehen sollte, auf die Goerdeler die grössten Erwartungen setzte, viel grössere als auf die Parteien. Denn die Jahre als Leipziger Oberbürgermeister hatten ihn gelehrt, dass ihre Lebensnähe jene doktrinären Gesinnungen zersetzte, an denen, wie er fand, die Staaten krankten oder gar zugrunde gingen.

Mit alledem ist noch nichts gesagt über Goerdelers Vorstellungen zur Wirtschaftsverfassung, seinen gemässigten Liberalismus, die sichtlich unter dem Einfluss der Freiburger Gruppe geplante Beschränkung der Unternehmensmacht, die Vorschläge zur Mitbestimmung der Arbeitnehmer und zur Sozialbindung des Eigentums. Wer die Entwürfe im Ganzen überblickt, wird ein Weltbild von durchaus antimodernen Zügen darin erkennen, das



Carlo Mierendorff, von der Literatur schon früh zum Sozialismus gekommen, war eine der farbigsten und leidenschaftlichsten Persönlichkeiten des deutschen Widerstands, und Gerhart Hauptmann hat ihn einen «geborenen Tribun» genannt. 1933, kurz nach der Machtergreifung Hitlers verhaftet, brachte er insgesamt fünf Jahre in verschiedenen Konzentrationslagern zu, die er später «die Welt des Schweigens» nannte. Unser Bild zeigt ihn Anfang 1938 bei seiner Entlassung aus dem KZ Lichtenburg.

sich den egalitären Tendenzen moderner Industriegesellschaften ebenso leidenschaftlich entgegenstemmt wie dem Pluralismus der politischen und sozialen Interessen; stattdessen wollte es die partiellen Egoisten in den unwiederbringlich gestrigen Bildern einer gemeinschaftsbestimmten Ordnungsidylle sammeln und dem Ganzen dienstbar machen. Insoweit besaßen die nationalkonservativen Vorstellungen einen durchaus utopischen Impuls in Richtung auf die «gute alte Zeit», von der man freilich weiss, dass sie niemals war, was die Formel vorgibt. Dennoch kann man die Bestrebungen nicht einfach als einen Versuch abtun, für immer Verlorenes in Gegenwart und Zukunft hinüberzuretten. Dagegen spricht schon Goerdeler's enge Verbindung und sogar Freundschaft mit Gewerkschaftsführern wie Wilhelm Leuschner oder Jakob Kaiser. Die ersten, die ihm «reaktionäre» Bestrebungen vorwarfen, waren in merkwürdiger Frontenverkehrung Hassell, Jessen und Popitz, die eigentlich konservativen Mitglieder der Gruppe, die eine viel zu weitgehende Rückkehr zu demokratischen «Weimarer» Zuständen aus seinen Plänen ablasen.¹⁷

Insgesamt wird man stets den bruchstückhaften Charakter dieser und anderer Konzepte zu berücksichtigen haben, auch die taktischen Motive sowie schliesslich den Unterschied, der auf politischem Feld zwischen dem Gedanken und seiner Durchsetzungskraft besteht. Niemand vermag zu sagen, ob Goerdeler's Pläne sich am Ende behauptet hätten. Das Interesse, das sie verdienen, kommt aus den beiden Hauptimpulsen, die darin erkennbar werden: der Tendenz zur Überwindung der politischen Zerrissenheit in einer neuen inneren Einheit sowie zu einer weitreichenden Entpolitisierung, und über beiden Zielsetzungen lag der Schatten Weimars so tief wie derjenige der Hitlerjahre. Nie kann man sich bei der Lektüre dieser Entwürfe des Eindrucks einer grossen Ratlosigkeit erwehren. Wenn Goerdeler bemerkt hat, er wolle in seinen Verfassungsplänen deutschen Traditionen folgen und sich durch westliche Vorbilder «nicht beirren lassen», wird zugleich eine geistige Abgeschlossenheit und Isolierung sichtbar, die der Widerstand in allen Lagern strenggenommen nie überwunden hat. Indessen bleibt auch zu sagen, dass er weder seine Motive noch seine tiefere Rechtfertigung aus diesen vielfach unfertigen, unter äusserem Druck und innerer Unruhe entstandenen Entwürfen zur gesellschaftlichen und verfassungspolitischen Neuordnung bezogen hat. Für alles, was ihn ausmacht, lassen sich stärkere Gründe nennen.¹⁸

Von ganz anderer Art als die sogenannte Beck-Goerdeler-Popitz-Gruppe, ihr sehr gegensätzlich und doch eigentümlich verwandt, war die zweite bedeutende Vereinigung ziviler Regimegegner. Sie wurde gegründet und zusammengehalten durch Helmuth v. Moltke, einen Urgrossneffen des Feldherrn von 1870, der als Fachmann für Völkerrecht beim Oberkommando der Wehrmacht tätig war. Nach dem schlesischen Besitz der Familie Moltke hat sie später den Namen «Kreisauer Kreis» erhalten, obwohl in Kreisau selbst nur zwei oder drei ihrer Treffen stattgefunden haben. Die Mehrzahl der intensiven, auf Arbeitsgruppen verteilten Gesprächsrunden kam vielmehr an wechselnden Orten in Berlin zusammen, ab Anfang 1943 meist in der Hortensienstrasse in Lichterfelde, im Haus Peter Yorck v. Wartenburgs, eines anderen Trägers eines berühmten preussischen Namens. Yorck war verwandt mit Moltke ebenso wie mit Stauffenberg, Jurist, Offizier und inzwischen Mitarbeiter in der Ostabteilung des Wehrwirtschaftsamts, und wie man Moltke den «Beweger» des Kreises genannt hat, so Yorck v. Wartenburg dessen «Herz».¹⁹

Um Moltke und Yorck herum gruppierte sich eine auf den ersten Blick zusammengewürfelt wirkende, nach Herkunft, Temperament und Überzeugung überaus unterschiedliche Mischung eigenwilliger Persönlichkeiten. Dazu zählte Adam v. Trott zu Solz, über seine Mutter ein Nachfahre John Jays, des ersten Chief of Justice des Supreme Court der Vereinigten Staaten. Trott war Cecil-Rhodes-Stipendiat mit zahlreichen, zum Teil freundschaftlichen und bis in den sogenannten Cliveden-Set um David Astor reichenden Verbindungen nach England und gleich Hans-Bernd v. Haeften, einem anderen Mitglied des Kreises, inzwischen im Auswärtigen Amt tätig. Die Absicht, Sachkenner aus möglichst allen Gebieten des politischen und sozialen Lebens heranzuziehen, hatte Horst v. Einsiedel dem Kreis zugeführt, ehemaliger Harvard-Student und Fachmann für Wirtschaftsfragen. Carl Dietrich v. Trotha wiederum war in Kreisau geboren, ein Cousin Moltkes und, wie andere aus der Gruppe auch, ein Schüler Eugen Rosenstock-Huessys.

Die eigentliche Besonderheit des Zusammenschlusses war, neben seinen religiösen Antrieben, die aus innerster Überzeugung gesuchte und gewonnene Mitwirkung einer Anzahl entschiedener, wenn auch undogmatischer Sozialisten. Zu ihnen gehörte der Pädagoge Adolf Reichwein, der aus der Jugendbewegung kam und schon während der zwanziger Jahre in einem der reformerischen freiwilligen Arbeitslager mit Einsiedel und Moltke zu-



*Eine der Mittelpunktfiguren der Opposition gegen Hitler war **Helmuth James Graf von Moltke**, ein Urgrossneffe des Feldherrn von 1870. Er war der Gründer des «Kreisauer Kreises», der seinen Namen nach dem Familiensitz der Moltkes in Kreisau/Schlesien erhalten hatte. Die Runde begriff sich als Diskussionszirkel von christlichen, ebenso wie sozialistischen Erneuerungsvorstellungen; die gewaltsame Beseitigung Hitlers lehnte Moltke ab. Das Bild zeigt Moltke 1928, im Alter von einundzwanzig Jahren, während einer Reise durch Österreich.*

sammengetroffen war. Durch seine Vermittlung stiess Theodor Haubach hinzu, Schüler von Karl Jaspers und Alfred Weber, als Sachverständiger für militärpolitische Fragen von seinen Freunden «der General» genannt, ein Mann mit ausgeprägten künstlerischen und philosophischen Interessen und einige Jahre lang Pressechef der preussischen Regierung.

Haubach wiederum war es, der die womöglich farbigste, bewegteste und kraftvollste Figur in den Kreis zog, Carlo Mierendorff, mit dem er seit gemeinsamen Schultagen in Darmstadt eng befreundet war. Wie Haubach kam

auch Mierendorff von der Literatur her, hatte nach frühen expressionistischen Versuchen eine Zeitschrift herausgegeben, sich dann aber ganz der Politik zugewandt. Gerhart Hauptmann, der ihn kannte, hat ihn einen «geborenen Tribun» genannt, und innerhalb der SPD gehörte er von früh an zu den Jungrebelln, die gegen den selbstzufriedenen, in entleerten Programmen und Parolen erstarrten Parteiapparat Front machten. Kurz nach Hitlers Machtübernahme verhaftet, hatte er fünf Jahre in den Lagern verbracht und war einmal von der Lagerleitung kommunistischen Mithäftlingen ausgeliefert worden, die ihn fast totschlugen. Haubach, der sich unausgesetzt um seine Freilassung bemühte, ist aus diesem Grund bis zu Adolf Eichmann vorgedrungen. Nie habe er je, hat er später geäußert, «so grüne Glasaugen» gesehen.²⁰

Schliesslich gehörten einige Männer aus dem kirchlichen Bereich zum Kreisauer Freundeskreis, darunter die Jesuiten Alfred Delp und Augustin Rösch von katholischer, der Gefängnispfarrer Harald Poelchau sowie Eugen Gerstenmaier von protestantischer Seite. Nur vom Rande her zählten Fritz-Dietlof v. d. Schulenburg und Julius Leber dazu, die nicht nur älter und erfahrener als die übrigen waren, sondern auch zu sehr aktiven Politikern, als dass sie der theoretisierenden Leidenschaft des Kreises immer hätten folgen wollen. «Was danach kommt, regelt sich von selbst», pflegte Julius Leber zu sagen, und bezeichnenderweise freundete er sich augenblicklich mit dem zur Tat drängenden Stauffenberg an, als sie sich Ende 1943 begegneten.

Was die Kreisauer Gruppe zusammengeführt hatte, war im Grunde nicht der Vorsatz, den Sturz des Regimes zu betreiben. Vielmehr einte sie der Gedanke, in vorbereitenden Gesprächen herauszufinden, wie ein modernes, nachhitlersches Deutschland beschaffen sein müsste, und mit dieser Absicht, so hat man aus vertrauter Kenntnis gesagt, «haben sie sich am Leben gehalten».²¹ Es war ein stark utopischer Zug in ihrem Denken und Planen, durchsetzt von christlich-sozialistischen Ideen und einem Nachhall romantischer Aufbruchstimmung, der aus der Jugendbewegung kam. Die Ausgangsüberlegung war, dass alle gesellschaftspolitischen Modelle an ihr Ende gelangt und Hitler ebenso wie Kapitalismus und Kommunismus nur Symptome der gleichen umfassenden Krise der modernen Massengesellschaft seien.

In diesem hochgestimmten, nicht selten wirklichkeitsentrückten Radikalismus lag auch die hauptsächliche Ursache für den scharfen Gegensatz zur Goerdeler-Gruppe. Der Vorwurf der Kreisauer lautete, dass die «Alten» in



*In der Widerstandsgruppe des Kreisauer Kreises war neben anderem auch ein starker Impuls der Jugendbewegung lebendig. Einer ihrer wichtigsten Vertreter war der Pädagoge **Adolf Reichwein**. Überzeugter Sozialist, setzte er sich für eine gemeinsame «Aktionsfront» mit dem kommunistischen Untergrund ein. Nach heftigen Kontroversen innerhalb des Widerstands war die Verbindung 1944 hergestellt, doch schon bei ihrem zweiten Treffen am 4. Juli wurde Adolf Reichwein und am Morgen darauf auch Julius Leber verhaftet, da unter den Kommunisten ein Spitzel gewesen war. Das Bild zeigt Reichwein im Kreis seiner Studenten in Halle.*

überholten Vorstellungsmustern verharteten und statt eines wirklichen Neuanfangs nur die Fehlentwicklungen zu vermeiden trachteten, die im Scheitern Weimars erkennbar geworden waren. Die «neue Zeitrechnung», an deren Beginn sie sich sahen, machte dagegen ein Umdenken von den Wurzeln her notwendig. Verächtlich sprach Moltke vom «Goerdeler-Mist» und riet, ebenso wie Delp, anschlussuchenden Regimegegnern davon ab, sich mit den «reaktionären Exzellenzen» einzulassen.²²

In Wahrheit waren die Übereinstimmungen grösser, als beide Seiten ahnten. Denn die einen wie die anderen offenbarten eine tiefe Befangenheit in der eigentümlich deutschen Tradition des zivilisationskritischen Denkens, und der Unterschied lief am Ende darauf hinaus, dass die Goerdeler-Gruppe

ihre Vorstellungen in halbwegs praktikable, wenn auch von Widersprüchen nicht freie verfassungspolitische Entwürfe übersetzte, während die Kreisauer sich in idealeren Regionen bewegten und eher Leitlinien entwickelten, die nur vereinzelt zu konkreten Lösungsvorschlägen gerieten. Beiden galt die Massengesellschaft als das eigentliche Übel der Epoche. Beide suchten nach Wegen, sie durch Formen der «Gemeinschaft» zu ersetzen, die bei den Kreisauern freilich stärker christlich geprägt, aber ebenfalls von autoritären Zügen nicht frei war, beide wollten an verlorene «organische», vom Pathos des Ursprungs verklärte Zusammenhänge anknüpfen und waren auch geeint im Schrecken vor den egalitären Tendenzen der Zeit

Aus diesem Grunde kam man hier wie da immer wieder auf die «Eliten» zurück, die von den Goerdeler-Leuten durch eine strenge, an überlieferten Wertbegriffen orientierte Verwaltungspraxis, von den anderen durch eine Rückbesinnung auf die christlich oder sozialistisch definierte «personale Substanz» herangebildet werden sollten. Selbst in den Rezepturen gab es Gemeinsamkeiten. Denn auch die Kreisauer dachten sich den Aufbau der Gesellschaft von unten nach oben, beginnend bei den überschaubaren Einheiten lokaler Selbstverwaltung, auch sie waren erfüllt vom Misstrauen gegen den Typus des Berufspolitikers und suchten nach Möglichkeiten, ihn durch örtlich oder regional verwurzelte, im Praktischen bewährte Persönlichkeiten zu ersetzen. Am grössten waren die Unterschiede noch in den wirtschaftspolitischen Konzepten. Doch der Widerspruch gegen Goerdelers Liberalismus brachte die Kreisauer wiederum in die Nähe von Popitz und Jessen, die sich, ganz im Sinne ihrer autoritär-staatlichen Zielsetzungen, für eine weitgehend interventionistische Wirtschaftsordnung aussprachen. Sogar ständestaatliche Vorstellungen fanden, insbesondere in den katholischen Mitgliedern des Kreises, beredete Befürworter.

Daneben gab es auch innerhalb der «Grafengruppe» zahlreiche, nie beseitigte Meinungsverschiedenheiten, beispielsweise über die Verstaatlichung der Grundindustrie, über die Aufteilung des Gutsbesitzes oder die Konfessionsschulen, und in der Frage der regionalen Neuaufteilung des Reiches nahm die Kontroverse zeitweilig so heftige Formen an, dass einige Altbayern den Kreis verliessen. Der historische Abstand hat viele der Gegensätze im Innern wie nach aussen gemildert, und Goerdelers Wort von den «Salonbolschewisten» verrät im Nachhinein die gleiche Unkenntnis über die Absichten der Kreisauer wie Moltkes und Trotts Bemerkungen

über die reaktionären Bestrebungen der «Honoratioren», wie zutreffend sie im Einzelnen auch waren.

Weit offenkundiger war ein anderer Gegensatz. Während die Gruppe um Beck und Goerdeler an dem Gedanken einer staatsstreichähnlichen, notfalls auch blutigen Beseitigung des Regimes festhielt, lehnte die Mehrheit der Kreisauer jedes gewaltsame Vorgehen ab. Natürlich standen religiöse Motive dabei im Mittelpunkt. Aber kaum weniger stark sprach die Überzeugung mit, dass «in Hitler eine dämonische Gewalt am Werk (war), die nicht einfach aus dem Weg geräumt werden» konnte oder durfte.²³ Jede darauf gerichtete Absicht schien ihnen wie ein Versuch, die in Gang geratene welt-historische Krise mit ebenjenen Mitteln selbstermächtigter Gewalt ab-zubrechen, die zu deren Ursachen rechnete. Dergleichen müsse sich totlaufen oder ausbrennen, war überwiegend die Meinung, und diese Erwägung führte schliesslich dazu, dass viele Kreisauer nicht bloss ein Attentat, son-derm sogar den Gedanken eines Umsturzes ablehnten: da «wir eine Revo-lution brauchen, nicht nur einen Staatsstreich», wie Moltke seinem Freund Lionel Curtis schrieb. Nur der vollkommene Zusammenbruch und die Ein-sicht in die Unwiderruflichkeit der Niederlage mitsamt dem Chaos in ihrem Gefolge würden jene Voraussetzungen zur inneren Erneuerung schaffen, von denen die Zukunft abhing. Es war vor allem Eugen Gerstenmaier, der dieser Vorstellung und ihrem, wie er fand, unchristlichen Fatalismus ener-gisch widersprochen hat; aber Moltke hat sie mit ebenso grosser, von der Mehrheit getragener Entschiedenheit vertreten. Mitunter meint man aus der Heftigkeit, mit der er alle Hoffnungen auf eine aussenpolitische Wende ab-lehnte und, realistischer als seine Freunde, die totale Katastrophe erwartete, eine Art Genugtuung über die erst im Untergang sich enthüllende Verheis-sung des radikalen Neubeginns herauszuhören: «My own homeland of Si-lesia... will go... to the Czechs or the Poles», schrieb er noch vor der Nie-derlage von Stalingrad an George F. Kennan, mit dem ihn alte, freund-schaftliche Beziehungen verbanden.²⁴

Nicht weniger gegensätzlich waren die aussenpolitischen Vorstellungen beider Gruppen. Während der Kreis um Beck und Goerdeler noch immer in hegemonialen Kategorien dachte und wie selbstverständlich das Reich als europäische Ordnungsmacht begriff, trat bei den Kreisauern auch hier das menscheitsutopische Element hervor. Die Idee einer grundlegenden, aller Geschichte der «Grenzen und Soldaten» abschwörenden Veränderung der internationalen Beziehungen durchzieht, mit Abstufungen im Einzel-

fall, ihr gesamtes Nachdenken. Zu jener neuen Zeit, die sie im Anbruch sahen, gehörte die Überwindung nationalstaatlicher Egoismen durch die Europäisierung des Bewusstseins. Der Anstoss dazu kam von Moltke sowie von den sozialistischen Mitgliedern des Kreises, von Haubach, Reichwein und Mierendorff, aber das Zukunftsversprechen, das der Gedanke enthielt, ist rasch von allen übrigen aufgegriffen worden. Rückbesinnung auf den grösseren Zusammenhang, auf die Gemeinsamkeiten Europas, seine geistigen Grundlagen in Geschichte, Tradition und Lebensform mit dem Ziel, im Nachbarn nicht mehr den Gegner, sondern den Reiz des andersartig Gleichen oder doch Verwandten zu entdecken, war schon vor dem Krieg die einzige Überzeugung, die buchstäblich alle verband. Nur auf diese Weise, glaubten sie, seien jene ungezählten Erbfeindschaften zu beseitigen, die den Kontinent kreuz und quer durchschnitten, und auch die Minderheitenprobleme zu lösen, die vor allem Mittel- und Osteuropa mit ewigem Blutvergiessen überzogen.

Weniger Einigkeit bestand über die Konsequenzen, die daraus folgten. Zwar waren alle der Auffassung, dass es mit dem alteuropäischen Vormachtdenken ein Ende haben müsse, keine territorialen, zu «Lebensfragen» stilisierten Ansprüche mehr erhoben werden dürften sowie überhaupt ein veränderter Begriff des nationalen Interesses, des Staates und seiner Souveränität geboten sei. Aber wiederum ging Moltke am weitesten, wenn er nichts weniger als die Zerschlagung der Nationalstaaten und die Neuordnung Europas in einer Vielzahl regionaler, historisch und kulturell verbundener Einheiten forderte. Es war die Idee der kleinen Selbstverwaltungskörper, übertragen ins Europäische, auf die er dabei zurückkam, und folgerichtig dachte er daran, ihnen nur beschränkte Zuständigkeiten zu überlassen. Die «klassischen» Souveränitätsrechte hingegen sollten auf einen europäischen Gesamtstaat übergehen.

Der Gedanke der radikalen Föderalisierung Europas ist von der Mehrheit der Kreisauer offenbar nicht geteilt worden. Adam v. Trott, der «Aussenminister» des Kreises, hat gerade in der Kontur, die jede einzelne Nation im Gang der Geschichte ausgebildet hatte, die erhaltenswürdige Besonderheit des alten Kontinents gesehen. Aus dem gleichen Grunde ist er auch, ungeachtet der höchsten Erwartungen, die er in die deutschbritische Zusammenarbeit setzte, dem Gedanken entgegengetreten, Deutschland ohne Weiteres in die Verfassungstradition des «Westens» einzufügen. Aber zu-



***Peter Yorck von Wartenburg** stammte aus einem alten preussischen Geschlecht; zu seinen unmittelbaren Vorfahren gehörte der berühmte General der Freiheitskriege gegen Napoleon. Seine Berliner Wohnung in der Hortensienstrasse in Lichterfelde war einer der Haupttreffpunkte der gesamten Widerstandsbewegung, und wie man Helmuth James von Moltke den «Beweger» des Kreises genannt hat, so Yorck dessen «Herz».*

gleich war er, wie fast alle anderen, der Auffassung, dass die Zeit der Nationalstaaten abgelaufen und der Souveränitätsverzicht zugunsten eines europäischen Bundesstaats gerade zur «Selbsterhaltung» der Nationen notwendig sei.

Das alles waren im Einzelnen sichtlich kaum zu Ende gedachte, aber doch vorausweisende Ideen, die ihre Überzeugungskraft nicht nur daraus bezogen, dass sie Hitlers europapolitisches Unterwerfungsschema kategorisch verneinten. Vielmehr wird darin ein Zukunftsbild sichtbar, dessen bewegende Wirkung von der Beharrlichkeit ausgeht, mit der es sich den hochgehenden nationalen Leidenschaften der Zeit widersetzte. Zwar ist es, wie alle Pläne und Konzepte des Widerstands überhaupt, ins Vergessen gefal-

len, und jedenfalls hat der konkrete Prozess der europäischen Einigung während der Nachkriegsjahre nicht einmal rhetorisch daran angeknüpft. Doch gerade deshalb verdient es dieser Gedanke, ins Gedächtnis zurückgeholt zu werden.

Es kann nicht verblüffen, dass die «Honoratiorengruppe» in den europäischen Vorstellungen der Kreisauer nicht viel mehr als Phantasterei und idealistische Überspanntheit entdeckte. Geprägt von einer Zeit die Deutschlands Aufstieg in den Kreis der grossen Mächte gebracht hatte, gehörten Begriffe wie Nationalstaat, Vormachtstreben, Einflusszone oder Interessenpolitik geradezu zur Grundausstattung ihres Denkens und waren, wie sie glaubten, so etwas wie Gesetze der politischen Physik, die sich durch guten Willen nicht einfach aus der Welt schaffen liessen. Nahezu jeder von ihnen ging davon aus, dass zumindest die sogenannten grossdeutschen Gebietsgewinne dem Reich erhalten bleiben müssten. Man hat daraus tiefere Übereinstimmungen mit dem Regime abgeleitet und zu der These verengt, dass der national-konservative Widerstand gleichsam Hitlers Ziele ohne Hitler angestrebt habe.

Für die frühe revisionistische Phase ist daran vieles zweifellos zutreffend. Dass Hitler zur Begründung seiner Ansprüche immer wieder auf das Unrecht von Versailles verwies, konnte den Widerspruch der Beck, Goerdeler oder Hassell nicht erregen, zumal er damit auch im Ausland, vor allem in der englischen Öffentlichkeit, auf verbreitete Zustimmung stiess. In seiner erweiterten Form versucht der Einwand aber einen Unterschied zum Verschwinden zu bringen, der tatsächlich von entscheidendem Gewicht bleibt. Denn wenn in der Sache ein Einverständnis über die Grenzen hinaus gegeben war, konnte aller Widerstand sich nur an den Methoden entzünden. Eben dies hat beispielsweise Ludwig Beck, wenngleich womöglich mit unzureichender Entschiedenheit, getan und einen Krieg schon 1938 nicht nur militärisch absurd, sondern auch anachronistisch genannt, während Goerdeler etwa zur gleichen Zeit den hasardierenden Hitler, der Ansehen und Ehre des Landes in immer neuen Abenteuern aufs Spiel setzte, als «Nationalbanditen» bezeichnet hat.²⁵

Die inneren Widersprüche der konservativen Position traten folglich erst mit Beginn des Krieges schärfer zutage. Zwar hat Goerdeler wiederholt die friedliche Zusammenarbeit in einem Europa nach Hitler beschworen und die Erneuerung des Völkerbundes angeregt. Aber zugleich sprach seine

Denkschrift nach dem Sieg über Frankreich ohne den Anflug eines Zweifels von der «deutschen Führung» auf dem Kontinent, er sicherte die Wiederherstellung Polens zu, forderte gleichzeitig aber die deutsche Ostgrenze von 1914 zurück und anderes Ungereimtes mehr. Hermann Graml hat überzeugend dargelegt, wie die «Honoratiorengruppe» an den Erfahrungen hing, in denen sie zu Hause war, und dass sie sich die Einigung Europas nur in ähnlicher Form, auch mit ähnlicher Gewichtsverteilung vorstellen konnte wie die Einigung des Reiches unter Preussen.²⁶

Diese tief im Bewusstsein verankerten Vormachtreflexe begannen allerdings ab Ende 1941 dahinzuschwinden, und es war nicht nur die Ausweitung des Krieges auf die Sowjetunion und bald darauf auf die Vereinigten Staaten, die den Wandel bewirkt hat. Vielmehr kam auch mehr und mehr zum Vorschein, welches Chaos die sprunghafte Willkür der deutschen Politik in Südosteuropa angerichtet hatte, seit Deutschland durch die Zerschlagung der Tschechoslowakei zur Vormacht bis weit in den Balkan hinein geworden war. Vor allem aber waren es die nun sich häufenden Meldungen über die Massenverbrechen im Osten, die die Idee von der «friedensstiftenden Ordnungsfunktion des Reiches» zu einem raschen, beschränkten Verstummen gebracht haben.

Hinzu kam, dass sich allmählich doch, bei allen unverändert fortwirkenden Meinungsverschiedenheiten, Verbindungen herüber und hinüber ergaben. Es war vor allem Ulrich v. Hassell, der dabei als Vermittler auftrat. Zwar betrachtete er den gesinnungsethischen Utopismus der Gegengruppe nach wie vor nicht ohne Vorbehalt, doch teilte er zugleich manche Einwände gegen Goerdeler und fand einfach, dass angesichts der alle gemeinsam bedrohenden Gefahr die beiden wichtigsten Gruppen des Widerstands ihre Kraft nicht in der Pflege ihrer Gegensätze vergeuden dürften. Alles übrige tat sein Verhandlungsgeschick. Aber auch Yorck sprach mit Jessen, Schulenburg mit Goerdeler, Popitz und Gerstenmaier, und am 8. Januar 1943 trafen beide Seiten, nach umständlichen Vorverhandlungen, unter Leitung Becks erstmals im Hause Yorcks zusammen. In der Sache kamen sie sich wiederum kaum näher, zumal Goerdeler jeden Versuch, «auf die Grundsätze vorzustossen,... ins leicht Verbindliche» umbog, wie Moltke ungehalten vermerkte. Aber am Ende wurde Goerdeler von einer Mehrheit selbst der Kreisauer als Kanzler einer Übergangsregierung akzeptiert, auch wenn die Zustimmung erst erfolgte, nachdem das verräterische Wort von der «Kerenski-Lösung» gefallen war.²⁷

Immerhin ist der Verzicht des nationalkonservativen Widerstands auf den Führungsanspruch in Europa dank der Verbindung zum Kreisauer Kreis beschleunigt worden. Namentlich Goerdeler hat seit Mitte 1943 Abschied von einigen jener Vorstellungen genommen, an denen «sein Herz hing». Mit seinem ganzen impulsiven Überschwang ist er von da an auf einen europäischen «Friedensbund» zugesteuert, in dem keine Nation die Vorherrschaft besitzen und «die innereuropäischen Grenzen eine immer geringere Rolle spielen» sollten.

Umgekehrt sind aber auch die Kreisauer Vorstellungen durch die zusehends engere Berührung mit den Goerdeler-Leuten verändert worden, obwohl sich für den verschiedentlich erhobenen Vorwurf, ihre Auffassungen seien im altnationalen Sinne imprägniert worden, kein überzeugender Beleg finden lässt. Gewiss beharrte Trott jetzt etwas entschiedener auf einem «vernünftigen Friedensprogramm» für das Deutschland nach Hitler und warnte vor einem zweiten Versailles mit all den ruinösen Erfahrungen, die dem ersten gefolgt waren. Doch der unvoreingenommene Blick lehrt zugleich, dass die Kreisauer ebenso wie die «Honoratioren», aber auch wie Oster und Leber und Gisevius und viele andere die nationalen Beengtheiten schon weit entschlossener hinter sich gelassen hatten als die Mehrzahl ihrer Zeitgenossen, wiewohl sie beim Schritt auf das neue Terrain mitunter noch unsicher wirkten.

Der Unterschied wird greifbar, wenn man die jahrelang leerlaufenden Bemühungen des Widerstands verfolgt, über den Weltkirchenbund, über Allen W. Dulles, den europäischen Leiter des Office of Strategic Services in Bern, den Anwalt Eduard Waetjen, über Theodor Strünck, Ulrich v. Hassell, Gero v. Schulze-Gaevernitz und ungezählte andere Kontakt zu jener Welt herzustellen, mit der man sich im Ziel einig glaubte. Die vergeblich umworbene Politiker und Militärs in London, Den Haag und Washington sprachen noch von «Landesverrat» oder von «Erbärmlichkeit» und wollten nicht sehen, dass die Beschuldigten einer neuen Einsicht folgten, indem sie Gebote anerkannten, deren Geltung an den Landesgrenzen nach ihrer Auffassung nicht erlosch. Die «New York Times» warf den Verschwörern noch nach dem gescheiterten Staatsstreich vom 20. Juli 1944 vor, sie hätten sich ein ganzes Jahr lang mit Plänen beschäftigt, «das Oberhaupt des Staates und den Oberkommandierenden seiner Armee gefangenzusetzen und zu töten», was man «normalerweise von dem Offizierskorps eines Kulturstaates» nicht erwarten sollte.²⁸ Aber es ist gerade der unter Mühen zustande

gebrachte, die ohnehin geringen Erfolgsaussichten noch weiter vermin-
dernde Bruch mit jener «Normalität», der das Anrecht des Widerstands auf
die Erinnerung begründet.

Ganz unvermutet und noch in den Lärm hinein, mit dem Hitler sich nach
dem Sieg über Frankreich als «grösster Feldherr aller Zeiten» feiern liess,
schlugen in der Abwehr die Alarmglocken los. Das Forschungsamt teilte
Canaris mit, dass der Angriffstermin der Westoffensive vermutlich von ein-
em deutschen Offizier verraten worden sei. Die Abhörstellen hatten so-
wohl das Telefongespräch des Obersten Sas mit Den Haag am Vorabend
des Angriffs aufgezeichnet als auch die Telegramme des belgischen Ge-
sandten Nieuwenhuys dechiffriert, in denen von einem Informanten in Rom
die Rede war. Der Verdacht fiel augenblicklich auf den von der Abwehr
zum Vatikan entsandten, inzwischen zurückgekehrten Dr. Josef Müller und
schon im nächsten Schritt auf Oster selbst.

Die Frage liegt nahe, wie überhaupt die unausgesetzten Aktivitäten nicht
nur Osters, sondern auch der übrigen Verschwörer, die Reisen und der oft
hektische Telefonbetrieb, die unangemeldeten Besuche und die eilig zuge-
zogenen Türen in einem hochorganisierten Überwachungsstaat so lange un-
entdeckt bleiben konnten. Kaum einer der Beteiligten lebte in einer Welt
für sich. Die meisten waren in Behörden tätig, wo jeder ein Auge auf jeden
hatte, Rivalitäten, Postenehrgeiz und Abneigungen bestanden, auch ideolo-
gisch begründete Gegensätze, und Osters Freundschaft mit Sas war vermut-
lich jedem in der Abwehr bekannt. Desgleichen seine fortdauernde Verbin-
dung zu Beck, Goerdeler, Popitz, Kordt und anderen. Einem Besucher ge-
genüber hat Oster einmal auf die fünf Telefone hingewiesen, die auf seinem
Schreibtisch standen, und gesagt: «Das bin ich; ich habe nach überall die
Mittlerdienste zu leisten.»²⁹ Im Tagebuch Hassells sind immer wieder die
Hotelfrühstücke vermerkt, zu denen er sich mit vier oder mehr Personen
traf, die Herrenabende oder die Spaziergänge im Tiergarten, und ver-
schiedentlich heisst es: Wir trafen uns bei Beck oder Popitz oder Jessen und
gingen dann zusammen zu Yorck hinüber, und so, mit diesem Mangel an
Umsicht, verhielten sie sich lange Zeit fast alle. In den gleichen Zusammen-
hang gehört die Sorglosigkeit, mit der sich jeder fast jedem eröffnete. Am
wahrscheinlichsten ist, dass die Sicherheitsorgane durch das umstandslose
Einschwenken der behördlichen und militärischen Apparate seit 1933 kei-
nen gezielten Argwohn hegten und ihr Augenmerk vornehmlich noch im-



Admiral **Wilhelm Canaris** spielte als Chef der Abwehr immer eine Doppelrolle: Einerseits, um die Effizienz des Geheimdienstes bemüht, stand er andererseits auch dem Widerstand nahe. Über Jahre deckte er seinen Vertrauten Hans Oster, den Chef der Zentralabteilung Ausland, der die Abwehr zu einem der wichtigsten Stützpunkte der Regimegegner ausbaute, traf sich aber auch regelmässig zu morgendlichen Ausritten im Tiergarten mit seinem gefährlichsten Gegenspieler **Reinhard Heydrich**. Das Bild zeigt Canaris zusammen mit Heydrich.

mer auf die Gegner der ersten Stunde richteten, auf Kommunisten, Sozialdemokraten, Gewerkschaftsführer und auf die Verdachtspersonen im Umkreis der Kirchen.

Die rasch sich verdichtenden Beschuldigungen gegen Oster haben Canaris offenbar im Innersten getroffen. Seine gesamte Umgebung hat ihn rätselhaft genannt und undurchschaubar in der Distanz zu Menschen, Dingen und Aufgaben. Infolgedessen mag es sein, dass sich inmitten all der Wider-

sprüche seines Wesens auch ein Platz fand, wo selbst das landesverräterische Tun dessen, der sein engster Vertrauter gewesen war, auf Verständnis rechnen konnte. Viel spricht nicht dafür. Dennoch hat er über Oster wie über Müller noch einmal seine Hand gehalten, obwohl sich Hitler selber der Sache angenommen und Canaris beauftragt hatte, zusammen mit Heydrich den Fall aufzuklären. Die Mischung aus Geschmeidigkeit und Härte, mit der er die Untersuchung an sich zog, lenkte und schliesslich unter hohem Risiko abbrach, zeigte ihn noch einmal als den grossen Spieler, der er war, kaltblütig, reaktionsschnell und jederzeit von einem sicheren Instinkt geleitet. «Allen hat er Sand in die Augen gestreut, Heydrich, Himmler, Keitel, Ribbentrop und sogar dem Führer», hat ein Gestapobeamter später geklagt.³⁰

Dahinter verbarg sich ein hochgespanntes Naturell, überreizt und von Ängsten gejagt nach jeder überstandenen Gefahr und doch süchtig nach immer neuen Abenteuern. Wie alle listigen Köpfe hasste er die Gewalt. Er war hellhörig in Gefahr, geistvoll, sarkastisch. Sooft er auf einer seiner Spanienreisen im offenen Auto an einer Schafherde vorbeikam, nahm er Haltung an und hob die Hand zum Hitlergruss. Man könne nie wissen, meinte er erläuternd, ob sich nicht eine der Grössen des Regimes in der Menge befinde. Keitel, der nicht nur sein Vorgesetzter, sondern auch eine Art Gegentypus zu ihm war, nannte er den «Holzklotz». Die Deutungen jedoch, die aus so vielen Widersprüchen auf einen grundsatzlosen Zyniker schliessen, der im «Widerstand» nichts anderes als den Nervenreiz gesucht und selbst in Hitler nur den anderen, grösseren Spieler wahrgenommen und eigentlich bewundert habe, gehen in die Irre. In den letzten Jahren litt Canaris mehr und mehr darunter, Hitler lange Zeit so willfährig gedient und die Abwehr nicht entschiedener gegen das Regime eingesetzt zu haben. Die hohe «Vernebelungskunst», die ihm nachgesagt wurde, verbarg zugleich einen Bestand an Prinzipien, an die er nicht rühren liess. Der Bruch mit Oster offenbart, dass der Landesverrat, aus welchen Motiven auch immer, dazugehörte, nicht anders als der Mangel an elementarer Menschlichkeit, der ihm das Regime so verabscheuungswürdig machte.

Auf der Rückkehr von einer Spanienreise, hat einer seiner Mitarbeiter berichtet, besuchte er bald nach diesen Vorgängen die Dienststelle der Abwehr in Paris und erfuhr dabei von einem Befehl Hitlers, den ehemaligen französischen Ministerpräsidenten Reynaud sowie den General Weygand festzunehmen und bei Gelegenheit umzubringen. Beim Abendessen mit

den Abwehrleuten sass er schweigend dabei, bis er plötzlich in einem Ausbruch seinen Gefühlen über «diese Gangstermethoden Hitlers und seiner Kreaturen» Luft machte, die nicht nur im Osten Verbrechen auf Verbrechen häuften, sondern nun auch im Westen mit Mord und Wortbruch voringen. Bevor er die Runde verliess, um allein zu sein, sagte er, dass Deutschland mehr als den Krieg verlieren und alles, was ihm dann bevorstehe, fürchterlich sein werde.³¹

Gerade weil der Abwehrchef den Charakter des Regimes schärfer als die meisten durchschaute und dennoch nie den unwiderruflichen Schritt ins Lager der Gegner tat, war er mehr als der Einzelfall Wilhelm Canaris. Wie bei ihm standen sich bei vielen Gefühl und Einsicht gegenüber: dem Stolz auf die wiederkehrende Macht des Landes das Bewusstsein, in welchen Niederungen sie geschaffen wurde, der Verzweiflung über die «Gangstermethoden» die professionelle Lust am erfolgreichen Tun, der Erkenntnis der zwangsläufig mitverantworteten Katastrophe das Empfinden, mit tausend Fesseln an ehrwürdige Prinzipien wie Pflicht, Dienstethos und Loyalität gebunden zu sein. Am 10. März 1938 war der Generalstabschef Ludwig Beck in die Reichskanzlei gerufen worden, zu einer Zeit, in der er bereits die Verhängnisse heranrücken sah, auf die Hitlers Expansionsehrgeiz hinführte. Doch als sich herausstellte, dass für den Einmarsch in Österreich, der bis dahin am Generalstab vorbei betrieben worden war, keine Mobilmachungspläne vorlagen, spornte Beck seinen Operationschef Manstein sowie den Stab mit allen Mitteln an, das Benötigte in kürzester Frist fertigzustellen, und bereits fünf Stunden später war der Einsatzplan ausgearbeitet: Es gab kein Loskommen – es sei denn, man brach mit den hergebrachten Begriffen und liess sogar bewährte Kameraderien hinter sich wie Hans Oster, dem Halder halb bewundernd, halb distanznehmend einen «glühenden Hass gegen Hitler» nachgesagt hat, nicht ohne hinzuzufügen, dass dieser Hass «oft genug Bilder schuf, die der nüchtern und kritisch wägende Verstand des Zuhörers nicht akzeptieren konnte».³²

Tresckow und die Heeresgruppe Mitte

Noch während der Feldzug im Westen im Gange und gerade drei Wochen alt war, hatte Hitler sich neuen Horizonten zugewandt, Abenteuer, Visionen, Räumen. Am 2. Juni 1940 sprach er im Hauptquartier v. Rundstedts von seiner Hoffnung auf einen baldigen Friedensschluss mit England, damit er «endlich die Hände frei» bekomme für seine «grosse und eigentliche Aufgabe: die Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus».¹ Kurze Zeit später, am 21. Juli, forderte er das Oberkommando des Heeres auf, «gedankliche Vorbereitungen» für den Feldzug im Osten zu treffen, und erwoog sogar, die Auseinandersetzung schon im Herbst des gleichen Jahres zu beginnen. Doch anders als nach dem Polenfeldzug liess er sich diesmal ohne Widerspruch umstimmen.

Was ihn nachgiebiger und überhaupt unsicher machte, war vor allem die Sorge vor einem Zweifrontenkrieg, dessen Vermeidung er einmal eine Art Grundgesetz der deutschen Aussenpolitik genannt hat. Um ihm zu entrienen, entwarf er jetzt den verwegenen Plan, den Krieg gleichsam in zwei Phasen aufzuteilen und zunächst in einem Blitzfeldzug die Sowjetunion niederzuwerfen, um sich anschliessend mit versammelter Kraft gegen England zu wenden. Das Vertrauen auf sein Glück, seine Unbesiegbarkeit und der Gedanke an jene «eigentliche Aufgabe», die so greifbar vor ihm lag, räumten nach und nach alle Bedenken beiseite, und seine Zeitangst, «die Zeit, immer wieder die Zeit!», wie er später klagte, überwand auch die letzten Zweifel. Mitte Dezember sagte er zu Jodl, im Jahre 1941 müssten «alle kontinentaleuropäischen Probleme» gelöst sein, da ab 1942 «die USA in der Lage wären, einzugreifen». Und Mussolini gegenüber äusserte er, er sei in der Situation eines Mannes, der nur noch einen Schuss in der Büchse habe, während die Nacht schon einfiel. Noch bevor die endgültige Entscheidung gefallen war, hatte er daher bereits angeordnet, im Osten geeignetes Gelände für ein Führerhauptquartier sowie für die Befehlsstände der Heeresgruppen ausfindig zu machen und «in höchster Eile» den Bau einzuleiten.²

Zugleich begann er seine Umgebung darauf einzustimmen, dass die bevorstehende Auseinandersetzung alle gewohnten Regeln des Kriegshandwerks hinter sich lassen und als radikaler Vernichtungskampf geführt werden müsse. Die Ärgernisse mit den anhaltenden Einsprüchen der militärischen Stellen über das Vorgehen in Polen standen hinter der zweieinhalbstündigen Rede, zu der er am 30. März 1941 annähernd zweihundertfünfzig hohe Offiziere in der Berliner Reichskanzlei versammelte, um ihnen den neuartigen Charakter des Krieges zu erläutern. Alles Voraufgegangene, die «Blumenkriege» und die vielen leichten, von den Umständen begünstigten oder auf den falschen Schlachtfeldern errungenen Siege, darauf liefen seine Ausführungen hinaus, waren nur als Vorspiel zu verstehen; der wirkliche Krieg, *sein* Krieg, begann erst jetzt: «Kampf zweier Weltanschauungen gegeneinander», heisst es in den stichwortartigen Notizen eines Teilnehmers, «Bolschewismus ist gleich asoziales Verbrechen... Ungeheure Gefahr für die Zukunft. Wir müssen von dem Standpunkt des Kameradentums abrücken... Es handelt sich um einen Vernichtungskampf... Die Führer der Truppe müssen wissen, worum es geht... Kommissare und GPU-Leute sind Verbrecher und müssen als solche behandelt werden... Der Kampf wird sich sehr unterscheiden vom Kampf im Westen. Im Osten ist Härte mild für die Zukunft. Die Führer müssen von sich das Opfer verlangen, ihre Bedenken zu überwinden.»³

Als Hitler seine Rede beendet hatte, herrschte einen Augenblick lang grosse Bestürzung. Keiner sagte ein Wort. Kaum hatte er aber den Raum verlassen, umdrängten die Marschälle ihren Oberbefehlshaber und redeten gestikulierend auf ihn ein. Niemand, so scheint es, täuschte sich über die Bedeutung dessen, was Hitler verlangt hatte. Doch die durcheinandergehenden Einwände und auch den Hinweis auf das Völkerrecht wehrte Brauchitsch mit dem Bemerken ab, er habe das Mögliche versucht, aber Hitler sei nicht umzustimmen. In der Tat war es offenbar vor dem Redeauftritt zwischen ihm und Hitler zu mehreren «sehr erregten Auseinandersetzungen» gekommen, wie Jodl in Nürnberg bestätigt hat. Halder hat den Oberbefehlshaber des Heeres sogar überreden wollen, mit ihm zusammen den Abschied zu nehmen. Doch auch dazu konnte Brauchitsch sich nicht entschliessen.⁴

Indessen vertraute Hitler nicht nur auf Härteappelle. In einer Folge von vorbereitenden Richtlinien wurde schon kurze Zeit später die Verwaltungszuständigkeit der Wehrmacht in den besetzten Gebieten aufgehoben und

besonderen Reichskommissaren übertragen. Heinrich Himmler erhielt den Auftrag, mit vier sogenannten Einsatzgruppen «Sonderaufgaben» zu übernehmen, «die sich aus dem endgültig auszutragenden Kampf zweier entgegengesetzter politischer Systeme ergeben». Aus der Vielzahl einleitender Massnahmen für den geplanten Weltanschauungskrieg, deren dürre Amtssprache nur schlecht verbarg, wie sehr sie allen Grundsätzen des Kriegs- und Völkerrechts widersprachen, ragten vor allem der Erlass über die Kriegsgerichtsbarkeit sowie der sogenannte Kommissarbefehl hervor. Der eine entzog die Verfolgung aller Straftaten gegen feindliche Zivilpersonen den Militärgerichten und stellte sie dem Gutdünken des jeweiligen Divisionskommandeurs anheim; der andere ordnete an, die politischen Kommissare der Roten Armee bei Gefangennahme abzusondern und als «die Urheber barbarisch asiatischer Kampfmethoden... grundsätzlich sofort mit der Waffe zu erledigen». Als Oster mit den Unterlagen bei Beck erschien, standen den Versammelten, wie einer aus der Runde berichtet hat, «die Haare zu Berge über die den Truppen erteilten, von Halder unterschriebenen Befehle betreffend das Vorgehen in Russland und über die systematische Umwandlung der Militärjustiz gegenüber der Bevölkerung in eine unkontrollierte, auf jedes Gesetz ulkende Karikatur». Alle waren sich einig: «Mit dieser Unterordnung unter Hitlers Befehle opfert Brauchitsch die Ehre der deutschen Armee.»⁵ Im Lauf der ersten Junihälfte, zwei Wochen vor Beginn des Feldzugs, traf der Kommissarbefehl als letzter der vorbereitenden Erlasse bei den Frontstäben ein.

Erster Generalstabsoffizier (Ia) bei der Heeresgruppe Mitte, deren Hauptquartier zu dieser Zeit in Posen lag, war Henning v. Tresckow. In den Erinnerungen derer, die ihm nahestanden, ist ein ums andere Mal von seiner eindrucksstarken «Persönlichkeit» die Rede, von seiner «Führungsbegabung», seiner «Vornehmheit», seinem «Ehrgefühl» und seinem «Preussentum». Aber diese und andere ähnlich lautende Begriffe verdecken eher die Züge der Erscheinung, die sie sichtbar machen wollen.

Er war, neben Stauffenberg, der bemerkenswerteste Akteur des militärischen Widerstands und besass nicht nur die gedankliche Strenge und moralische Leidenschaft der übrigen Verschwörer, sondern dazu auch Kühle, Unerschrockenheit und Entschlusskraft. Die sogenannten Kaltenbrunner-Berichte mit den Verhören zum 20. Juli bezeichnen ihn als «Treiber» und



Er war der erste Frontoffizier, der mit dem Entschluss, Hitler zu beseitigen, an die Opposition herantrat: **Henning von Tresckow** vom Stab der Heeresgruppe Mitte zählte zu den entschiedensten Gegnern des Regimes. *Im Frühjahr 1943 plante er mehrere Attentate, doch alle schlugen fehl. Hatte er anfangs noch geglaubt, mit seinem Umsturz politische Ziele erreichen und insbesondere zu einem Verhandlungsfrieden mit den gegnerischen Mächten kommen zu können, löste er das Komplott im Lauf der Zeit von allen politischen Zwecken und erklärte im Sommer 1944 in einer berühmten Äußerung: «Das Attentat auf Hitler muss erfolgen, coûte que coûte... Denn es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, dass die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte unter Einsatz des Lebens den entscheidenden Wurf gewagt hat.»*

den eigentlich «bösen Geist» des Unternehmens.⁶ Um von seiner anfänglichen Zustimmung zum Nationalsozialismus freizukommen, hatte er nicht erst die Erkenntnis benötigt, dass Hitler zum Krieg dränge, sondern vorher schon, angesichts der unausgesetzten Rechtsbrüche, der Drangsalierung von Minderheiten, der Unterdrückung der Meinungsfreiheit oder der Verfolgung der Kirchen sein frühes Urteil widerrufen. Im Unterschied zu vielen anderen war ihm bald aufgegangen, dass die «Exzesse» des Regimes gerade nicht Exzesse waren, sondern dessen innerstes Wesen zum Vorschein brachten. Und mit der gleichen Offenheit, die einst sein Eintreten für Hitler gekennzeichnet hatte, begann er jetzt, gegen ihn aufzutreten. Als einer seiner Kameraden im Verlauf einer Auseinandersetzung für das Regime Partei ergriff und Tresckow scharf widersprach, schloss er mit dem Satz, ein Konflikt wie dieser könne dazu führen, dass sie sich einmal mit der Waffe gegenüberstünden. Schon der Kommandeur des Ersten Garderegiments zu Fuss hatte über den jungen Offizier gesagt, er werde entweder als Chef des Generalstabs oder als Rebell auf dem Schafott enden.⁷

Bereits während des Streits um den Beginn der Westoffensive hatte Tresckow «in vollkommener Verzweiflung» versucht, eine Fronde zusammenzubringen, und v. Rundstedt, dessen Chef des Stabes v. Manstein sowie den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B, Fedor v. Bock, der sein Onkel war, zum Handeln gedrängt. Doch die Generäle hatten «von einem Plan gegen Hitler nichts wissen» wollen und sich als reine Fachleute für strategische Aufgaben allem Zureden versagt. Seinem Biographen zufolge hat Tresckow zu jener Zeit «erstmalig für die Heeresführung Verachtung» empfunden und sich zu dem Entschluss durchgerungen, die Dinge in eigene Hände zu nehmen. Zugleich aber war vermutlich er es gewesen, der dafür gesorgt hatte, dass Mansteins Konzept der motorisierten Vorstöße tief ins gegnerische Hinterland hinein, die später so erfolgreiche Strategie des «Sichelschnitts», nicht am Widerstand Brauchitschs und Halders scheiterte. Über seinen einstigen Regimentskameraden Rudolf Schmudt, den Wehrmachtsadjutanten im Führerhauptquartier, hatte er Mansteins Entwurf Hitler zugeleitet, der augenblicklich dessen ingenieure Kühnheit erkannte und den Feldzugsplan daraufhin umstellen liess.⁸

Mit der Verlegung nach Posen und den einsetzenden Vorbereitungen für den Krieg gegen die Sowjetunion begannen die Umsturzpläne Tresckows konkrete Gestalt anzunehmen. Systematisch zog er eine Anzahl zuverlässi-

ger Offiziere in den Stab der Heeresgruppe und besetzte nach und nach alle Schlüsselstellungen mit Leuten seines Vertrauens. Als ersten holte er zum Erstaunen und wohl auch zum Befremden seiner Umgebung den auffallend «zivilistischen» Rechtsanwalt und Leutnant der Reserve Fabian v. Schlabrendorff, dessen Umsicht und freie Urteilssicherheit er schätzte, und machte ihn zu seinem engsten Ratgeber. Aus einer Infanteriedivision liess er den Major i.G. Rudolph v. Gersdorff überstellen, einen Kavallerieoffizier, mit dem er sich im Verlauf eines zufälligen Zusammentreffens über die Verächtlichkeit des Regimes einig gewesen war und der Aufrichtigkeit mit Geistesgegenwart, Mut und einnehmender Gewandtheit verband. Ferner die Majore Carl-Hans Graf Hardenberg und Berndt v. Kleist sowie den Leutnant Heinrich Graf Lehndorff. Im Laufe der Zeit stiessen noch die Oberstleutnante Georg Schulze-Büttger und Alexander v. Voss hinzu, der Oberleutnant Eberhard v. Breitenbuch, Georg und Philipp v. Boeselager und viele andere. Zu Recht hat man später gesagt, im Stab der Heeresgruppe Mitte habe sich die grösste und geschlossenste Widerstandsgruppe jener Jahre zusammengefunden.

Als der Erlass über die Kriegsgerichtsbarkeit und der Kommissarbefehl bei der Heeresgruppe eintrafen, liess Tresckow unverzüglich das Flugzeug des Oberbefehlshabers startklar machen und begab sich zusammen mit Gersdorff zu v. Bock. Auf dem Weg durch den schmalen Park, in dem die Villa des Feldmarschalls lag, blieb Tresckow plötzlich stehen und sagte, wie Gersdorff berichtet hat: «Wenn es uns nicht gelingt, den Feldmarschall dazu zu bewegen, umgehend zu Hitler zu fliegen und die Aufhebung dieser Befehle durchzusetzen, dann wird dem deutschen Volk eine Schuld aufgeladen, die die Welt uns in Hunderten von Jahren nicht vergessen wird. Diese Schuld betrifft nicht nur Hitler, Himmler, Göring und Genossen, sondern ebenso Sie und mich, Ihre Frau und meine Frau, Ihre Kinder und meine Kinder... Denken Sie an das, was ich gesagt habe.»⁹

Der Oberbefehlshaber, der als Teilnehmer an der Offiziersversammlung vom 30. März 1941 die eingetroffenen Befehle eigentlich erwartet haben musste, zeigte sich gleichwohl empört und rief in den Vortrag Gersdorffs verschiedentlich ein «Unglaublich!» oder «Grauenhaft!» hinein. Aber den Vorschlag, zusammen mit den Oberbefehlshabern der Heeresgruppen Nord und Süd, Rundstedt und Leeb, sofort ins Führerhauptquartier zu fliegen und

Hitler den Gehorsam aufzukündigen, lehnte er ab. Hitler werde ihn «rauschmeissen», meinte er, und womöglich Himmler als Nachfolger einsetzen. Tresckow erwiderte kühl, damit werde er fertig.

Nach einigem Nachdenken entschloss sich Bock gegen den erneuten Widerspruch Tresckows, Gersdorff zum Oberkommando des Heeres nach Berlin zu entsenden und dort erklären zu lassen, dass der Feldmarschall v. Bock schärfsten Protest gegen die ergangenen Befehle einlege und deren umgehende Aufhebung verlange. In Berlin traf Gersdorff, bei Abwesenheit Brauchitschs, den General Eugen Müller, der ihn wissen liess, dass das Oberkommando die Angelegenheit nicht anders beurteile als die Heeresgruppe; Brauchitsch habe bereits verschiedentlich versucht, die Annullierung oder zumindest Abänderung der Befehle zu erreichen. Aber Hitler sei jedesmal ausser sich vor Zorn geraten, und der Oberbefehlshaber habe sich bei seinem letzten Besuch «sogar ein Tintenfass nachwerfen» lassen: «Der geht nicht mehr zum Führer.» Als Gersdorff noch am Abend zur Heeresgruppe zurückkehrte, wo Bock zusammen mit seinem Generalstabschef Hans v. Greiffenberg, mit Tresckow, Hardenberg und Lehndorff beim Essen war, und den gänzlichen Misserfolg der Mission meldete, herrschte einen Augenblick lang tiefe Stille. Dann fasste Bock sich als erster und sagte «beinahe triumphierend» in die Runde: «Meine Herren, ich stelle fest, der Feldmarschall v. Bock hat protestiert.»¹⁰

Gersdorff hat später darauf hingewiesen, dass Tresckows Vorschlag einer geschlossenen Gehorsamsverweigerung Hitler keine Wahl gelassen und zweifellos zum Nachgeben gezwungen hätte, da annähernd zehn Tage vor Beginn des Feldzugs ein Führungswechsel in den entscheidenden Befehlszentren schlechterdings ausgeschlossen war. Durch ihn weiss man auch, dass sich zumindest in der Heeresgruppe Mitte alle höheren Truppenführer gegen die Befehle gewandt und deren Befolgung nach Möglichkeit verhindert haben. Tresckow hat darüber hinaus versucht, die beiden übrigen Heeresgruppen in seinem Sinne zu beeinflussen. Doch bis heute ist umstritten, inwieweit diese und andere Bemühungen erfolgreich waren.

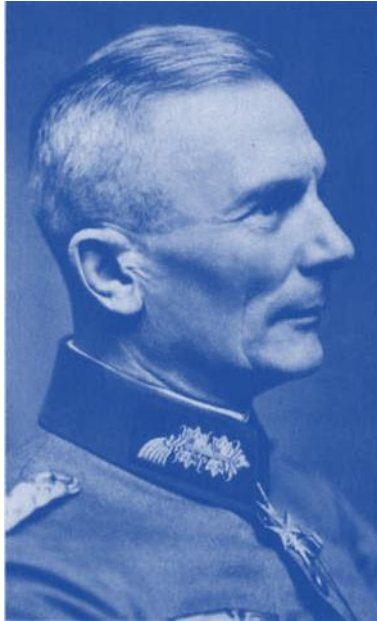
Natürlich war sich Tresckow klar darüber, dass der Widerspruch der Truppenkommandeure kein zureichendes Mittel darstellte, dem Massenmorden der Einsatzgruppen dicht hinter der Front Einhalt zu gebieten. Immerhin konnte die Heeresgruppe insoweit einigen Einfluss geltend machen, als der in ihrem Bereich zuständige Leiter der Einsatzgruppe B, Arthur Ne-

be, seit 1938 auf Seiten der Opposition stand und nur nach grossen inneren Konflikten seinen Auftrag übernommen hatte, gedrängt vor allem von Oster und Gisevius, die sich von seiner Tätigkeit Informationen aus dem innersten Machtzentrum der SS versprachen. Nebe liess Tresckow denn auch wissen, dass er seinen Auftrag nicht zu erfüllen, gleichwohl dessen Vollzug zu melden gedenke. Zuletzt verständigte sich auch Fedor v. Bock mit den Feldmarschällen v. Kluge und v. Weichs sowie dem Generalobersten Guderian, dass die Ausführung der Befehle «nicht erwünscht» sei. Annähernd ein Jahr später, im Frühjahr 1942, wurde der Kommissarbefehl offiziell zurückgenommen.¹¹

Dennoch war es ein unrühmlicher Ausgang. Denn zum ersten Mal hatte Hitler der Armee die Mittäterschaft an einem Verbrechen angetragen und keinen offenen Widerspruch erfahren. Seit der Röhm-Affare war sie darauf bedacht gewesen, nicht unmittelbar in den Unrechtszusammenhang hineingezogen zu werden und sich allenfalls dem Vorwurf des Beiseitestehens und der unterlassenen Hilfeleistung auszusetzen. Jetzt war es Hitler im ersten Anlauf gelungen, die selbst in Polen noch gewahrte Trennung zwischen der herkömmlichen Kriegführung und dem Mordgeschäft der Einsatzgruppen aufzuheben und das eine mit dem anderen zum Gesamtbild eines einzigen, alle Waffenträger kriminalisierenden Vernichtungskrieges zu verklammern. Von jener «Verstrickung» wider Willen und Wissen, die in den Apologien der Beteiligten so oft beschworen worden ist, konnte seither keine Rede mehr sein, und es war zweifellos die jahrelang geübte, von nur vereinzelt Unmutssignalen unterbrochene Nachgiebigkeit der Generäle, die Hitler ermutigt hatte, auch diesen äussersten Schritt noch zu tun.

Zugleich war damit die letzte Gelegenheit vertan, ihm die Grenzen seiner Macht vor Augen zu führen. Brauchitschs spätere Versicherung, er habe durch einen Zusatzbefehl, wonach die Aufgabe der Truppe Bewegung und Kampf, nicht Suche und Säuberung sei, die Wirkung der ergangenen Verbrechensbefehle unterlaufen, wiederholte nur das schon in Polen fehlgeschlagene Verfahren: das Gelände widerstandslos zu räumen, doch im zurückgelassenen Niemandsland ein Symbol der Entlastung aufzupflanzen.

Gewiss bleibt zu bedenken, dass eine Verweigerung kaum mehr als aufschiebende Wirkung gehabt hätte. Aber daraus liessen sich weder für Brauchitsch noch für die Oberbefehlshaber irgendwelche Rechtfertigungsgründe herleiten. Was sie nicht sahen, war, dass es längst um die Rück-



*Eine der Entscheidungssituationen, vor die sich die deutsche Generalität gestellt sah, war Hitlers offen erklärte Absicht, den Russlandfeldzug als Vernichtungskrieg zu führen. Als Generalfeldmarschall von Bock (unser Bild) von den Verfügungen erfuhr, zeigte er sich zwar empört, war aber nicht bereit, bei Hitler zu intervenieren. Stattdessen schickte er einen seiner Offiziere zum Oberkommando des Heeres. Als der Offizier, wie erwartet, ergebnislos zurückkam, sagte er in einer Runde fast triumphierend: «Meine Herren, ich stelle fest, der Feldmarschall **von Bock hat protestiert.**»*

oberung der verlorengegangenen moralischen Integrität der Armee ging. Gerade die einhellige Empörung der führenden Offiziere, auf die später so ausdauernd verwiesen worden ist, muss den Vorwurf noch verstärken. Denn sie offenbarte nicht nur, wie verbreitet das Unrechtsbewusstsein war, sondern auch, mit welcher Bereitschaft zur Widersetzlichkeit eine entschlossene Armeeführung rechnen konnte. Es bleibt die schwer fassbare Tatsache, dass sich keine drei oder mehr kommandierenden Generäle fanden, die geschlossen gegen die Befehle aufbegehrten, und wenn wieder und wieder die Aussichtslosigkeit solcher demonstrativen Gesten behauptet wird, muss doch hinzugefügt werden, dass sie nie wirklich versucht worden

sind. Der Adjutant Rundstedts, Hans Viktor v. Salviati, bemerkte kurz vor Beginn des Russlandfeldzugs, die Marschälle sähen fast alle klar, «was los sei, aber damit sei es auch aus».¹²

Am 22. Juni 1941, gegen drei Uhr fünfzehn, eröffnete Hitler unter dem Deckwort «Barbarossa» den Krieg gegen die Sowjetunion. Hinter ihm lag eine Serie von Siegen, denen unterdessen noch die improvisierten Feldzüge gegen Griechenland, Albanien, Jugoslawien und schliesslich die Expedition nach Nordafrika gefolgt waren, wo unter General Rommel innerhalb von zwölf Tagen die gesamte, von den italienischen Bündnisgenossen verlorene Cyrenaika zurückerobert worden war. Und obwohl die Kette dieser Triumphe ein Gefühl der Unbesiegbarkeit erzeugt hatte, fielen jetzt erstmals dunkle Vorahnungen ein. «Wenn ‚Barbarossa‘ steigt, hält die Welt den Atem an und verhält sich still», hatte Hitler wenige Tage vor Beginn der Operationen gesagt.

Es waren indessen vor allem die Deutschen selber, denen dieser Krieg den Atem verschlug. Denn was nun begann, hatte nichts mehr, wie jeder spürte, mit Hitlers nie ganz geheurer, am Ende aber Erfolg auf Erfolg häufender Überlegenheit zu tun, seiner Nervenkälte und gefeierten Intuition. Zum ersten Mal kam jetzt die Empfindung auf, er habe sich an Unlösbares gewagt. «Unser deutsches Heer ist nur ein Windhauch in den weiten russischen Steppen», sagte einer der Stabsoffiziere aus vertrauter Kenntnis um diese Zeit, und in fast allen Meldungen aus dem Reich ist von «Bestürzung» und «Aufregung» die Rede, von «Lähmung» und «Schock», und verschiedentlich folgte sogar, wie einer der Berichterstatter wissen lässt, «der Hinweis auf das Schicksal Napoleons, der an der Weite des russischen Raumes gescheitert sei».¹³

Zusammen mit den deutschen Armeen rückten auch die Einsatzgruppen vor. Sie begannen ihren Ausrottungsfeldzug mit einer so vehementen Brutalität, dass der spätere General Hellmuth Stieff in einem Brief schrieb: «Polen war nichts dagegen», und er fühle sich «als Werkzeug eines despotischen Vernichtungswillens, der alle Regeln der Menschlichkeit und des einfachsten Anstandes ausser Acht lässt». Aus der Heeresgruppe Nord berichtete ein Generalstabsoffizier, in Kowno hätten litauische SS-Mannschaften «eine grosse Zahl Juden zusammengetrieben, mit Stangen totgeschlagen und dann bei Musik auf den toten Leibern getanzt. Alsdann wurden die Toten weggeschafft, neue Juden herbeigetrieben und das Spiel wiederholte sich!»¹⁴ Offiziere der Heeresgruppe bestürmten ihre Vorgesetzten,

gegen die Massaker einzuschreiten. Ebenso drängten die Mitglieder des Stabes der inzwischen nach Smolensk verlegten Heeresgruppe Mitte den Feldmarschall v. Bock «mit Tränen in den Augen», die «Hinrichtungssorgie» eines SS-Kommandos zu beenden, die sich, wie Graf Lehndorff vom Flugzeug aus beobachtet hatte, im rund zweihundert Kilometer entfernten Borissow abspielte. Doch kamen alle rasch anlaufenden Hilfsbemühungen zu spät. Zwar forderte Bock den zuständigen Zivilkommissar Wilhelm Kube auf, sich umgehend bei ihm zu melden und ihm den verantwortlichen SS-Führer zur kriegsgerichtlichen Aburteilung zu überstellen. Aber Kube antwortete nur knapp, der Feldmarschall könne sich ebensogut zu ihm bemühen, und er denke nicht daran, ihm den SS-Einsatzleiter auszuliefern. Nicht einmal seinen Namen konnte die Heeresgruppe feststellen. Der Kommandant von Borissow, dem die Heeresgruppe zum Vorwurf machte, das Vernichtungswerk nicht verhindert zu haben, nahm sich das Leben.¹⁵

Die Massaker im Osten haben dazu geführt, dass das Gefühl wechselseitiger Fremdheit, das seit je zwischen Hitler und dem Offizierskorps gestanden und sich erst nach dem triumphalen Verlauf des Frankreichfeldzugs verflüchtigt hatte, rasch wieder anwuchs und dem Empfinden wich, das Hitler selber mit den Worten ausgedrückt hat: «Meinem Wesen nach gehöre ich einfach zu einer ganz anderen Gattung.»¹⁶ Hinzu kam, dass seit der Rede vom 30. März und den Befehlen, die deren Inhalt in juristische Texte übersetzt hatten, das lange lähmende Argument von den «Übergriffen untergeordneter Organe» zerschlagen war, die angeblich ohne Wissen Hitlers und sogar hinter seinem Rücken verübt würden. Damals jedenfalls hat der Widerstand neue Anstöße erhalten. Yorck erschien im Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte und machte seinem Zorn leidenschaftlich Luft, Gersdorff überwand den Rest seiner tiefsitzenden Hemmungen gegen den Hochverrat, Stieff wandte sich angewidert ab, und auch Stauffenberg scheint zu dieser Zeit den Entschluss gefasst zu haben, alles Erdenkliche zur Beseitigung Hitlers und zum Sturz des Regimes zu tun.¹⁷ In den Biographien des Widerstands ist nachzulesen, welche Bedeutung die Massenverbrechen im Osten gerade für die jüngeren Verschwörer gehabt haben.

Schon bald traten auch die ersten Meinungsverschiedenheiten über die operative Führung des Krieges auf und verschärften die untergründigen Spannungen noch. Zwar war den deutschen Verbänden gleich im überfall-

artigen Ansturm eine Serie eindrucksvoller Umfangsschlachten gelungen. Aber nun begann sich abzuzeichnen, dass jeder Sieg sie immer tiefer in den endlosen Raum zog und die Front von Tag zu Tag weiter auseinanderriß.

Infolgedessen spitzten sich alle Überlegungen auf die Frage zu, wie die vorhandenen Kräfte am wirkungsvollsten eingesetzt werden könnten. Während das Oberkommando des Heeres und die Heeresgruppe Mitte für den konzentrischen Angriff auf Moskau eintraten, beharrte Hitler auf dem «Stoß über die Ukraine zum Kaukasus» und noch weiter zu den Ölquellen im Süden; gleichzeitig forderte er aber auch den Vormarsch im Norden, um dem Gegner den Zugang zur Ostsee abzuschneiden. Der zerstörerische Streit, der daraus folgte, ging im Grunde nicht um zwei verschiedene strategische Konzepte, sondern um ein Konzept und um ein Phantasma, in dem sich der Glaube an die eigene Unbesiegbarkeit, der allmählich spürbar werdende Mangel an Gütern und Rohstoffen sowie nackte Ländergier auf charakteristische Weise mischten. Schon im August 1941 war unter den Generalstabsoffizieren von Hitlers «blutigem Dilettantismus» die Rede.¹⁸

Die rasch nach aussen dringenden Gerüchte über die Gereiztheiten im Führerhauptquartier erfüllten die Opposition nach einer langen Phase der Depression mit neuer Zuversicht. Im Frühherbst suchte General Georg Thomas die Heeresgruppen auf, um die Möglichkeiten einer Aktion zu erkunden. Doch die Auskunft lautete, dass der Bewegungskrieg und die Unruhe, die er in die Hauptquartiere brachte, jede gründliche Umsturzplanung verhinderten. Eine kurze Zeit lang irrlichterte die Überlegung herum, mit Hilfe Witzlebens von Frankreich aus loszuschlagen, doch kam man davon bald wieder ab. Ende September beschloss Tresckow, Fabian v. Schlabrendorff nach Berlin zu entsenden und dem Kreis um Beck ausrichten zu lassen, die Heeresgruppe sei im Falle eines Staatsstreichs «zu allem bereit». Die Botschaft griff zwar den Umständen weit voraus und war mehr ein Ausdruck des wachsenden Gefühls der Ohnmacht angesichts des immer schärferen Konflikts zwischen Ehre und Gehorsam, Eid und barbarischer Kriegspraxis. Aber Hassell, mit dem Schlabrendorff zusammentraf, hat in seinem Tagebuch festgehalten, was an dem Vorstoß Tresckows das eigentlich Bemerkenswerte war: Zum ersten Mal in der Geschichte des Widerstands war «eine Art Initiative» zum Sturz des Regimes nicht von der zivilen Opposition, sondern von der Armee ausgegangen.¹⁹

Schon einige Tage später erschien General Alexander v. Falkenhausen, der Militärbefehlshaber in Belgien und Nordfrankreich, zusammen mit General Thomas bei Brauchitsch. Beide fanden ihn, nicht zuletzt wohl zermürbt vom Dauerstreit mit Hitler, überraschend aufgeschlossen. Er sähe ein, sagte Brauchitsch, «welche Schweinerei herrsche, und wohl auch allmählich, dass er mitverantwortlich» dafür sei.²⁰ Und als handle es sich bei alledem schon um erlösende Signale, setzte auf Seiten der Verschwörer sogleich eine erwartungsvolle Geschäftigkeit ein. In immer neuen Zusammenkünften wurde «die ganze Lage im ‚Falle eines Falles‘ durchgesprochen», Verbindung zu Trott, Yorck und Moltke aufgenommen, Hassell kurze Zeit darauf gebeten, zu Witzleben sowie zu Falkenhausen zu fahren, und anderes mehr. Nach der quälenden Niedergeschlagenheit der zurückliegenden Monate begann die Stimmung endlich umzuschlagen, und Tresckow fühlte sich sogar zu einem letzten, allerdings vergeblichen Versuch ermutigt, Bock auf die Seite der Verschwörer zu ziehen.

Da brach der grosse Winter ein, in den die deutschen Verbände ohne zureichende Ausrüstung und nur im Vertrauen darauf hineingestürzt waren, dass es, wie Hitler noch kurz zuvor die Skeptiker zurechtgewiesen hatte, «keinen Winterfeldzug geben» werde. Und mit dem buchstäblich erstarrenden Angriff und dem Chaos, das mit Eis und Schnee über die Front hereinbrach und die Kraft der Stäbe bis zum äussersten in Anspruch nahm, kamen auch alle soeben wiederaufgenommenen Planungen zum Erliegen. Wie tief die abermalige Entmutigung reichte, geht nicht zuletzt daraus hervor, dass es die Opposition sogar als Schlag empfand, als Hitler am 19. Dezember dem schwärenden Konflikt mit dem OKH durch die Entlassung Brauchitschs ein Ende setzte. In der labilen Verfassung, die das Auf und Ab der Jahre erzeugt hatte, genügten jene paar starken und bedauernden Worte, die der Marschall zu den Generälen Thomas und Falkenhausen gesagt hatte, um seine ungezählten Mutlosigkeiten vergessen und aus der Verzweiflung, die er bis jetzt gewesen war, eine Hoffnung zu machen. Nicht zufällig hat Hassell, der allen Personen seines Tagebuchs ironisch treffende Decknamen verlieh, Brauchitsch durchweg als «Pappenheim» bezeichnet.

Wie es dem Lösungsmodell früherer Jahre entsprach, übernahm Hitler nach der Entlassung Brauchitschs selber den Oberbefehl über das Heer und unterstellte sich damit gleich auf doppelte Weise sich selber. Aus der Begründung, die er für seine Entscheidung gab, sprachen ebenso viel Arg-

wohn wie Überheblichkeit, durchsetzt von dem Willen zur ideologischen Radikalisierung der ihm noch immer mit so spürbarer Reserve gegenüberstehenden Armee: «Das bisschen Operationsführung kann jeder machen», sagte er. «Die Aufgabe des Oberbefehlshabers des Heeres ist es, das Heer nationalsozialistisch zu erziehen. Ich kenne keinen General, der diese Aufgabe in meinem Sinne erfüllen könnte.»²¹ Zugleich nutzte er die Gelegenheit zu einem umfassenden Führungswechsel. Er tauschte eine grosse Anzahl von Generälen und Divisionskommandeuren aus und ersetzte den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, Fedor v. Bock, durch Feldmarschall v. Kluge. An die Stelle des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe Süd, v. Rundstedt, trat Feldmarschall v. Reichenau. Wegen Verstosses gegen die Haltebefehle während der Winterkrise wurde General Heinz Guderian abgelöst und General Hoepner aus der Armee ausgestossen, während der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Nord, Feldmarschall v. Leeb, von sich aus um seinen Abschied einkam.

Doch wirkte in Hitlers nervösen Eingriffen, den Ausfälligkeiten und Abkanzelungen, mit denen er die Generalität überfiel, auch das Gespenst der Niederlage mit, das ihm vor Moskau jäh erschienen war. Denn mit der Winterkatastrophe hatte er den ersten Rückschlag nach nahezu zwanzig Jahren der unausgesetzten Erfolge, der politischen, diplomatischen und militärischen Triumphe erlitten. Damit zugleich begann jene magische Aura der Unbesiegbarkeit dahinzuschwinden, die ihn und seine Armeen über alle Unwägbarkeiten hinweggetragen und aneinandergebunden hatte. Und wie er stets sein ganzes Schicksal auf eine einzige Karte gesetzt hatte, stürzte mit der Niederlage vor den Toren der russischen Hauptstadt sein Spiel in allen seinen Voraussetzungen zusammen. Augenblicklich erfasste er, dass mit dem fehlgeschlagenen Blitzkriegskonzept gegen die Sowjetunion sein Gesamtkriegsplan gescheitert war.

Das eine zog das andere nach. Erst wenige Wochen zuvor hatte sich bei den Stäben ein «Vorauskommando Moskau» gemeldet, das den Auftrag hatte, sich nach der Einschliessung der Stadt durch die Linien zu schleusen, um im Zentrum der sowjetischen Metropole sogenannte «Sicherungsaufgaben» zu übernehmen. Sein Leiter hatte berichtet, dass Moskau nach dem Willen des Führers dem Erdboden gleichgemacht und anschliessend die Ostgrenze des Reiches bis auf die Linie Baku – Stalingrad – Moskau – Leningrad vorgeschoben werde, hinter der sich ein breiter, toter «Brandstreifen» bis zum Ural erstrecken solle.²²



*Zum Erstaunen vieler Militärs wurde der betont zivilistische **Fabian von Schlabrendorff** der engste Vertraute und Ratgeber Henning von Tresckows, der ab 1942 im Stab der Heeresgruppe Mitte systematisch ein Zentrum der Verschwörung aufbaute. Dem Todesurteil nach dem gescheiterten Staatsstreich entging er knapp, weil am Tag seiner Verhandlung Roland Freisler, der Präsident des Volksgerichtshofes, bei einem Bombenangriff durch einen herabstürzenden Balken erschlagen wurde. Nach dem Krieg veröffentlichte er unter dem Titel «Offiziere gegen Hitler» die erste Darstellung des deutschen Widerstands.*

Die Niederlage machte auch dem Auftrag des «Vorauskommandos» ein Ende. Damit zugleich zergingen all die wieder und wieder ausgemalten Tagträume von Herren- und Knechtsvölkern, von Umsiedlungsaktionen, Ausrottungsfeldzügen und Blutauffrischungen, Hitlers immer weiter ausholende und monstrosöse Panoramen eines Welterrettungsauftrags, wie oft er in seinen «Tischgesprächen» und «Monologen» auch später noch darauf zurückkam. Und in diesen Entzauberungsschlag hinein drängte sich die Erkenntnis, dass die Zeit, weit dramatischer als irgendwann, tatsächlich gegen ihn zu laufen begann, und die Vermutung liegt nahe, dass hinter den Krisen mit den Generälen das Bild des rinnenden Stundenglases stand, das ihn seit je verfolgt hatte. Es war noch nicht, wie einer der Zeitgenossen schrieb, das «einbrechende Strafgericht», aber, mit den Worten eines anderen Beobachters, «das Steigen schwarzer Wolkenwände».²³

In merkwürdiger Verkettung sah sich damals jedoch auch die Opposition von der wachsenden Sorge erfasst, dass die Zeit gegen sie laufe und jeder Tag das Dilemma des Landes vergrößere. Handelte sie im Anschluss an einen militärischen Rückschlag, wie er gerade zum ersten Mal eingetreten war, konnte sie zwar psychologisch auf Zustimmung für den Augenblick rechnen, nahm aber zugleich das Risiko einer neuen Dolchstoßlegende in Kauf, und keiner der Beteiligten hatte jemals vergessen können, wie vergiftend und zerstörerisch deren Wirkungen nach dem ersten Krieg gewesen waren. Fiel der Umsturz dagegen in eine Phase der Erfolge, gerieten die Verschwörer in Gefahr, zumindest im Innern gleichsam ins Leere hinein zu operieren, selbst wenn sie dabei die Chance eines halbwegs erträglichen Friedens gewannen. Als Tresckow sich dazu bei einem Freund Rat holen wollte, erhielt er zur Antwort, das Risiko sei unvermeidbar und ganz zwangsläufig «der nach aussen günstigste Termin nach innen der ungünstigste».²⁴

Die Frage, ob ein nachhitlerisches Deutschland mit einem annehmbaren Frieden rechnen könne, rückte mit Beginn des Jahres 1942 mehr und mehr in den Vordergrund. Niemand täuschte sich darüber, wie entscheidend die Antwort darauf gerade für die Haltung der Generäle war. Sie gewann noch an Dringlichkeit, seit Hitler im zurückliegenden Dezember, nach dem Überraschungsschlag Japans gegen den amerikanischen Stützpunkt Pearl Harbour, den Vereinigten Staaten den Krieg erklärt und damit eine übermächtige Weltkoalition zusammengebracht hatte, der das Reich über kurz oder lang erliegen musste. Schon am 12. Juli 1941 hatten Grossbritannien und die Sowjetunion ein Beistandsabkommen geschlossen und vereinbart, nur im gegenseitigen Einverständnis Waffenstillstandsverhandlungen zu beginnen. Und einen Monat später hatten der britische Premierminister Churchill und der amerikanische Präsident Roosevelt die Atlantic-Charta verkündet, die über einige klingende Friedensgrundsätze hinaus die Absicht einer lang dauernden Entwaffnung Deutschlands zu erkennen gab. Noch vor dem förmlichen Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg begannen daher Beck, Hassell und Popitz die Frage zu erörtern, ob es für einen Staatsstreich inzwischen nicht zu spät sei, weil selbst eine aus dem Widerstand hervorgegangene Regierung «keinen annehmbaren Frieden mehr bekommen könne».

Wohl waren ihnen die inneren Widersprüche der gegnerischen Allianz bewusst. Aber diese Einsicht verringerte ihre Befürchtungen nicht, sondern

verstärkte sie eher noch. Als beunruhigendes Vorzeichen hatten sie bereits gedeutet, dass verschiedene Versuche, das seit dem Frankreichfeldzug abgerissene Gespräch mit Grossbritannien wiederaufzunehmen, ohne vernehmbares Echo geblieben waren. Und absehbar war auch, dass solche Bemühungen künftig, angesichts wachsender Opfer, wachsender Verhärtungen und wachsender Siegesaussichten auf der Gegenseite noch weniger eine Antwort erwarten konnten, keine jedenfalls, solange Moskau, London und Washington sich nicht auf eine einheitliche Deutschlandpolitik verständigt hatten. Kamen sie jedoch zu einer Einigung, sprach vieles dafür, dass sie sich über jede Meinungsverschiedenheit auf Kosten Deutschlands hinweghelfen würden, weil für Koalitionen dieser Art der grösste gemeinsame Nenner immer zugleich der Nenner der härtesten Bedingungen ist.

Die Besorgnis schwindender Chancen trieb die Opposition zu zusätzlicher Eile an. Im Lauf des Sommers 1942, nach nochmals eindrucksvollen Erfolgen der deutschen Verbände vor allem im Süden der Ostfront, kam es erneut zu erregten Auseinandersetzungen zwischen Hitler und der Generalität, und im September folgte schliesslich, nach zornigen Wortwechseln, die Trennung von Halder. Auch wenn der Generalstabschef seit Langem schon seinen noch immer zunehmenden Widerwillen gegen das Regime zu einer Sache des privaten Hassens gemacht und als Figur aktiver Gegenzüge längst die Bühne verlassen hatte, riss damit doch der letzte Zugang zur höchsten militärischen Führung ab. «Nur geringe Aussichten», «keine Initialzündung» oder «wenig Hoffnung», heisst es in den erhaltenen Aufzeichnungen aus jener Zeit immer wieder. Es beschreibt die depressiven Empfindungen der Opposition während jener Monate, dass sie kein eigenes Konzept, keinen Willen und im Grunde nicht einmal eine von allen anerkannte Führungsfigur besass. Erschöpft von den immer neuen Rückschlägen, richteten sich ihre Erwartungen nur noch auf jenes sichtlich weiterfressende Zerwürfnis zwischen Hitler und der Armee, das irgendwann den grossen, von einem noch unbekanntem Offizier angeführten Konflikt aus sich hervortreiben mochte, und verstärkt jetzt auch auf die Heeresgruppe Mitte.

Tatsächlich zählt es zu den Merkwürdigkeiten des von erfahrenen Offizieren angeführten Widerstands, wie planlos er bis dahin geblieben war und wie sehr die Gesinnungsstärke der Beteiligten ihr organisatorisches Talent überragte. Natürlich wird man stets die ungezählten Hindernisse im Auge

behalten müssen, die sich dem Aufbau eines konspirativen Netzes entgegenstellten. Unter den immerwährenden Nachspürungen eines riesigen Überwachungsapparats war vielen Schwierigkeiten und Gefahren Rechnung zu tragen; es musste überschaubar sein und doch die entferntesten Schlüsselstellungen erfassen, eine Vielzahl zuverlässiger und zugleich risikobereiter Personen zusammenbringen, auch bei wachsender Ausdehnung den Leichtsinns ebenso wie den Verrat in Kauf nehmen und anderes mehr.

Dennoch verwundert die Mühe, die der Widerstand allein damit hatte, die drei Zentren aufzubauen und zusammenzuschliessen, auf die es vor allem ankam: das Frontheer, das Heimatheer und die zivile Opposition. Im März, immerhin, wurde Beck «als Zentrale konstituiert»,²⁵ und etwa um die gleiche Zeit konnten die Verschwörer den womöglich wichtigsten Zugang verzeichnen. Über Oster gelang es, eine zusehends engere Verbindung zu General Friedrich Olbricht herzustellen, den Chef des Allgemeinen Heeresamtes und Stellvertretenden Befehlshaber des Ersatzheeres. Nach Art und Auftreten eher der Typus des besonnenen Verwaltungsgenerals, war er zugleich einer der unnachgiebigsten und entschiedensten Gegner des Regimes. Die Maxime, wonach «Generalstabsoffiziere keinen Namen haben», hat nicht nur ihn selber geleitet, sondern ihm auch die Beachtung vorenthalten, die seiner führenden Rolle in Vorgeschichte und Geschichte des 20. Juli gebührt.²⁶

Im Unterschied zu vielen seiner Offizierskollegen hatte Olbricht sich in den Jahren von Weimar zur Republik bekannt und sich später, nach der Machtergreifung, durch keinen der Erfolge Hitlers und keines seiner so suggestiv wirkenden Zugstücke irremachen lassen. Bezeichnenderweise war er 1940, zur Zeit der grössten Triumphe des Diktators, zu der Erkenntnis gelangt, dass nur noch ein gewaltsamer Umsturz helfen könne. Christliche und patriotische Motive hatten ihn vor allem bestimmt, aber kaum weniger der elementare Abscheu des Kulturbürgers vor dem Primitivismus und der moralischen Bedenkenlosigkeit der Machthaber. Er wurde jetzt so etwas wie der technische Leiter der Verschwörung. Ihm fiel die Aufgabe zu, die Planung jenes Umsturzes vorzubereiten, der unmittelbar nach einem Attentat, der vielbesprochenen «Initialzündung», in Gang kommen sollte.

Mit Beck, Tresckow und Olbricht hatte die Opposition, wie locker gefügt und von wie vielen Umwegen, Heimlichkeiten und Risiken auch immer behindert, jene Gliederung, die ihr bislang gefehlt hatte. Um aber die weit-



*Durch Vermittlung Hans Osters erfuhr die Opposition im Frühjahr 1942 eine entscheidende Verstärkung: **Friedrich Olbricht**, damals zum Chef des Allgemeinen Heeresamtes in Berlin ernannt, wurde bald zum technischen Leiter der Verschwörung. Was ihn bewegte, kam zu ungefähr gleicher Zeit in einem Gespräch mit General Friedrich Fromm, dem Befehlshaber des Ersatzheeres, zum Ausdruck. Fromm vertrat die Meinung «in hundert Fällen müsse man hundertprozentig gehorsam sein», während Olbricht ihm entgegnete, man müsse «bei neunundneunzig Fällen einmal nein sagen können». So gehörte er denn auch zum engsten Kreis der Verschwörer und war einer jener vier Offiziere, die in der Nacht des 20. Juli im Hof des Bendler-Blocks erschossen wurden.*

gehend zusammenhangslos operierenden Gruppen enger zueinanderzuführen und die Vorhaben laufend abzustimmen, schuf Tresckow in der Person Schlabrendorffs eine Art ständiger Verbindungsstelle zwischen der Heeresgruppe auf der einen sowie Beck, Goerdeler, Oster und Olbricht auf der anderen Seite.

Auf den neuen Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, Hans Günther v. Kluge, setzte Tresckow grosse Erwartungen. Denn sein Verhältnis zu Bock war endgültig zerbrochen, seit ihm der Feldmarschall im Verlauf eines letzten Überredungsversuchs kurzerhand das Wort abgeschnitten und in scharfem Ton erklärt hatte, er dulde die Angriffe auf den Führer nicht mehr. In

der Tat bestätigten schon die ersten Gespräche, dass Kluge wacher, besorgter und zugänglicher war. Er besass Einsicht genug, um das Unglück zu erkennen, auf das Hitler Land und Nation zutrieb, aber auch hinreichend moralische Empfindlichkeit gegen die Verbrechen, die SS- und SD-Einheiten hinter der Front ausführten. Zudem war er keineswegs unterwürfig und setzte sich verschiedentlich gegen Hitlers Eingriffe ins Frontgeschehen und mit seinem immer offener hervortretenden Hohn über das Offizierskorps zur Wehr.

In der Erkenntnis, dass jede aussichtsreiche Widerstandsaktion einen Heeresgruppenchef oder doch bekannten Armeeführer an der Spitze benötigte, machte Tresckow sich mit seinem ganzen Geschick und seiner ganzen Beeinflussungsgabe vom ersten Tag an daran, Kluge zu gewinnen. Seinen Stab wies er an, dem Feldmarschall alle kritisch stimmenden Informationen zuzuleiten, ihm die Schreckensberichte über die Einsatzgruppen ebenso vorzulegen wie die Meldungen über neu herangeführte Verbände des Gegners an den übrigen Frontabschnitten oder Memoranden über die Rüstungskapazität der Vereinigten Staaten. Als Kluge zu seinem sechzigsten Geburtstag ein Handschreiben Hitlers erhielt, dem ein Scheck über 250.000 Mark beigelegt war, hielt Tresckow ihm vor, er könne die Annahme des Betrages vor der Geschichte einzig mit der Begründung rechtfertigen, die schon in Gang gesetzten Umsturzvorbereitungen hätten ihn gezwungen, jeden Schein eines Verdachts abzuwehren.²⁷

Nicht von ungefähr hatte sich der Feldmarschall jedoch den Beinamen «der kluge Hans» erworben, der indes weniger auf seine Klugheit als auf die Glätte und flinke Geistesgegenwart zielte, durch die er sich jeder misslichen Lage entzog. In dem «zähen und langwierigen Kampf», den Tresckow um ihn führte, stimmte er ein ums andere Mal zu und stritt im nächsten Augenblick ab, beteuerte und zeigte sich gleich darauf sprachlos über das Beteuerte, ergab sich und entglitt. Ironisch sprach Schlabrendorff vom «Uhrmacher» Tresckow, der sein Gegenüber morgens wie eine Uhr «aufzog, so dass sie den Tag über ging und schlug», bis sie am Abend abgelaufen war und alles von Neuem begann.²⁸ Doch der Unermüdlichkeit Tresckows sowie der politischen und moralischen Intensität seiner Beweisführung gelang es allmählich, Kluge ein Stück weit zu sich herüberzuziehen.

Der erste grössere Erfolg Tresckows war, dass Kluge sich bereit erklärte, Goerdeler im Hauptquartier der Heeresgruppe zu empfangen.

Das war nicht unbedenklich, da Goerdeler aus seinen Auffassungen nie ein Hehl gemacht hatte und nahezu jedermann wusste, was ihn so auffällig umtrieb. Als General Thomas dem Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Feldmarschall Keitel, einmal vorgeschlagen hatte, Goerdeler anzuhören, war er auf entsetzte Abwehr gestossen, und Keitel hatte hinzugefügt: «Lassen Sie ja nicht den Führer wissen, dass Sie mit Leuten wie Goerdeler Verbindung haben. Er frisst Sie auf.»²⁹

Nach einer acht Tage dauernden, abenteuerlichen Reise mit falschen, von Oster beschafften Papieren traf Goerdeler bei der Heeresgruppe ein. Sein Enthusiasmus und seine Entschlossenheit machten grossen Eindruck sowohl auf Tresckow als auch auf Kluge, und einer der Offiziere sah bei dem Feldmarschall sogar «das Eis brechen». Jedenfalls traf Goerdeler mehrfach mit ihm zusammen, und gemeinsam stellten sie offenbar auch Überlegungen an, Hitler bei einem Besuch im Hauptquartier der Heeresgruppe zu verhaften. Doch noch war Goerdeler nicht nach Berlin zurückgekehrt, als Beck einen vertraulichen Brief Kluges erhielt, in dem von einem «überfallartigen Besuch» und möglichen «Missverständnissen» die Rede war.³⁰ Hauptmann Hermann Kaiser, der das Kriegstagebuch des Ersatzheeres führte, umschrieb die Haltung Kluges ziemlich treffend, als er kurze Zeit später in einer privaten Notiz festhielt: «Erstens keine Teilnahme an einem Fiesko-Unternehmen. 2. Ebenso wenig an einer Aktion gegen Pollux (Hitler). 3. Ist nicht im Wege, wenn Handlung beginnt.»

Spätestens seit diesem Herbst 1942 war Tresckow jedoch entschlossen, den Schlag gegen das Regime von der Heeresgruppe aus zu führen. Allem Anschein nach glaubte er, den sanguinisch schwankenden Kluge im gegebenen Augenblick einfach mitreissen zu können. Die Gespräche hatten ihn überdies gelehrt, wieviel daran lag, schon mit dem ersten Schritt alle Brücken zu zerstören und Hitler nicht nur zu verhaften, sondern zu töten. Wie schon Bock kam auch Kluge immer wieder auf die Eidesbindung zurück, und Tresckow selber hatte aus dem Irrgarten seiner Hemmungen nur unter Mühen herausgefunden. In den Erwägungen, die ihm schliesslich über alle Hürden hinweghalfen, verdichteten sich wie bei vielen Akteuren des militärischen Widerstands patriotische und theologische Motive zu der Erkenntnis, dass Hitler nicht nur der «Verderber des eigenen Landes», sondern auch «der Urgrund allen Übels» sei. Dennoch hat ihn die Frage nie in Ruhe gelassen und noch zum Ende hin zu der Bemerkung veranlasst, in der

die nie ganz ausgeräumten Zweifel nachklangen: «Wir sind doch eigentlich keine Verbrecher.»³¹

Eine Zeitlang ging Tresckow offenbar mit dem Gedanken um, Hitler durch ein Pistolenattentat zu beseitigen, das er selber ausführen oder einer Gruppe seiner Offiziere nach Art eines unvermutet auftauchenden Exekutionspelotons auftragen wollte, und wenn nicht alles täuscht, hat er diesen Plan als die offenste und ritterlichste Form des Tyrannenmords bis zuletzt nicht aufgegeben. Doch im Sommer 1942 bat er Gersdorff, einen «besonders wirksamen Sprengstoff» zu beschaffen sowie «einen absolut zuverlässigen Zeitzünder, der keinerlei Geräusche verursacht». Und obwohl Gersdorff jedesmal den Erhalt quittieren musste, brachte er im Lauf der Zeit Dutzende von Sprengmaterialien herbei, deren Tauglichkeit er zusammen mit Tresckow und Schlabrendorff auf den nahegelegenen Dnjepr-Wiesen erprobte. Die Wahl fiel schliesslich auf eine Haftmine von der Grösse eines Buches und mit bleistiftförmigem Zünder von britischer Herkunft.

Ende 1942 teilte Olbricht mit, dass er noch etwa acht Wochen benötige, um die Vorbereitungen für den Staatsstreich abzuschliessen und über Berlin hinaus zuverlässige Einheiten in Köln, München und Wien bereitzustellen, «wenn von anderer Seite der erste Schritt gegen Hitler geführt» werde. Bald darauf fuhr Tresckow nach Berlin, um mit ihm und Goerdeler die letzten noch offenen Fragen zu erörtern und vor allem zur Eile zu drängen. «Kein Tag sei zu verlieren», halten die Aufzeichnungen eines Beteiligten fest, in denen noch der Ton der tresckowschen Ungeduld nachhallt, «es sei so bald als möglich zu handeln. Von den Feldmarschällen sei keine Initialzündung zu erwarten. Sie folgten nur einem Befehl.»³² Olbricht nannte als Termin jetzt Anfang März und legte dar, dass Oberst Fritz Jäger zum gegebenen Zeitpunkt mit zwei Panzereinheiten anrücken und das Berliner Wachbataillon übernehmen werde, Hauptmann Ludwig Gehre einen Stosstrupp für besondere Einsätze aufgestellt habe, ferner die im Raum Berlin gerade neu entstehende Division «Brandenburg» unter Oberst Alexander v. Pfuhlstein als Einsatztruppe gegen die Parteidienststellen vorgesehen sei, und aus den dahingegangenen Schatten vom Herbst 1938 tauchte Friedrich Wilhelm Heinz wieder auf, der unterdessen als Kommandeur das 4. Regiment der Division befehligte. Auch Gisevius wurde nach Berlin gerufen, um Olbricht bei der Planung behilflich zu sein, und Witzleben, obgleich von schwerer Krankheit gezeichnet, erklärte sich im Einvernehmen

mit Beck bereit, den Oberbefehl über die Wehrmacht zu übernehmen. Im Ganzen zeigten die Vorbereitungen schon jenes Grundmuster von Attentat mit anschliessender Besetzung der wichtigsten Schlüsselstellungen in Berlin wie in einigen anderen Zentren, das später den Planungen zum 20. Juli 1944 zugrunde lag.

Eine unvorhergesehene grosse Schwierigkeit war, den Sprengkörper an Hitler heranzubringen. Denn Misstrauen und wachsende Menschenscheu hatten inzwischen dahin geführt, dass er nur noch selten das Führerhauptquartier verliess und oft abrupt die Fahrtziele änderte. Am 17. Februar war er bei der Heeresgruppe v. Weichs in Poltawa angesagt, wo ebenfalls eine Gruppe von Offizieren zu seiner Überwältigung bereitstand. Doch unversehens hatte er seine Route geändert und war nach Saporoshe geflogen, wo er im letzten Augenblick einer russischen Panzereinheit entkam, die am Rande des Flugplatzes haltmachen musste, weil ihr der Treibstoff ausgegangen war.

Nach mehreren abschlägig beschiedenen Anfragen im Führerhauptquartier machte Hitler schliesslich am frühen Morgen des 13. März 1943 auf dem Flug von seinem Hauptquartier in Winniza nach Rastenburg Station in Smolensk. Kurz bevor die drei Maschinen mit ihm, seinem Stab und den SS-Begleitmannschaften auf dem Rollfeld aufsetzten, wandte der verschreckte Kluge sich an Tresckow: «Sie werden doch um Gottes willen am heutigen Tag nichts unternehmen! Es ist noch zu früh dazu.»³³ Tresckow hingegen hielt nach Stalingrad den Zeitpunkt im Grunde schon für verpasst und hatte vorsorglich mehrere parallel laufende Attentatspläne entwickelt. Der eine sah vor, während des Aufenthalts einen Sprengkörper in Hitlers abgestelltem Wagen zu plazieren; doch alle Versuche, durch das Gewimmel des SS-Begleitkommandos das Fahrzeug zu erreichen, schlugen fehl. Den anderen sollte, falls sich die Gelegenheit dazu ergab, Georg v. Boeselager ausführen, der gerade damit begonnen hatte, im Bereich der Heeresgruppe eine Einheit aufzustellen, die als Verfügungstruppe für den geplanten Staatsstreich gedacht war. Über Kluges Ängste hätte Tresckow sich wohl hinweggesetzt, sofern auszuschliessen war, dass der Feldmarschall selber gefährdet wurde. Jedenfalls standen Boeselagers Offiziere und Unteroffiziere als zusätzliche «Sicherung» unweit der SS-Mannschaften und waren anscheinend darauf vorbereitet, das Feuer auf Hitler zu eröffnen, falls sich eine Möglichkeit dafür bot.³⁴

Nach der Lagebesprechung ging die Runde aus Kluges Blockhaus zum



Rudolph-Christoph von Gersdorff gehörte zum Freundeskreis Henning von Tresckows in der Heeresgruppe Mitte. Auch er unternahm einen Attentatsversuch auf Hitler. Bei einer Vorführung von Beutewaffen im Berliner Zeughaus im März 1943 sollte er Hitler durch die Ausstellung geleiten. Er hatte die unter dem Uniformrock verborgene Bombe mit einem Zeitzünder von zehn Minuten bereits gezündet, als Hitler die Besichtigung nach rund zwei Minuten abbrach und sich durch einen Seitenausgang ins Freie begab. In grösster Hast gelang es Gersdorff, eine nahegelegene Toilette aufzusuchen und den Zünder aus dem Sprengsatz zu entfernen.

abschliessenden Essen ins nahe Casino hinüber. Und während Hitler, wie einer der Teilnehmer berichtet hat, dicht über den Teller gebeugt sein Gemüsegericht ass, bat Tresckow den neben ihm sitzenden Oberstleutnant Heinz Brandt, zwei Flaschen Cointreau ins Hauptquartier mitzunehmen. Der Gefragte sagte bereitwillig zu. Erläuternd fügte Tresckow an, es handle sich um eine Wettschuld gegenüber Oberst Stieff; Schlabrendorff werde das Päckchen am Flugplatz übergeben. Als die Besucher kurz darauf das Hauptquartier verliessen, nahm Hitler aber nicht nur einen anderen als den vorgesehenen Weg, sondern bat auch Kluge in seinen Wagen, so dass sich für diesen Zeitpunkt jede Aktion verbot. Schlabrendorff gab unterdessen das verabredete Stichwort nach Berlin durch und fuhr anschliessend der Kolonne hinterher.

Am Flugplatz wartete er, bis Hitler eine der drei Maschinen bestiegen hatte, zerdrückte den Säurezünder und übergab das Päckchen Oberstleut-

nant Brandt Die Zündung hatte er auf dreissig Minuten eingestellt und als gleich darauf die Maschinen abhoben, rechneten er und Tresckow aus, dass die Explosion kurz vor Minsk erfolgen musste. Nach ihrer Rückkehr ins Hauptquartier erwarteten sie jeden Augenblick die Meldung eines der Begleitjäger vom Absturz der Führermaschine. Aber nichts geschah. Der Zündmechanik waren sie sich nach den zahllosen Erprobungen der letzten Wochen, die keinen einzigen Fehlversuch erbracht hatten, vollkommen sicher. Als auch nach Ablauf von zwei Stunden keine Nachricht eingetroffen war, bemächtigte sich ihrer eine wachsende Nervosität. Endlich meldete sich das Führerhauptquartier. Die Auskunft lautete, dass Hitler und seine Begleitung wohlbehalten in Rastenburg gelandet seien.

Die Gründe für das Scheitern des Anschlags vom 13. März 1943 sind nie zweifelsfrei geklärt worden. Doch die vordringliche Sorge war, den Plan jetzt sozusagen zurückzudrehen und das Päckchen wieder in die Hand zu bekommen, bevor ein Unglück geschah oder der Inhalt entdeckt wurde. Infolgedessen entschloss sich Tresckow, Oberstleutnant Brandt anzurufen, es sei, versicherte er, eine bedauerliche Verwechslung unterlaufen, er bitte daher, das Päckchen nicht auszuhändigen. Schlabrendorff werde am folgenden Tag mit der täglichen Kuriermaschine ohnehin nach Rastenburg kommen und den Tausch vornehmen.

Tatsächlich hatte Brandt noch nichts unternommen, und am nächsten Morgen wechselte Schlabrendorff die beiden Päckchen aus. Dann ging er zu dem bereitstehenden Zug, mit dem er am Abend nach Berlin weiterfahren wollte. Im verschlossenen Abteil öffnete er mit einer Rasierklinge das Sprengstoffpaket, löste den Zünder heraus und stellte fest, dass die Ampulle zerbrochen, der Draht, der den Schlagbolzen hielt, von der Säure zerfressen und der Schlagbolzen selber, wie vorgesehen, nach vorn geschneit war. Er hatte sogar das Zündhütchen verbrannt. Aber der Sprengstoff war nicht detoniert. Von den zahlreichen Erklärungsversuchen lautet der einleuchtendste, dass die Heizung im Gepäckraum der Maschine gelegentlich ausfiel, so dass der kälteempfindliche Sprengstoff nicht explodierte. Das aussichtsreichste Attentatsunternehmen der Kriegsjahre war gescheitert.³⁵

Schlabrendorff hat berichtet, wie «tief erschüttert» Tresckow und er selber über den rätselhaften Ausgang des mit so vielen Risiken behafteten, nach monatelangen geheimen Anstalten unternommenen Anschlags waren. Doch Tresckow war jetzt sowenig entmutigt wie nach all den Fehlschlägen,

die noch kommen sollten, und wie stets nahm er sich keine Zeit, seine Missgeschicke auszuleben. Als der Zufall ihm schon wenige Tage später eine neue Chance zuspielte, griff er augenblicklich zu. Vom Führerhauptquartier erhielt er die Mitteilung, dass die Feier des Heldengedenktags kurzfristig auf den 21. März festgelegt worden sei und Hitler die Gedenkstunde im Lichthof des Berliner Zeughauses mit der Besichtigung erbeuteter Waffen verbinden wolle, die im gleichen Gebäude ausgestellt waren. Da die Veranstaltung von der Heeresgruppe Mitte ausgerichtet worden war, hatte Hitler ausdrücklich um die Teilnahme des Feldmarschalls v. Kluge gebeten.

Weit wichtiger war Tresckow, dass Gersdorff in Berlin dabei war, und der Umstand, dass dessen Abteilung die Ausstellung vorbereitet hatte, gab ihm den unverfänglichen Vorwand für sein Ersuchen, auch den Ic des Stabes einzuladen. Dann liess er Gersdorff zu sich kommen, sprach «mit ungeheurem Ernst» über die Lage und die «unbedingte Notwendigkeit», das Land vor dem Untergang zu bewahren, und fragte schliesslich unvermittelt, ob Gersdorff zu einem Attentat bereit sei, bei dem er sich «wahrscheinlich... mit Hitler zusammen in die Luft sprengen müsse».³⁶ Als Gersdorff nach nur kurzem Bedenken bejahte, bat Tresckow Schlabrendorff, in Berlin zu bleiben und die vom 13. März noch vorhandenen Minen an Gersdorff weiterzugeben.

Doch tauchten von diesem Zeitpunkt an immer andere Schwierigkeiten auf. Zunächst weigerte sich der misstrauische Chefadjutant Hitlers, Generalmajor Schmunt, Gersdorff die Teilnahme zu gestatten oder gar den Beginn des Festakts mitzuteilen, da auf der Weitergabe solcher Informationen, wie der engeren Umgebung Hitlers immer wieder eingeschärft werde, die Todesstrafe stehe. Anschliessend musste Kluge überredet werden, trotz der von Hitler selbst geäusserten Bitte nicht nach Berlin zu fahren, weil Tresckow ihn vom Ort des Attentats fernhalten wollte. Bei der Übergabe des Sprengstoffs stellte sich zudem heraus, dass in der gebotenen Eile keine kurzzeitigen Zünder zu beschaffen waren. Auch Oster konnte nicht helfen, so dass Gersdorff auf den Zehn-Minuten-Zünder angewiesen blieb, den er vorsorglich mitgebracht hatte.

Der Festakt begann eine Stunde später als zur üblichen Zeit. Als Hitler im Anschluss an eine kurze Ansprache zusammen mit Göring, Himmler, Dönitz und Keitel zur Ausstellung hinüberging, warteten am Eingang Gersdorff, Feldmarschall Model als Vertreter Kluges sowie ein uniformierter Museumsdirektor. Im gleichen Augenblick löste Gersdorff den Zünd-

mechanismus aus und hielt sich, als der Rundgang begann, dicht an der Seite Hitlers. Doch die Erläuterungen, die er zu den Ausstellungsstücken geben wollte, beachtete Hitler kaum. Nervös und als witterte er die Gefahr, hastete er durch die Räume; selbst der napoleonische Adler, den deutsche Pioniere beim Brückenbau im Flussbett der Beresina gefunden hatten, weckte sein Interesse nicht. Schon nach rund zwei Minuten, wie sich später anhand eines Rundfunkmitschnitts feststellen liess, brach er die Besichtigung ab und begab sich zum Seitenausgang am Kastanienwäldchen Unter den Linden. Und während er dort, ausserhalb des Gebäudes, in einem erbeuteten sowjetischen Panzer endlich einen Gegenstand entdeckte, der seine Aufmerksamkeit so sehr fesselte, dass er längere Zeit auf dem Fahrzeug herumkletterte, suchte Gersdorff in äusserster Eile die nächstgelegene Toilette auf und riss den Zünder aus der Mine. Anschliessend ging er, um mit sich allein zu sein, zum Union-Club hinüber. Dort stiess er auf den Kölner Bankier Waldemar v. Oppenheim, der ihm aufgeräumt erzählte, er habe gerade eine Gelegenheit versäumt, Hitler umzubringen: «Vor meinem Parterrezimmer im Hotel Bristol kam er ganz langsam im offenen Wagen die ‚Linden‘ vorbeigefahren. Es wäre eine Leichtigkeit gewesen, ihm über den Fussgängersteig hinweg eine Handgranate in den Wagen zu werfen.»³⁷

Während dies alles geschah, hatte der Krieg seinen Wendepunkt soeben überschritten. Vor allem die drei Novemberkatastrophen des Jahres 1942 machten den Umschlag sichtbar: Zu Beginn des Monats durchbrach General Montgomery mit vielfacher Übermacht die deutsch-italienischen Stellungen bei El Alamein, und schon fünf Tage später zeigte die Landung der Alliierten in Marokko und Algerien das Ende des Afrikafeldzugs an. Dann stellte sich heraus, dass der U-Bootkrieg verlorenging, und am 19. November traten rund um Stalingrad zwei sowjetische Heeresgruppen bei tobenden Schneestürmen zur Offensive an. Von nun an war es die Gegenseite, die den Kriegsverlauf bestimmte und die Einsatzzeichen gab.

Am 2. Februar 1943 kapitulierten die Trümmer der 6. Armee in Stalingrad. Nicht nur die Tatsache, dass Hitler stumm blieb und Göring vorschickte, der mit düsteren Beschwörungen des Nibelungenmythos endzeitliche Stimmungen weckte, liess damals bis weit in die Bevölkerung hinein die Einsicht wachsen, dass Hitler nicht mehr der «Herr des Geschehens» sei und jene Politik der Gewaltandrohungen, der Überfälle und hochfahren-



*Das Unvermögen vieler höherer deutscher Offiziere, sich von Tradition, Gehorsam und Eidesbindung zu lösen, wird bei kaum einer Figur so anschaulich wie bei Feldmarschall **Hans Günther von Kluge**. Schon in frühen Jahren hatte er sich auf Grund seiner geistesgegenwärtigen Glätte den Beinamen «der kluge Hans» erworben. Sein Erster Generalstabsoffizier, Henning von Tresckow, führte mit seiner gerühmten Beeinflussungsgabe einen zähen und langwierigen Kampf um von Kluge, in dem der Feldmarschall ein ums andere Mal zustimmte und im nächsten Augenblick wieder abstritt, sich ergab und entglitt.*

Seine Unentschiedenheit hielt bis zum Ende an. Nachdem er die Tätigkeit der Verschwörer in seinem engsten Umkreis jahrelang geduldet und gedeckt hatte, rückte er nach dem Scheitern des 20. Juli von allen Umsturzüberlegungen ab. Bereits zum Selbstmord entschlossen, schrieb er noch einmal einen Treuebrief an Hitler.

Das Bild zeigt von Kluge auf einer Inspektionsfahrt im Herbst 1941 an der Ostfront. Die Kradmelder tragen als Sonderkurier des Generalfeldmarschalls gekreuzte Marschallstäbe auf Brust und Rücken.

den Diktate ein Ende hatte, die das triviale Geheimnis seiner Triumphe gewesen war. Wenn irgendwann, war jetzt jener «psychologisch richtige Augenblick» gekommen, auf den so viele Generäle in so vielen Gesprächen verwiesen hatten. Denn zum ersten Mal gelang es Hitler nicht, wie einer der Beobachter schrieb, «die Verantwortung abzuwälzen, zum ersten Male bezieht sich das kritische Raunen unmittelbar auf ihn».³⁸ Beck wandte sich an Manstein, Goerdeler an Olbricht und Kluge, Tresckow versuchte Guderian zu gewinnen und liess sich für einige Zeit nach Berlin beurlauben,

um dem Zentrum des Geschehens nahe zu sein. Und es war in diesen Tagen, dass sich aus dem eingeschlossenen Stalingrad noch einmal Helmuth Groscurth meldete, nachdem es ihm gelungen war, für einen seiner Offiziere einen Ausflugbefehl zu erlangen. «Nur ein sofortiges Losschlagen», liess er Beck und Olbricht ausrichten, könne vielleicht das Unheil in der «Schicksalsstadt» noch wenden. Aber Manstein lehnte ab, und ein Besuch des von Groscurth entsandten Offiziers bei Rundstedt verlief «so deprimierend», dass er alle Hoffnung aufgab. Der scharfsinnige Hauptmann Kaiser brachte die Ausflüchte, in denen alle diese Anstösse bei den Befehlshabern versandeten, auf die treffende Formel: «Der Eine will handeln, wenn er Befehl erhält, der Andere befehlen, wenn gehandelt ist.»³⁹

Es war eine kleine Gruppe Münchener Studenten, die in diesen Wochen den Vexierkreis taktischer Erwägungen und oft gewiss begreiflicher Hemmnisse durchbrach und einen Protest formulierte, dessen offene Stossrichtung zwar gegen das Regime gerichtet war, zugleich aber die moralische Indolenz und Benommenheit der Bevölkerung im Ganzen anklagend zur Sprache brachte. In Aufrufen und Wandparolen forderten sie unter dem Decknamen «Weisse Rose» zum Kampf gegen Hitler auf und knüpften Verbindungen zu gleichgesinnten Studenten in Berlin, Stuttgart, Hamburg und Wien. Für die Aktion vom 18. Februar 1943, in der Hans und Sophie Scholl Hunderte von Flugblättern von der Galerie aus in den Lichthof der Münchener Universität regnen liessen, hatten sie den einfachsten und, wie die Geschichte offenbart, seltensten Beweggrund überhaupt: den Sinn für Recht und Unrecht, verbunden mit der Entschlossenheit zum Tun.

Die Verblüffung des Regimes, das die Opportunismen und Anpassungsängste der Menschen längst als den festen Grund seiner Macht in Rechnung stellte, zeigte sich nicht zuletzt darin, dass der Volksgerichtshof unter seinem Vorsitzenden Roland Freisler zur Verhandlung eigens nach München kam. In einem Schnellverfahren von dreieinhalb Stunden wurden Hans und Sophie Scholl sowie Christoph Probst zum Tode verurteilt und noch am gleichen Tag hingerichtet. Nicht anders erging es kurze Zeit später ihrem Mentor, dem Musikphilosophen Kurt Huber, und einigen weiteren Mitgliedern der Gruppe. Obwohl Hans und Sophie Scholl nach ihrer Tat mühelos hätten fliehen können, folgten sie dem Hausdiener der Universität, der ihnen mit dem Schrei «Sie sind verhaftet!» entgegengestürzt war, ohne jeden Widerstand und offensichtlich in dem Glauben, durch einen Akt der Selbst-

opferung ein weithin sichtbares Zeichen zu setzen. «Was liegt an meinem Tod, wenn durch unser Handeln Tausende von Menschen aufgerüttelt und geweckt werden?» sagte Sophie Scholl, nachdem sie die Anklageschrift gelesen hatte. Doch schon zwei Stunden nach ihrer Hinrichtung fand vor der Universität eine Loyalitätskundgebung für das Regime statt und drei Tage später eine weitere Veranstaltung im Auditorium maximum, auf der Hunderte von Studenten einer Hohnrede des NS-Studentenführers auf diejenigen zujubelten, die soeben noch ihre Kommilitonen gewesen waren. Am Ende trampelten sie dem Hausdiener Jakob Schmied Beifall, und der Hausdiener «nahm ihn stehend und mit ausgestrecktem Arm entgegen.»⁴⁰

Inzwischen war es Tresckow gelungen, den Feldmarschall v. Kluge so weit seinem Einfluss zu unterwerfen, dass er das verschwörerische Kommen und Gehen in seiner engsten Umgebung duldete und nicht selten auch unterstützte. Angesichts der bedrohlichen Lage schien er sogar die Gespräche über einen Machtwechsel und die Beseitigung Hitlers geradezu zu suchen, selbst wenn er es noch immer vorgezogen hätte, dass ein Unfall, ein Offizier von weit her oder gar ein Zivilist den Diktator aus dem Weg räumte, so dass sich Tresckow entschloss, aufs Ganze zu gehen. Einen Spaziergang mit Kluge und Gersdorff in der Nähe des Hauptquartiers eröffnete er mit der Bemerkung, dass «der Mann» endlich wegmüsse, und als Kluge wie so oft entgegnete, er sei zwar der gleichen Ansicht, könne sich aber zu einem Mord nicht durchringen, liess Tresckow alle Rücksichten fallen und sagte: «Herr Feldmarschall, neben Ihnen geht jemand, der vor gar nicht langer Zeit einen Attentatsversuch gegen Hitler durchgeführt hat!» Kluge blieb, so geht der Bericht weiter, mit einem Ruck stehen, fasste Gersdorff am Arm und fragte ihn erregt, «was, um Gottes willen, er getan» habe. Als Gersdorff erwiderte, er habe nur unternommen, was die Lage gebiete, ging Kluge «einige Schritte weiter, breitete etwas theatralisch seine Arme aus und sagte: ‚Kinder, ihr habt mich!‘»⁴¹

Tatsächlich hat er im Laufe des Sommers 1943, wenn auch durchweg erst auf Drängen Tresckows, mehr als irgendwann zuvor getan, um die Sache der Verschwörer zu unterstützen. Er erweiterte und verstärkte seine Kontakte zur zivilen Opposition, versuchte andere militärische Führer zu gewinnen, schickte Oberstleutnant v. Voss zu Rundstedt nach Paris und eines Tages auch Gersdorff zum Chef der Heeresgruppe Süd, Erich v. Manstein, mit dem Auftrag, den Feldmarschall zu einer gemeinsamen Interven-

tion zu überreden und zu fragen, ob er «nach einem Staatsstreich die Stellung eines Chefs des Generalstabes der Wehrmacht... übernehmen» würde. Das Gespräch im Hauptquartier von Saporoshe ist ein Dokument, das, weit über die Person Mansteins hinaus, die Unschlüssigkeit der meisten Offiziere sichtbar macht, die Enge und Zwiespältigkeit ihrer Empfindungen und in alledem die Macht des Subalternen. Gersdorffs Aufzeichnungen beginnen mit einer knappen Darlegung seines Auftrags:

«Der Feldmarschall v. Kluge mache sich über die Weiterführung des Krieges grösste Sorgen. Angesichts des Gegeneinanders von OKW und OKH und des immer deutlicher werdenden dilettantischen Führungsstils Hitlers sei der Zusammenbruch der Ostfront nur noch eine Frage der Zeit. Man müsse Hitler klarmachen, dass er einer Katastrophe zusteueere.

Manstein: ‚Ich bin völlig der gleichen Ansicht. Aber ich bin der falsche Mann, um dies Hitler zu sagen. Die Feindpropaganda hat mich, ohne dass ich etwas dafurkann, zu dem Mann gemacht, der Hitler angeblich die Macht streitig machen will. Er steht mir jetzt nur noch mit Misstrauen gegenüber. Nur Rundstedt und Kluge können eine solche Mission übernehmen/

Ich: ‚Vielleicht sollten alle Feldmarschälle gemeinsam zum Führer gehen und ihm die Pistole auf die Brust setzen/

Manstein: ‚Preussische Feldmarschälle meutern nicht/

Ich: ‚In der preussischen Geschichte gibt es genügend Beispiele dafür... Im Übrigen sind preussische Feldmarschälle noch niemals in einer Lage gewesen, die sich mit der heutigen vergleichen liesse. Eine so einmalige Situation erfordert die Anwendung noch nie dagewesener Mittel. Aber wir glauben auch nicht mehr daran, dass eine gemeinsame Aktion Erfolgsaussichten haben würde. Bei der Heeresgruppe Mitte sind wir seit Langem der Überzeugung, dass jetzt jedes Mittel ergriffen werden muss, Deutschland vor einer Katastrophe zu retten/

Manstein: ‚Ihr wollt ihn wohl totschiagen?‘

Ich: ‚Ja, Herr Feldmarschall, und zwar wie einen tollen Hund.‘

Manstein sprang auf, lief aufgereggt durch das Zimmer und rief: ‚Da mache ich nicht mit. Daran würde die Armee zugrunde gehen.‘

Ich: ‚Herr Feldmarschall haben zugegeben, dass Deutschland zugrunde gehen muss, wenn nicht etwas passiert. Nicht die Armee, sondern Deutschland und das deutsche Volk sind das Primäre.‘



*Das Dilemma des deutschen Offizierskorps verkörperte **Erich von Manstein**. Nach dem Urteil vieler Fachleute einer der genialen Strategen des Zweiten Weltkriegs, zeigte er sich den politisch-moralischen Herausforderungen jener Jahre in keiner Weise gewachsen. Und obwohl er im Gespräch mit Rudolph-Christoph von Gersdorff zugab, dass Hitler Deutschland zugrunderichte, hat er sich allen Versuchen widersetzt, sich für die Sache des Widerstands gewinnen zu lassen. Henning von Tresckow, dessen Gegnerschaft gegen das Regime in Offizierskreisen bekannt war, hat er bei Hitlers Chefadjutanten, General Rudolf Schmundt, sogar denunziert. Das Bild zeigt ihn bei einer Lagebesprechung im Sommer 1942 an der Ostfront.*

Manstein: ‚Ich bin in erster Linie Soldat.‘

Als ich nach weiteren Diskussionen die Zwecklosigkeit meiner Bemühungen einsehen musste, entsann ich mich des selbstlosen Auftrages, den mir der Feldmarschall v. Kluge noch erteilt hatte.

Ich: ‚Der Feldmarschall v. Kluge hat mich beauftragt, Sie zu fragen, ob Sie bereit wären, sich nach einem gelungenen Staatsstreich als Chef des Generalstabs der Wehrmacht zur Verfügung zu stellen?‘

Manstein machte eine leichte Verbeugung und sagte: ‚Bestellen Sie dem Feldmarschall v. Kluge, ich danke ihm für das in mich gesetzte Vertrauen.

Der Feldmarschall v. Manstein wird stets der legalen Staatsführung loyal zur Verfügung stehen'.»⁴²

Schon einige Zeit zuvor, in den Tagen nach der Kapitulation von Stalingrad, hatte Manstein ein ähnliches Gespräch geführt. Bei einem Besuch auf dem Schloss des Grafen Lehndorff in Ostpreussen war Tresckow mit dem Oberstleutnant im Generalstab Claus Schenk v. Stauffenberg zusammengetroffen und hatte ihm von mehreren fehlgeschlagenen Bemühungen um Manstein berichtet. Stauffenberg wollte selber einen Versuch unternehmen, und Tresckow vermittelte ihm eine Unterredung. Aber auch in diesem Gespräch war der Feldmarschall ausgewichen und hatte dem jungen Offizier auf alle Vorhaltungen über das nahende Desaster und die Verpflichtung der hohen Offiziere fürs Ganze nur empfohlen, sich zu einer Generalstabsstelle an der Front versetzen zu lassen, um «aus dem unerfreulichen Milieu im Führerhauptquartier» herauszukommen. Zu seiner Umgebung sagte er, er habe ein «sehr brillantes Gespräch» mit Stauffenberg geführt. «Aber er hat mir weismachen wollen, der Krieg sei verloren.»

Stauffenberg hat über die Begegnung bemerkt, was immer Manstein eingewendet habe, sei «nicht die Antwort eines Feldmarschalls gewesen».⁴³

7. KAPITEL

Stauffenberg

Mit dem Beginn des Jahres 1943 verdunkelte sich nicht nur die Lage an den Fronten. Vielmehr gingen erstmals auch beunruhigende Signale bei fast allen Gruppen des Widerstands ein. Gerüchte sprachen von einer bevorstehenden «Bartholomäusnacht» oder einem «zweiten 30. Juni».¹ Hassell sah sich mit vertraulichen Hinweisen, wonach er auf Schritt und Tritt beschattet werde, geradezu eingedeckt, Dohnanyi ebenso. Anfang März wurde Oberst Jäger, dem Olbrichts Umsturzpläne eine Schlüsselrolle zugedacht hatten, verhaftet, weil er als «Verschwörer» ins Gerede gekommen war. Auch Schulenburg geriet in Schwierigkeiten, seit ihm die Äusserung zugeschrieben wurde, er suche junge zuverlässige Offiziere für ein Staatskomplott. Canaris wiederum musste einem Freund aus Freikorpstagen eine Bitte abschlagen, die er gelegentlich erfüllt hatte: Er sei ausserstande, versicherte er, einen holländischen Juden durch Übernahme in die Abwehr vor der Deportation zu schützen. Auch hatte Himmler ihm eröffnet, «er wisse wohl, dass es namhafte Kreise im Heere gebe, die mit Umsturzplänen spielten. Aber es werde nicht so weit kommen. Er werde vorher zugreifen.» Denn unterdessen wisse er, wer «eigentlich dahinterstecke». Er nannte Beck und Goerdeler.² Doch der erste Schlag ging an anderer Stelle nieder.

Am 5. April erschien der Oberkriegsgerichtsrat Manfred Roeder in Begleitung des Kriminalsekretärs und SS-Untersturmführers Franz Xaver Sonderegger bei der Abwehr am Tirpitzufer. Er liess sich zu Canaris führen und wies ohne lange Umstände eine Ermächtigung vor, den Sonderführer Hans v. Dohnanyi zu verhaften und dessen Diensträume zu durchsuchen. Der Beschuldigte sei dringend zahlreicher Devisenvergehen verdächtig, der Korruption und selbst der landesverräterischen Umtriebe. Canaris war so sprachlos, dass er weder Einwände erhob noch mit Keitel, seinem obersten Vorgesetzten, Verbindung aufnahm. Nicht einmal dem Durchsu-

chungsbefehl, der gegen alle Geheimhaltungsvorschriften für die Abwehr versties, widersprach er. Wortlos führte er die beiden Besucher zu Dohnanyi, dessen Zimmer unmittelbar neben dem Büro Osters lag.

Warnungen, wie sie überallhin gedrungen waren, hatten mehrfach auch Canaris erreicht, die letzte erst am Vortag, und fast regelmässig war dabei der Name des Generalmajors Oster gefallen. Zunehmend beunruhigt, hatte der Abwehrchef daher seinen ersten Mitarbeiter aufgefordert, alle verhänglichen Unterlagen umgehend zu beseitigen. Doch sei es, dass Oster die Mahnungen als nicht eilbedürftig angesehen, sei es, dass die nicht abreisende Folge von Unterredungen mit Olbricht, Beck, Gisevius, Schlabrendorff oder Heinz ihn allzusehr in Anspruch genommen hatte, die grosse Aufräumarbeit war jedenfalls unterblieben. Deshalb beobachteten Roeder und sein Begleiter jetzt, wie Dohnanyi versuchte, einige Papiere aus einer der sichergestellten Aktenmappen zu beseitigen und, als dies misslang, Oster das Wort «Zettel!» zuflüsterte, der daraufhin den Versuch wiederholte. Oster wurde, wie es später in der Anklageschrift hiess, «sofort zur Rede gestellt und musste die Zettel wieder herausgeben». Roeder wies ihn aus dem Zimmer, meldete den Vorgang, und die Folge war, dass der Generalmajor unter Hausarrest gestellt und wenige Tage später aus seiner Stellung in der Abwehr entlassen wurde. In einer Abteilungsleiterbesprechung gab Canaris «dienstlich den Befehl bekannt, dass jeder Umgang mit Oster zu meiden sei».³

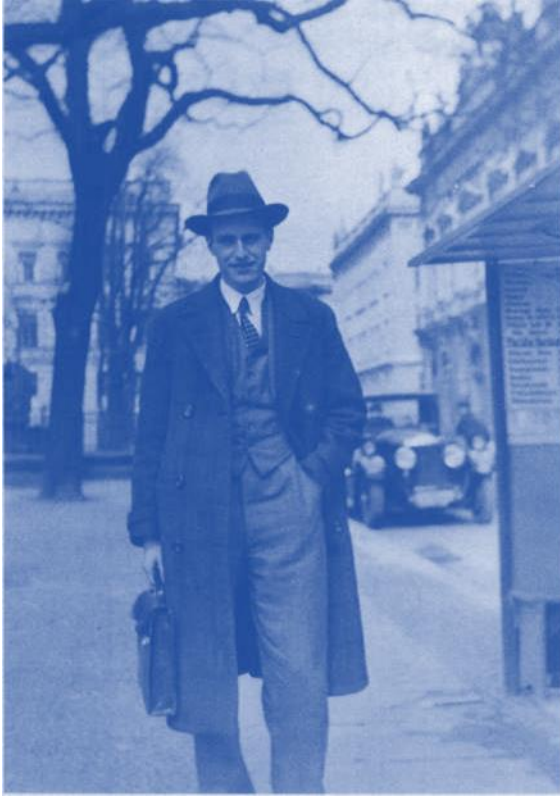
Es war ein verheerender Verlust, der schwerste Rückschlag, den der Widerstand bis dahin erlitten hatte. Schlabrendorff äusserte, die Opposition habe ihren «bisherigen ‚Geschäftsführer‘ verloren», und Gisevius sprach von einem «psychologischen Schock», der alle erfasst und dessen betäubende Wirkung geradezu ein «konspiratives Vakuum» hinterlassen habe. Oster selber hat zu seinem in der Tat kopflosen Verhalten bemerkt, er habe im ersten Augenblick vermutet, der Hinweis Dohnanyis habe sich auf Notizen mit dem Code wort «U 7» bezogen, hinter dem sich eine Aktion der Abwehr verbarg, untergetauchten Juden, als V-Männer getarnt, zur Flucht aus dem deutschen Herrschaftsbereich zu verhelfen. Aber mindestens ebenso verwirrend war das Erschrecken über diesen ersten offenen Einbruch in den bis dahin unverletzlichen Bereich der Abwehr. Noch am gleichen Tag wurde Dietrich Bonhoeffer verhaftet, in Sakrow bei Berlin Frau v. Dohnanyi festgenommen sowie in München Josef Müller und ein weiterer Mitarbeiter der Abwehr.

In Wirklichkeit betrafen die Papiere, durch die sich Dohnanyi und Oster

auf so verhängnisvolle Weise blossgestellt hatten, keineswegs die Aktion «U 7». Doch ihr Inhalt war kaum weniger verräterisch, und der Oberkriegsgerichtsrat Roeder konnte nach der Lektüre triumphierend vermelden: «Den Laden räum' ich aus!»⁴ Vor allem auf einem der «Zettel» waren Hinweise zu einer Frage notiert, die seit einiger Zeit in den Erörterungen fast aller Regimegegner wiederkehrte und wachsende Besorgnisse schuf. Sie betraf die Beziehungen des Widerstands zu den kriegführenden Mächten und die Möglichkeiten eines Verhandlungsfriedens in letzter Stunde.

Schon seit dem Frühjahr 1942 war umstritten, ob selbst nach einem Staatsstreich ein Friede zu er/eichen und überhaupt wünschbar sei. Insbesondere lehnten einige der Kreisauer alle darauf zielenden Bestrebungen ab, und die religiös eingefärbten Denkbilder, in denen sie zu Hause waren, liefen mehr oder minder auf die Metapher hinaus, dass Hitler ebenso wie sein Regime zu jener Hölle fahren müsse, der sie entstiegen waren. Dagegen stand die Mehrheit, die es, mit Unterschieden im Einzelnen, als ihre Pflicht ansah, die «notdürftigste Substanz» aus der politischen, moralischen und, angesichts der mittlerweile beispiellosen Verwüstungen des Bombenkrieges, auch materiellen Katastrophe zu retten. Aus diesem Grunde drängten sie darauf, jede Anstrengung zu unternehmen, um mit den Kriegsgegnern Verbindung aufzunehmen. Hier vor allem hatte die Furcht vor der verrinnenden Zeit ihren Platz, weil der immer überlegener andrängende Gegner mit der Macht des Reiches auch die Reste der Verhandlungsmasse verschlang.

Das war die «unerhört schwierige Hauptfrage», die nach dem Urteil vieler der Beteiligten über nichts Geringeres als über Wohl und Wehe der gesamten Opposition entschied. Denn wenn es nicht gelang, aus einer wie schwach auch immer artikulierbaren Stellung heraus zu einer Art Verständigungsfrieden zu gelangen, erhob sich tatsächlich die Frage, ob das halbwegs selbstmörderische oder doch überaus riskante Wagnis eines Umsturzes nicht besser unterblieb und das Regime bis in den Untergang hinein seinen Weg zu Ende ging. Die Aussenpolitiker des Widerstands, Ulrich v. Hassell vor allem und Adam v. Trott, aber andere auch, haben nach langen inneren Kämpfen zu der Antwort gefunden, dass angesichts der wieder und wieder gebrochenen Schwüre, der Gewaltcoups und Verbrechensspuren, die sich allen Völkern tief ins Gedächtnis eingegraben hatten, zweifellos



Adam von Trott zu Solz war der Aussenpolitiker der Kreisauer, dessen Stimme aber weit über diesen Freundeskreis hinaus Gewicht hatte. Über seine Mutter mit John Jay, einem der Gründungsväter der Vereinigten Staaten, verwandt, hatte er als Cecil-Rhodes-Stipendiat in Oxford studiert und verfügte über zahlreiche Verbindungen zur politischen Klasse in England. Tätig im Auswärtigen Amt, versuchte er bis zum Sommer 1944 immer wieder, für den Widerstand mit dem Kriegsgegner ins Gespräch zu kommen. Aber alle seine Anstrengungen blieben fruchtlos.

keine Gewissheit, doch vielleicht noch immer die Möglichkeit eines «annehmbaren Friedens» bestand.⁵

Die Voraussetzung dafür war indessen die Bereitschaft der Kriegsgegner, zwischen Hitler und dem deutschen Volk zu unterscheiden. Und es machte gerade den Sinn des geplanten Umsturzvorhabens aus, diesen Unterschied aller Welt ins Bewusstsein zu rücken und die von der Propaganda des Regimes behauptete Gleichsetzung von Führung und Volk als irrefüh-

rend zu entlarven. Gewiss lebten in den Hoffnungen, die daraus folgten, manche längst erledigten Illusionen auf und manche irrealen Augenblicks-erwartungen. Aber gegen alle Kritik, die diese Position im Nachhinein von hoher historischer Warte aus erfahren hat, bleibt doch zu sagen, dass sie ein legitimes Anliegen vertrat. Es minderte weder die Schärfe noch die Moralität ihrer Gegnerschaft, dass sie sich des nationalen Interesses bewusst blieb. Und vielleicht haben sogar diejenigen, die diesseits des moralischen Entsetzens stets die politische Katastrophe im Auge behielten, die Hitler auch heraufbeschwor, sein Wesen vollständiger und die Abwehrmöglichkeiten zureichender erfasst als alle anderen.

In die politische Wirklichkeit übersetzt hiess das, Klarheit über die Aussichten zu gewinnen, die sich einer deutschen Regierung nach dem Sturz des Regimes noch boten. Bei allen voraussehbaren Einschränkungen, allen Verzichtleistungen und Garantien, die Deutschland zu erbringen haben werde, wollten die Regimegegner zugleich die Maximalforderungen der Gegenseite kennenlernen und, im Prinzip jedenfalls, als gleichberechtigte Partner einer europäischen Friedensregelung anerkannt werden. Was sie ablehnten, war, die Geschäftsführung einer «Liquidationskommission» zu übernehmen, die nur das Diktat der Sieger vollstreckte. Sie waren sich durchaus bewusst, selbst dann noch «mitten in der Drecklinie» zu stehen, wie einer von ihnen drastisch formulierte.⁶

Trotz aller niederschmetternden Erfahrungen, aller in Missverständnis und sogar Verstimmung ausgegangenen Bemühungen der späten dreissiger Jahre richteten sich ihre Hoffnungen weiterhin auf London, obschon sie dabei Rolle und Bedeutung Grossbritanniens in der gegnerischen Koalition erheblich überschätzten, das längst nicht mehr die Macht zu eigenen Abmachungen mit wem auch immer besass. Doch lag es ihnen nicht nur in einem ganz buchstäblichen Sinne näher, sondern schien im Gegensatz zu den beiden anderen grossen Kriegsmächten überdies für eine vertrautere, weniger fremde und europäische Welt zu stehen. Und wie damals die Emis-säre des Widerstands in die britische Hauptstadt gereist waren, bemühten sie sich jetzt, über die britischen Vertretungen in den neutralen Ländern, Verbindung mit London anzubahnen.

In Bern hatte schon zu Beginn des Krieges der vom Auswärtigen Amt eigens zu diesem Zweck dorthin versetzte Theo Kordt Gespräche aufzunehmen versucht, und Carl Jacob Burckhardt, der in die Schweiz emigrier-

te ehemalige Reichskanzler Josef Wirth, der Generalsekretär des Ökumenischen Rates in Genf, Willem Adolf Visseft Hooft, und viele andere setzten die Bemühungen fort, doch spannen sie nur immer neue Fäden ins Nichts. Im Mai 1941 spielte Goerdeler der britischen Regierung einen von Brauchitsch gebilligten Friedensplan zu; das Kabinett jedoch lehnte es rundheraus ab, den Text überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, und der britische Verbindungsmann teilte dem Überbringer mit, dergleichen dürfe nicht mehr entgegengenommen werden.

Eine andere Serie von Kontaktversuchen lief seit Anfang der vierziger Jahre über Stockholm und ist vor allem mit dem Namen Theodor Steltzer verbunden, der zum inneren Kern des Kreisauer Kreises zählte. Im Mai 1942 traf Bischof Bell von Chichester in Stockholm mit Dietrich Bonhoeffer und dessen Amtsbruder Hans Schönfeld zusammen, die, ohne voneinander zu wissen, angereist waren, als sie vom Aufenthalt des Bischofs in Schweden erfahren hatten. Sie trugen ihm die Friedensgedanken der Kreisauer vor, informierten ihn über den Charakter der Opposition und drückten die Erwartung auf irgendein Zeichen der Ermutigung aus. Bell kannte insbesondere Bonhoeffer, der in den dreissiger Jahren einige Zeit als Pfarrer an der deutschen Kirche in London gewirkt hatte, und wusste auch, dass er einer der führenden Köpfe der Bekennenden Kirche gewesen war. In seinem geistlichen Radikalismus hatte Bonhoeffer wiederholt verlangt, dass Hitler, ohne Rücksicht auf die denkbaren politischen Folgen, «ausgemerzt» werden müsse. Auf einer geheimen Kirchenkonferenz 1941 in Genf war er noch weiter gegangen, indem er versicherte, er bete für die Niederlage seines Landes, weil nur auf diese Weise Sühne geleistet werden könne für die verübten Verbrechen.⁷ Die Frage wiederum, auf die Schönfeld eine Antwort erhoffte, lautete lediglich, «ob die Haltung der Alliierten gegenüber einem Deutschland, das sich von Hitler befreit hätte, eine andere sein würde als die gegenüber einem Deutschland unter Hitler». Doch als Bell diese Hinweise und Fragen an das britische Aussenministerium weiterleitete, schrieb ihm Anthony Eden, er sei «zufrieden darüber, dass es nicht im nationalen Interesse liegt, eine wie auch immer geartete Antwort geben zu müssen». Als Bell später noch einmal vorstellig wurde, notierte Eden am Rand des Briefes: «I see no reason whatsoever to encourage this pestilent priest!»⁸

Ein Jahr später kam Helmuth v. Moltke für eine Woche nach Stockholm und brachte unter anderem ein Memorandum über die «Weisse Rose» sowie eines ihrer Flugblätter mit, als wolle oder müsse er sich und den Ernst

seiner Gegnerschaft zum Hitlerregime eigens ausweisen. Es kamen auch Gerstenmaier, Hans Lukaschek und mehrfach Adam v. Trott, dessen Worte wie ein Hilferuf klangen: «Wir können es uns nicht leisten, länger zu warten ... Unsere Kraft ist so schwach, dass wir unser Ziel nur bei einem günstigen Verlauf der Dinge erreichen können und wenn wir Hilfe von aussen bekommen.»⁹

Es gab aber keine Hilfe und nicht einmal ein Zeichen der Ermutigung. Stattdessen nur das stumpfe, schwerfällige, gepanzerte Schweigen. Es war nicht einmal so, dass die Gegenseite die immer wieder angestrebten Bemühungen ausschlug. Vielmehr nahm sie die Hitlergegner überhaupt nicht zur Kenntnis und tat, als gäbe es sie nicht. Die Bonhoeffer, Trott, Gerstenmaier, Steltzer wussten sich im Abscheu gegen den «Erzfeind» Hitler und in der Erkenntnis der Gefahr, die von ihm drohte, mit der anderen Seite einig. Folglich glaubten sie sich ihr auch in dem Kampf gegen jene «ungeheuerliche Tyrannei, die in dem dunklen und beweinswerten Katalog menschlicher Verbrechen nirgends übertroffen wird», wie Churchill in seiner Regierungserklärung von 1940 gesagt hatte, auf engste verbunden. Dies war ein Irrtum, den sie mit vielen Demütigungen bezahlen mussten. Vielleicht kam ihr grenzüberschreitender Moralismus, der schon in den Gesprächen von 1938/39 auf so tiefes Unverständnis gestossen war, noch immer zu früh. Jedenfalls appellierten sie an Gemeinsamkeiten, die England nicht empfand, und niemals auch haben sie sich ganz von dem Verdacht befreien können, Verräter oder verkappte Hitlerleute zu sein. Jenes Phänomen des «Verrats» aus ideellen oder moralischen Gründen, das für das 20. Jahrhundert so kennzeichnend ist, blieb auf der Gegenseite unbegriffen.

Die ausgedehnte Rechtfertigungsliteratur für die britische Politik der Unnahbarkeit weist auf alle jene Gründe hin, an denen schon die Vorkriegskontakte aufgelaufen waren, ergänzt jetzt durch das Argument der Erfolglosigkeit, mit der die Unternehmungen des deutschen Widerstands tatsächlich wie geschlagen schienen. Darüber hinaus werden vor allem drei Motive genannt: die mit der Ernennung Winston Churchills zum Premierminister einsetzende, äusserste Konzentration der Kräfte auf die militärische Anstrengung, die schlechthin keinen Raum für komplizierte politische Initiativen liess und Churchill veranlasst hatte, die Parole des «vollkommenen Stillschweigens» auszugeben; ferner die Sorge, durch Verhandlungen mit den Deutschen, und seien sie von der Opposition, die Allianz mit der Sowjetunion aufs Spiel zu setzen; sowie schliesslich die Absicht der Regie-

rung, anders als gegen Ende des Ersten Weltkriegs, keine Verpflichtung einzugehen, aus der sich später politische Forderungen oder Anklagen durch einen Demagogen von der Art Hitlers herleiten liessen. Doch selbst wenn man diesen Beweggründen jedes nur erdenkliche Gewicht einräumt, bleibt ein unerklärbarer Rest, zumal sich für das meistgenannte Motiv, die befürchtete Spaltung der Kriegscoalition, in den Botschaften der deutschen Abgesandten nicht der geringste Anhaltspunkt finden lässt.

Es war vermutlich nichts anderes als Unbeweglichkeit, Verhärtung und Blindheit, die England leiteten, eine Borniertheit auch im Politischen, die nach einem Wort von Hans Rothfels «fast auf ein Bündnis mit Hitler hinauslief».¹⁰ Denn eine Politik der umsichtig geleisteten, gelegentlichen Gesten, die alles war, was die Vertreter des Widerstands inzwischen verlangten, hätte sicherlich eine Chance geboten, Regime und Bevölkerung Schritt für Schritt auseinanderzubringen. Stattdessen wurden sie geradezu zusammengepöbeln, und Goebbels notierte denn auch Anfang 1942 mit unverkennbarer Befriedigung in seinem Tagebuch, dass die Kriegsgegner diesmal «keine Wilsonschen 14 Punkte» eingesetzt hätten, um Unruhe und Verwirrung in die deutsche Öffentlichkeit zu tragen.¹¹

Die Lage versteifte sich noch nach dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten im Dezember 1941, und es war eben die Erinnerung an diese vierzehn Punkte, die Amerika so unzugänglich machte. Denn das unselige Versprechen von damals war so gut wie alles, was der amerikanische Präsident Franklin D. Roosevelt aus der Verwicklung seines Landes in die europäischen Angelegenheiten gelernt und behalten hatte. Die ebenso schlichte wie grobe Folgerung, die er daraus ableitete, lautete einfach, jedes noch so unverbindliche Gespräch mit den Deutschen, was immer es mit ihnen auf sich haben mochte, abzulehnen. Als der amerikanische Berlin-Korrespondent Louis P. Lochner im Juni 1942 mit einem Geheimcode nach Washington zurückkehrte, den deutsche Freunde aus dem Widerstand ihm mitgegeben hatten, um über eine Dauerverbindung zu amerikanischen Regierungsstellen zu verfügen, wehrte die Administration entsetzt ab und versicherte, dadurch in die «grösste Verlegenheit» zu geraten.¹²

Die am 24. Januar 1943 in Casablanca von Roosevelt im Beisein Churchills verkündete Formel des «unconditional surrender», der «bedingungslosen Kapitulation», war daher nichts anderes als die konsequente Fortset-



***Dietrich Bonhoeffer** war von Beginn an einer der entschiedensten Gegner des Nationalsozialismus. Sohn eines bekannten Psychiaters, studierte er Theologie und ging 1933 für zwei Jahre als Pfarrer an die deutsche Kirche in London. 1940 zur Abwehr eingezogen, stand er mit Hans Oster einerseits, mit den Kreisauern andererseits in enger Verbindung. In Hitler hat er nur eine der «Maskeraden des Bösen» gesehen, die unser Jahrhundert bestimmen, und als eines der prominentesten Mitglieder der Bekennenden Kirche erklärte er 1941 auf einer geheimen Kirchentagung in Genf, [er bete für die Niederlage seines Vaterlandes](#).*

Die Aufnahme zeigt das «Sammelvikariat Gross-Schlönwitz» in Hinterpommern, eine Tarnform des Predigerseminars der Bekennenden Kirche, im Winter 1937/38 in Jershöft an der Ostsee. Zweiter von links: Dietrich Bonhoeffer.

zung dieser Linie, wenn auch ergänzt durch einige Kreuzzugsmotive. Sie hat dem bis dahin ohnehin bewahrten Schweigen das Siegel einer gemeinsamen Strategie der Bündnispartner aufgedrückt und damit gerade verneint, was Trotz bei seinem letzten Besuch in den Vereinigten Staaten als die «Hauptaufgabe» bezeichnet hatte: «Dafür zu sorgen, dass nicht das Programm eines Vernichtungskrieges alle diejenigen Elemente zum Anschluss an die Nationalsozialisten zwingt, die begonnen haben, sich zum Sturz Hitlers zusammenzufinden.» Und der grimmige Ewald v. Kleist-Schmenzin sprach von den zwei Töpfen der Hölle, in denen er Hitler und Roosevelt gern schmoren sähe.¹³

Insoweit war Casablanca eine weitere Niederlage der Opposition, und

ganz so hat es insbesondere auf die Halbentschlossenen, noch Zögernden gewirkt. Mancher sah sich durch die Formel mit dem Problem konfrontiert, dass ein Entschluss zum Hochverrat jetzt unversehens dem Entschluss zum Landesverrat gleichkam, und die wenigsten waren, zumal in Kriegszeiten, bereit, auch diesen Schritt zu tun. Nur unter Mühen hat sich selbst Helmuth v. Moltke mit der Formel abgefunden oder zumindest seine Einwände zurückgestellt. Trott dagegen blieb, wie viele seiner Freunde, verbittert und warf der Gegenseite «bürgerliche Vorurteile und pharisäische Theorien» vor. Als er Anfang 1944, noch immer auf der Suche nach einflussreichen Mittelspersonen, erneut nach Stockholm kam, machte er, dem Urteil eines seiner schwedischen Freunde zufolge, «einen verzweifelten Eindruck».¹⁴

Die Lehre von Casablanca wie von allen Annäherungsbestrebungen dieser Jahre, ob sie nun über den Vatikan, über Spanien, Portugal oder die Türkei in gleichbleibender Vergeblichkeit unternommen wurden, lautete, dass der Widerstand auf sich allein gestellt blieb. Wer immer dazu gehörte, hatte sich auf jenen «Blick ins Nichts» einzurichten, auf den alle Erörterungen über die Chancen eines Staatsstreichs sowohl nach innen wie von nun an unverkennbar auch nach aussen hinausliefen. Und doch ist gerade daraus jenes zunehmend bestimmender sich meldende Motiv erwachsen, wonach kein nationales, politisches oder gar materielles Interesse die Absichten der Regimegegner leiten dürfe. Für den festeren Kern der Verschwörer ging es bald nicht mehr um irgendeine Art von Erfolg, sondern in allem Tun einzig noch um einen Akt der Selbstreinigung.

Das Scheitern, das nun näher rückte, hatte offenkundig zahlreiche Ursachen: Hemmungen, Versagen, Unbeholfenheit, mangelnde Entschlusskraft und die Übermacht des Gegners. Eine Würdigung jedoch, die dem Widerstand und allem, was zu diesem Scheitern führte, annähernd gerecht zu werden versucht, wird immer auch die abweisende Starrheit derer in Rechnung stellen müssen, mit denen er sich einig glaubte und die es niemals sein wollten.

Nach dem Schlag gegen Oster gelang es Canaris doch noch, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Trotz allen Spürsinns, den der erfahrene Roeder aufwendete, verlor er sich bald immer tiefer in den Nebeln, die die in allen Verwirrungskünsten beschlagenen Abwehrlaute erzeugten, und wo er sich einer brisanten politischen Affäre mit landesverräterischem Hintergrund

auf der Spur geglaubt hatte, hielt er zuletzt nur die Indizien für fragwürdige Devisengeschäfte, manipulierte Freistellungen vom Kriegsdienst und einen laxen Geldumgang in der Hand. Als ihm zudem einige voreilige Bemerkungen unterliefen, ging die Abwehr augenblicklich zum Gegenangriff über und erzeugte ein unentwirrbares Durcheinander von Dienstaufsichtsbeschwerden, Beschuldigungen und Gegenuntersuchungen. Sie mobilisierte ihren höchsten Vorgesetzten Keitel, der sich seinerseits an Himmler wandte, und am Ende, als jeder Überblick verloren war, wurden Dohnanyi und Bonhoeffer lediglich aufgrund eigentlich unpolitischer Tatbestände angeklagt, Oster nur unter dem Vorwurf der Mittäterschaft

Gleichwohl ahnte Canaris, dass das Schicksal der Abwehr besiegelt war und jener Biberbau mit den verwinkelten und dunklen Fluren, der sein Reich gewesen war, dem wachgewordenen Misstrauen auf allen Seiten nicht mehr lange widerstehen werde. Schon die Anweisung, mit der Zentrale nach Zossen umzuziehen, war so etwas wie ein erster Räumungsbeehl. Zur Begründung wurde zwar auf die Unruhe und die Zerstörungen des Bombenkriegs in Berlin verwiesen, zugleich jedoch ordnete Keitel die Reorganisation der Dienststelle an und verfügte die Auswechslung fast aller Abteilungschefs.

Erst jetzt wurde deutlich, was der Widerstand durch die Aktion vom 5. April verloren hatte: nicht nur seinen «Geschäftsführer», sondern überhaupt seinen Mittelpunkt und damit nahezu alles, was er an innerem Zusammenhalt besass. Jedem war bewusst, dass der Neuaufbau Monate in Anspruch nehmen werde, während die Zeit zusehends drängte. Als in jenem Frühjahr auch noch Beck schwer erkrankte und für mehrere Wochen ausfiel, die Fehlschläge in den äusseren Beziehungen bekannt wurden und trotz einzelner Erfolge die Bemühungen um die Generäle nicht vorankamen, griff wieder jener schwärzeste Pessimismus um sich, der in allen Jahren immer durchgeschlagen und sicherlich auch älteren Ursprungs war: die vielleicht doch in der nationalen Mentalität begründete, zu mindestens anfallweiser Resignation treibende Gewissheit, dass es ein übermächtiges Schicksal gibt, das seinen vorgegebenen Spuren folgt und über Menschensinn wie Menschenwerk hinweggeht. Schon Generaloberst v. Fritsch hatte, Jahre zurück, über Hitler geschrieben: «Dieser Mann ist Deutschlands Schicksal im Guten und im Bösen, und dieses Schicksal wird seinen Weg zu Ende gehen; geht es jetzt in den Abgrund, so reisst er uns alle mit. Zu machen ist nichts.»

Nummehr brachte Manstein seine Weigerung, der Fronde beizutreten, zu der fatalistischen Bemerkung, gegen Hitler sei kein Widerstand möglich, General Edgar Röhrich meinte im Gespräch mit Tresckow, das Verhängnis sei unabwendbar, von Canaris gibt es Äusserungen, in denen Hitler als «Gottesgeißel» erscheint, die man bis zum Ende erdulden müsse. Und General Adolf Heusinger, der Chef der Operationsabteilung des Heeres, erwiderte auf die Aufforderung, der Verschwörung beizutreten, ein Umsturz ändere nichts, er wirke nur verzögernd, man müsse sich dem Gedanken eines Endes ohne Rettung ergeben.¹⁵

Es waren nur wenige, die angesichts der Kette von Enttäuschungen, der vergeblichen Anspannungen und nutzlosen Ängste dem verführerischen Sog solcher Anwandlungen widerstanden. Jessen verfiel ihnen zusehends stärker und wollte zeitweise keinen Menschen mehr sehen. Tresckow, Olbricht, Hassell, Popitz dagegen blieben davon weniger berührt, und der nie entmutigte Goerdeler erwog jetzt sogar «Teilaktionen»: ein Attentat auf einen leichter erreichbaren Mann des zweiten Glieds oder irgendein anderes spektakuläres Signal, das, wie er glaubte, im rechten Augenblick gezündet, «das ganze Gebäude wie ein Kartenhaus Zusammenstürzen» lasse. Doch bei einem Abendessen im Haus des ehemaligen Staatssekretärs Erwin Planck wurde ihm alles wieder ausgeredet. Auch derzeit noch, wandten der Rechtsanwalt Langbehn, Hassell, General Thomas und andere ein, sei «das Prestige Hitlers gross genug, um – wenn er auf den Beinen bleibt – ihm eine Gegenreaktion zu ermöglichen, die mindestens Chaos oder Bürgerkrieg bedeutet».¹⁶

An den Fronten begann nun die Welle zurückzuschlagen. Anfang Juli scheiterte Hitlers Versuch, durch die Panzerschlacht am Kursker Bogen («Unternehmen Zitadelle») die Initiative im Osten wiederzugewinnen; wenige Tage später landeten die Alliierten auf Sizilien und errichteten die zweite Front; am 25. Juli wurde Mussolini gestürzt. Tresckow, der in diesen Tagen aus dem Stab der Heeresgruppe Mitte ausschied, sagte einen Gesundheitsurlaub ab und ging nach Berlin. Zu dem Anwalt Rüdiger v. d. Goltz, einem Vetter von Frau v. Dohnanyi, äusserte er kurz nach seiner Ankunft, der Krieg sei verloren, «es müsse deshalb alles geschehen, um ihn in nicht allzu langer Zeit zu beenden», und das setze voraus, «dass die Führung verschwände».¹⁷

Um die gleiche Zeit gelang es ihm, von Oberst Stieff, der als einziger von ihnen dienstlichen Zugang zu Hitler hatte, die in Aussicht gestellte Zusage für die Teilnahme an einem Attentat zu erhalten. Dann bewog er, von

Schlabrendorff alarmiert, den seit seiner Abwesenheit nicht mehr ganz so entschlossen wirkenden Feldmarschall v. Kluge, nach Berlin zu kommen, redete noch einmal auf ihn ein und brachte ihn mit Olbricht, dem aus dem Krankenhaus entlassenen Beck sowie mit Goerdeler zusammen. Am Ende eines längeren Gesprächs über die aussenpolitische Lage und das Programm der Umsturzregierung erklärte Kluge mit überraschender Festigkeit, da Hitler weder die nötigen Entschlüsse fasse noch von irgendeiner Seite als Verhandlungspartner akzeptiert werde, müsse man ihn mit Gewalt beseitigen. Aber nun war es Goerdeler, der erregt widersprach und sich wieder einmal von seinem Vernunftoptimismus hoch über alle Realität davontragen liess. Er erinnerte an die Verpflichtung der Oberbefehlshaber sowie des Generalstabschefs, «mit dem Führer ganz offen zu sprechen, (dann) würde sich alles Weitere von selbst ergeben. Eine gute Sache setze sich jedem gegenüber durch», beharrte er. Aber Kluge und Beck gingen von dem Gedanken des Gewaltstreichs jetzt nicht mehr ab, und Goerdeler, von neuem Enthusiasmus erfüllt, kündigte dem schwedischen Bankier Jakob Wallenberg daraufhin den Umsturz noch für September an: Er werde dann sogleich Schlabrendorff nach Stockholm entsenden, um von dort aus die Waffenstillstandsverhandlungen einzuleiten.¹⁸

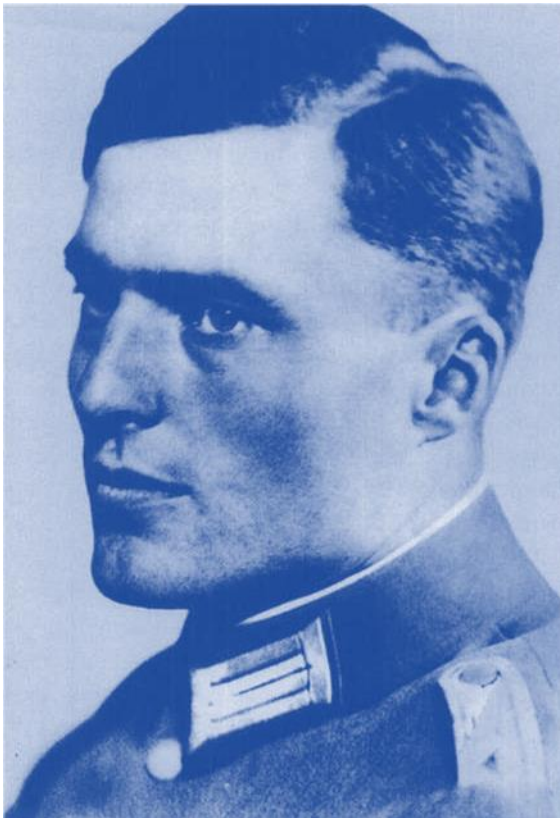
Doch wurde auch diese Ankündigung, wie manche frühere schon, nicht eingelöst. Vermutlich hat Goerdeler einen viel zu frühen Termin genannt. Wenn nicht alles täuscht, war für den Umsturz allenfalls die zweite Oktoberhälfte oder der November in Aussicht genommen. Aber am 12. Oktober wurde Kluge bei einem Autounfall schwer verletzt und fiel für längere Zeit aus. Damit zugleich war auf absehbare Zeit mit keinem Attentat von Seiten des Frontheeres zu rechnen. Nach so vielen gescheiterten Anläufen wandte Olbricht sich verstärkt dem schon verschiedentlich erwogenen Gedanken zu, Attentat und Umsturz, das eine und das andere, vom Heimatheer aus zu betreiben.

Was vor allem fehlte, war ein Attentäter. Um den 10. August jedoch hatte er Tresckow in seinem Haus mit einem jungen Oberstleutnant zusammengebracht, der zum 1. Oktober als Chef des Stabes im Allgemeinen Heeresamt den Dienst aufnehmen sollte. Er war im April des Jahres auf einem Frontkommando in Nordafrika während eines Tieffliegerangriffs schwer verwundet worden. Über dem linken Auge trug er eine schwarze Klappe und hatte die rechte Hand und die beiden äusseren Finger der linken Hand

verloren. Als er nach einem längeren Lazarettaufenthalt den Chirurgen Ferdinand Sauerbruch fragte, wie lange seine Wiederherstellung dauern werde und von zwei weiteren Operationen sowie einer mehrmonatigen Rekonvaleszenz die Rede war, hatte er abgewinkt, dafür sei keine Zeit, er habe einiges Dringende vor. Zu seinem Onkel und engen Ratgeber, Nikolaus v. Üxküll, sagte er noch im Krankenhaus: «Nachdem die Generäle bisher nichts erreicht haben, müssen sich nun die Obersten einschalten.»¹⁹ Es war Stauffenberg.

Mit ihm kam, Olbrichts Besonnenheit vorantreibend und Tresckows Entschlossenheit ergänzend oder noch steigernd, jene dynamische Spannung in den Widerstand, an der es so lange gefehlt hatte. Die Selbstverständlichkeit, mit der Stauffenberg innerhalb kurzer Zeit als das neue Kraftzentrum in Erscheinung trat und die indolent gewordenen Verhältnisse gleichsam elektrisch auflud, hatte nicht nur mit seinem allen Zeugen zufolge ansteckenden Aktivismus zu tun, sondern auch mit der seltenen Verbindung von idealistischem Überschwang und pragmatischer Kühle. Er kannte all die komplizierten, von theologischen oder historischen Erwägungen oder auch vom altgedienten Komment eingeebneten Motive, die den Tatentschluss immer wieder zerrüttet hatten, doch war ihm darüber der Sinn für die einfachere Wahrheit nicht abhanden gekommen, wonach Loyalität und Gehorsam ihren bindenden Ernst nicht um jeden Preis behaupten. Den Vorwurf von Eidbruch und Verrat nahm er daher unerschrocken in Kauf. Und mit dem gleichen Empfinden fürs Gebotene setzte er sich über die aussenpolitischen Besorgnisse fast aller anderen hinweg, auch wenn er darauf baute, dass einer Umsturzregierung, entgegen der Casablanca-Formel, ein Verhandlungsfrieden nicht abgeschlagen werden könne. Aber weit darüber stand der bedingungslose Wille zur Tat, und nicht weniger entschieden als Tresckow brach er mit jener erstmals 1938 sichtbar gewordenen und in diesem Frühjahr, beim Zusammenbruch der Ostergruppe, wiederum hervorgetretenen Neigung des Widerstands, die eigenen Entschlüsse von äusseren Bedingungen abhängig zu machen.

Er stammte aus schwäbischem Adel, und zu seinen Vorfahren zählten Gneisenau und Yorck. Mit siebzehn Jahren war er, wie seine Brüder auch, zum Kreis um Stefan George gestossen, und obwohl er im Dezember 1933, zusammen mit ein paar Freunden, am Totenbett des Dichters gestanden hatte, war er zuwenig «Jünger», um dem Typus des Georgianers zu entsprechen. Wie viele junge Offiziere hatte er 1933 Hitlers Kanzlerschaft be-



*Freunde berichten, dass **Claus Schenk von Stauffenberg** in den letzten Tagen vor dem 20. Juli 1944 häufig das Gedicht «Der Widerchrist» von Steffan George rezierte. Offenbar fand der zum Attentat Entschlossene dort etwas, was ihn wie andere Männer der Opposition bewegte: jene Überhöhung des geschichtlichen Gegners ins Mythische und Ausserzeitliche, die den Widerstand zur metaphysischen Tat machte. So heisst es in einer Strophe: «Ihr jauchzet, entzückt von dem teuflischen schein / verprasset was blieb von dem früheren seim / und fühlt erst die not vor dem ende.»*

grüsst und wohl auch einige Programmpunkte der Partei, zumindest der Idee nach, bejaht, gewiss jedoch die Wendung gegen Versailles und die Vereinigung mit Österreich. Aber schon im Verlauf der Affären um Blomberg und Fritsch waren grundsätzliche Zweifel in ihm wach geworden, die sich durch Hitlers riskante Politik während der Sudetenkrise noch verstärkten; «der Narr macht Krieg», hatte er damals gesagt. Und als es schliesslich

dazu kam, war er wie viele leidenschaftliche Soldaten ganz in den Anforderungen seines Metiers aufgegangen und den immer neuen Anlässen zur Empörung mit dem verbreiteten Vorsatz begegnet, nach dem Krieg die «braune Pest» zu beseitigen.²⁰

Als brillanter Stabsoffizier war er im Juni 1940 ins Oberkommando des Heeres berufen worden und hatte seit Beginn des Russlandfeldzugs nicht nur das organisatorische Chaos mit dem Gewirr der rivalisierenden Entscheidungs- und Kommandoebenen aus nächster Nähe kennengelernt, sondern auch ebenso hartnäckig wie am Ende vergeblich versucht, durch die Aufstellung russischer Freiwilligenverbände die stupide Politik gegen die sogenannten Ostvölker zu unterlaufen, «empört darüber, dass Hitler, wie er meinte, zu blöde war, um... das Richtige zu unternehmen». Überhaupt waren es zunächst vorwiegend militärisch-fachliche oder nationale Beweggründe, die sein zunehmend kritisches Urteil weckten. Doch allmählich hatten sich ihm auch die moralischen Motive aufgedrängt, und aus dem einen wie dem anderen war schliesslich der Entschluss hervorgegangen, der ihn 1942 auf die Frage, wie man Hitlers Führungsstil ändern könne, die unüberbietbar lakonische Antwort geben liess: «Töten!»²¹

Gerhard Ritter hat davon gesprochen, dass in Stauffenberg «ein Stück dämonischen Machtwillens und Herrentums steckte», ohne das «die Widerstandsbewegung wirklich in Gefahr war, in lauter Vorbereitungen und Planungen stecken zu bleiben».²² Es klang denn auch wie eine vorweggegebene Antwort auf Goedelers Gesprächsoptimismus, wenn Stauffenberg angesichts der sinnlos hingeopferten Soldaten und der ungezählten Brutalitäten gegen die russische Zivilbevölkerung einem Offizier im Oberkommando zu dessen verzweifelter Überlegung, wie man dem Führer die Wahrheit sagen könne, entgegenhielt: «Es kommt nicht darauf an, ihm die Wahrheit zu sagen, sondern es kommt darauf an, ihn umzubringen.»²³ Im Oktober 1942 wandte er sich im Hauptquartier in Winniza vor einer Offiziersversammlung in aller Öffentlichkeit gegen den «verhängnisvollen Kurs der deutschen Ostpolitik», die nur Hass säe, ohne dass einer dagegen aufstehe. Vielfach überliefert ist seine Kritik an einer Generalität, die Begriffe wie Ehre, Pflicht oder Dienst nicht als bindende Norm, sondern nur als Berufungstitel für Privilegien wie für Ausflüchte in Anspruch nehme, und einer der Berichte spricht von seinem Hohn auf die «Teppichleger iin Generalsrang».²⁴

Mit Stauffenbergs Eintritt in den Kreis der Verschwörer änderten sich

ohne grosses Zutun alle Gewichte und Machtverhältnisse, und unvermeidlich war, dass neben den Erwartungen, die er weckte, auch manche Konflikte entstanden. Vor allem Goerdeler und seine engere Gefolgschaft sahen den selbstverständlichen Vorrang der zivilen Gruppe bedroht und haben Stauffenberg nicht nur einen hochgesteckten politischen Ehrgeiz nachgesagt, sondern auch unklare sozialistische Neigungen, die später von der sowjetischen und ostdeutschen Geschichtsschreibung zu einem Bild ausgesponnen worden sind, das ihn schon ein gutes Stück weit auf dem Weg nach Moskau zeigt. Doch ist die Legende mitsamt der teilweise grotesken Entstehungsgeschichte sowie der absichtsvoll verzeichnenden Weiterführung inzwischen aufgedeckt und widerlegt.²⁵

Übrig bleibt, dass Stauffenberg sich in der Tat keineswegs als jener lediglich militärische Handlanger verstand, den der selbstbewusste Goerdeler aus den Reihen der Militärs seit je erwartet und bis dahin auch erhalten hatte. Mit Stauffenberg betrat vielmehr ein politischer Offizier die Szene, der nicht bereit war, sich einer Gruppe und dem von ihr ausersehenen «Schattenkanzler» als beliebig einsetzbares Instrument zur Verfügung zu stellen. Vermutlich trennte ihn von Goerdeler nicht einmal so sehr dessen konservative Bürgerlichkeit. Doch Goerdelers Gewaltscheu und sein rationalutopischer Wahn, Hitler im Gespräch zur Einsicht zu bekehren, waren ihm ebenso fremd wie auf der anderen Seite die nur gedanklich bewegte Leidenschaft vieler Kreisauer, die er einmal als «Verschwörerkränzchen» verspottet hat. Als derjenige, dem sehr bald die praktische Durchführung des Staatsstreichunternehmens zugefallen war, empfand er sich fast zwangsläufig in einem freilich unterschiedlich hervortretenden Gegensatz zur einen wie zur anderen Seite. Im Ganzen hat er sich bald Julius Leber am nächsten gefühlt, dem undogmatischen, von ideologischen Beengtheiten freien Sozialdemokraten, bei dem er nicht nur ein zeitgerechtes Verständnis politischer Erscheinungen, sondern auch den normativ begründeten Pragmatismus des Tatmenschen entdeckte, der ihn selber leitete.

Anfang September 1943 machten sich Stauffenberg und Tresckow daran, Olbrichts Konzept für das Staatsstreichunternehmen noch einmal zu überarbeiten. Schon während der Attentatsversuche vom März war offenbar geworden, dass die vorhandenen Pläne nicht ausreichten. Sie bauten auf einem vom Stab Olbrichts entwickelten und von Hitler genehmigten Einsatzplan für den Fall «Innerer Unruhen» auf, wobei vor allem an Erhebungen

des Millionenheeres der «Fremdarbeiter», womöglich sogar im Einvernehmen mit dem kommunistischen Untergrund oder angestiftet durch feindliche Luftlandekommandos, gedacht war. Unter dem Stichwort «Walküre» sollte dann die ungefüge, in zahlreiche Dienststellen aufgeteilte Masse des Ersatzheeres, das heisst die Ausbildungseinheiten, die Urlauber, Lehrtruppen, Schulungskräfte zusammengefasst und sofort zu einsatzfähigen Verbänden umgebildet werden. Für diesen Plan hatte Olbricht nach den Erfahrungen vom Frühjahr eine zweite Stufe ausarbeiten und Ende Juli 1943 genehmigen lassen. «Walküre I» bedeutete von August an die Herstellung der Einsatzbereitschaft, «Walküre II» die «schnellste Zusammenfassung» dieser Einheiten zu «einsatzfähigen Kampfgruppen».

Es war der vielfach mit Recht «genial» genannte Einfall Tresckows und Stauffenbergs, diese unverfänglichen, von Olbricht offenbar zunächst für ausreichend gehaltenen Bestimmungen dadurch ganz gezielt auf die Staatsstreichabsichten zuzuschneiden, dass sie ihnen einen Geheimbefehl vorschalteten. Er sollte unmittelbar im Anschluss an das Attentat ergehen und mit den Sätzen beginnen: «Der Führer Adolf Hitler ist tot! Eine gewissenlose Clique frontfremder Parteiführer hat es unter Ausnutzung dieser Lage versucht, der schwerringenden Front in den Rücken zu fallen und die Macht zu eigennützigen Zwecken an sich zu reissen.» Die Reichsregierung, hiess es weiter, habe «zur Aufrechterhaltung von Recht und Ordnung den militärischen Ausnahmezustand verhängt». Im gleichen Augenblick sollten überall Ministerien und Parteidienststellen, die Rundfunkhäuser, Telefonämter und Konzentrationslager besetzt, die SS-Verbände entwaffnet und ihre Führer nicht nur bei versuchtem Widerstand, sondern schon im Fall einer Gehorsamsverweigerung erschossen werden.

Aufs Ganze gesehen war «Walküre» mit diesem Vorspann nichts anderes als die Umkehrung des Einsatzplans für «Innere Unruhen» in sein Gegenteil. Durch die zusätzliche Erklärung schoben Tresckow und Stauffenberg der Partei die Urheberschaft an jenem Umsturz zu, den sie selber betrieben. Zugleich zog diese Fiktion auch alle diejenigen in den Staatsstreich hinein, die sich in Kenntnis der wahren Umstände vermutlich dagegen gewandt hätten. In dem Vertrauen, das der Plan auf die mechanische Wirkung von Befehl und Gehorsam setzte, lief er im Grunde auf eine riesige Köpenickiade zur Beseitigung des Regimes hinaus.

Da der Ausgang des Vorhabens nicht zuletzt von dem Überraschungs-

schock abhing, der die Automatik der Befehlsstufen in Gang setzen sollte, kam alles auf strengste Geheimhaltung an. Die Schreibarbeiten erledigten Erika v. Tresckow, Tresckows Frau, und Margarete v. Oven, die in früheren Jahren die Sekretärin des Chefs der Heeresleitung, v. Hammerstein, gewesen war, und beide trugen während der Arbeit Handschuhe, um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen. Die Zusammenkünfte fanden durchweg im Freien, an verschiedenen Treffpunkten im Grunewald statt, mussten aber oft unter grossen Schwierigkeiten neu angesetzt werden, weil Luftangriffe, Verkehrsausfälle oder andere unvorhersehbare Abhaltungen dazwischentraten. Eines Abends, bei der Rückkehr von einem Treffen im Grunewald, hielt in der Trabener Strasse, unmittelbar neben der Gruppe, scharf bremsend ein Mannschaftswagen der SS. Fräulein v. Oven trug alle Unterlagen für den Umsturz unter ihrem Arm. «Als die SS-Leute herabsprangen, hielt jeder die Verschwörung für entdeckt und sich selber im nächsten Augenblick für verhaftet. Aber die SS-Leute achteten nicht auf die drei Personen und verschwanden in einem Haus.»²⁶

Doch hatte der «Walküre»-Plan auch eine grosse und gegebenenfalls alles gefährdende Schwäche. Weder Olbricht noch Stauffenberg hatten dafür die Befehlszuständigkeit. Ausdrücklich hatte Hitler selber sie sich vorbehalten, und nur behelfsweise war auch der Befehlshaber des Ersatzheeres befugt, das Stichwort durchzugeben. Infolgedessen mussten Olbricht oder Stauffenberg entweder den Befehlshaber für den Staatsstreich gewinnen oder aber sich über ihn hinwegsetzen und «Walküre» in seinem Namen auslösen. Olbricht hatte sich zwar bereit erklärt, Fromm notfalls festzusetzen und die Befehle selber zu unterschreiben, doch war damit das Risiko von Rückfragen und Verzögerungen verbunden, die den ganzen Plan aufs Spiel setzten. Mit Recht hat man überdies darauf hingewiesen, dass diese Eigenmächtigkeit nur einmal möglich war. Gelang der Zugriff «nicht beim ersten Mal, konnten sie nicht damit rechnen, eine zweite Chance zu bekommen».²⁷

Befehlshaber des Ersatzheeres war Generaloberst Friedrich Fromm, ein grosser und schlauer Mann, der von sich zu sagen pflegte, er liege immer richtig. Als Halder ihn im Herbst 1939 mit ernstem Nachdruck zur Teilnahme an dem geplanten Staatsstreich aufgefordert hatte, war er zunächst ausgewichen, hatte sich dann eine Bedenkzeit erbeten, anschliessend Zweifel an dem Ausgang der Sache bekommen, dann andere Zweifel, weil er auf das Ansinnen Halders überhaupt eingegangen war, und sich schliesslich formal aus der Affäre gezogen, indem er den Vorgang im Diensttagebuch festhalten liess.



*Der General **Friedrich Fromm** pflegte von sich zu sagen, er liege immer richtig, und diesen Opportunismus hat offenbar auch Hitler ihm verübelt, bei dem er seit 1942/43 zunehmend in Ungnade fiel. Als Befehlshaber des Ersatzheeres kam ihm im Rahmen des «Walküre»-Plans entscheidende Bedeutung zu, doch war er für eine Beteiligung nicht zu gewinnen, wiewohl er durchblicken liess, dass er es im Falle eines Erfolges mit den Verschwörern halten werde. Das Bild zeigt Generaloberst Fromm (Mitte) im Oktober 1942 bei der Eröffnung einer Ausstellung mit Arbeiten von italienischen Soldaten in der Berliner Staatsgalerie.*

Er war kein «Hitler-General» und hat im Kameradenkreis wiederholt seine kritische Distanz zum herrschenden Regime durchblicken lassen. Auch war er klug genug, aus der geheimnisvollen Betriebsamkeit, die Olbricht und Stauffenberg in ihren Büros entfalteten, sowie aus den Besuchern, die sie empfangen, auf ihre Absichten zu schliessen. Doch tat er, als ginge ihn das alles nichts an. Nur einmal bat er Olbricht gutgelaunt, bei einem Putsch «wenigstens den Wilhelm Keitel», den er hasste, nicht zu ver-

gessen.²⁸ Wie er aber nichts gegen einen Staatsstreich unternahm, war keinem, der ihn kannte, fraglich, dass er auch nichts dafür tun und vor allem die «Walküre»-Befehle nicht gegenzeichnen werde. So musste die Frage offenbleiben. Alles Übrige war Ende Oktober fertiggestellt. Tresckow legte Witzleben, der im Augenblick des Losschlagens den Oberbefehl über die Wehrmacht übernehmen sollte, die Befehle über den Ausnahmezustand vor, und Witzleben setzte seinen Namen darunter.

Kaum waren die Vorbereitungen abgeschlossen, musste Tresckow an die Front zurück, und Stauffenberg übernahm die Aufgabe, für die sogenannte «Initialzündung» zu sorgen. Die Hoffnung, Tresckow werde wieder eine Schlüsselstellung im militärischen Apparat einnehmen, von der aus er im Augenblick des Umsturzes die vom Heimatheer begonnene Aktion von einer Frontstelle aus unterstützen und vorantreiben könne, erfüllte sich freilich nicht. Zwar hatte das Heerespersonalamt ihn als Stabschef der von Feldmarschall v. Manstein geführten Heeresgruppe Süd vorgeschlagen. Aber Manstein hatte abgelehnt und General Schmudt auf Befragen die hochgefährliche Begründung gegeben, Tresckow habe zwar viele Vorzüge, sei aber «zum Nationalsozialismus negativ eingestellt».²⁹

Das Problem war jetzt wie früher schon, einen Offizier ausfindig zu machen, der Zugang zu Hitler hatte und zugleich zu einem Attentat entschlossen war. Wohl hatte Stieff sich unlängst dazu bereit erklärt. Doch als Stauffenberg ihn jetzt aufsuchte, zögerte er wieder, übernahm allerdings den mitgebrachten Sprengstoff und verlangte schliesslich einen Mitattentäter, augenscheinlich um der Situation auch psychisch gewachsen zu sein. Stauffenberg wandte sich daraufhin an den Oberst Joachim Meichssner, Leiter der Organisationsabteilung im Wehrmachtsführungsstab, der ihm schon im September eine halbe Zusage gegeben hatte. Gleichzeitig scheint Stieff erwogen zu haben, das Attentat zusammen mit zwei jungen Offizieren seines Stabes, Major Joachim Kuhn und Oberleutnant Albrecht v. Hagen, auszuführen, doch nach weiteren Überlegungen wich er wieder aus. Zur Begründung führte er diesmal an, dass es nicht möglich sei, die Sprengladung unauffällig zu einer Lagebesprechung mitzunehmen. In Wirklichkeit war es wohl eher die Ängstlichkeit, die den gnomenhaft kleinen, ebenso lebhaften wie labilen Mann zurückschrecken liess.

Noch während dieser qualvollen Anzettelungsbemühungen kam Stauf-

fenberg durch Fritz-Dietlof v. d. Schulenburg mit einem jener «jungen, zuverlässigen Offiziere» zusammen, von denen das Gerücht des Frühjahrs gesprochen hatte. Axel v. d. Bussche war damals vierundzwanzig Jahre alt, Hauptmann und hoch dekoriert. Seine frühe gläubige Begeisterung für Hitler und den Nationalsozialismus hatte nach einigen Enttäuschungen einen tiefen, nie verwundenen Schock erlitten, als er Anfang Oktober 1942 auf dem Flugplatz von Dubno in der Ukraine Zeuge einer Massenerschießung von einigen Tausend Juden geworden war. Er meinte damals, für die Ehre eines Offiziers blieben nur drei Wege offen: «Fallen, Fahnenflucht oder Rebellion.» Als Stauffenberg ihn nun fragte, ob er zu einem Attentat auf Hitler bereit sei, sagte Bussche ohne Zögern zu.

Der Plan ging dahin, eine schon seit längerer Zeit geplante Vorführung neu entwickelter Uniformen und Ausrüstungsgegenstände zum Vorwand zu nehmen, um Hitler aus der Höhle seines Hauptquartiers zu locken, in der er sich zusehends verschloss. Bussche sollte die ausgestellten Stücke, ihre Vorzüge und Eigenschaften erklären, im geeigneten Augenblick die Zündung betätigen, auf Hitler zuspringen und ihn jene drei oder vier Sekunden lang umklammert halten, bis die Ladung explodierte. Als sich Ende November der Eindruck verdichtete, dass die Vorführung unmittelbar bevorstehe, fuhr er ins Hauptquartier nach Ostpreussen und wartete. «Die sonnigen Spätjahrtage im Wald- und Seenland», schrieb er, «sind getragen von der hellen Klarheit, die der Soldat vor dem Angriff kennt.»³⁰ Doch der Termin wurde ein ums andere Mal verschoben, und schliesslich teilte Stieff mit, die schon in einen Eisenbahnwaggon verladenen Uniformen seien bei einem Luftangriff auf Berlin vernichtet worden, mit Ersatzstücken sei nicht vor Januar zu rechnen. Bussche ging an die Front zurück, wurde zu Beginn des Jahres schwer verwundet und verlor ein Bein, so dass er für alle weiteren Vorhaben ausfiel.

Eine unerwartete Schwierigkeit, so zeigte sich jetzt, bereitete die Beseitigung des Sprengmaterials. Bussche fand keine Gelegenheit, es loszuwerden; geraume Zeit begleitete es ihn in seinem Koffer durch mehrere Lazarette, und erst im Herbst 1944 konnte er es durch einen befreundeten Offizier in einem See versenken lassen.³¹ Als Stieff von seiner Zusage abrückte, beauftragte er Kuhn und Hagen, das ihm von Stauffenberg übergebene «Zeug» beiseite zu schaffen. Die beiden Offiziere kamen in Abwesenheit ihres Vorgesetzten auf die unbesonnene Idee, den Sprengstoff und die Zün-

der in einem Waldstück innerhalb des Hauptquartiers unter einem Wachturm zu vergraben. Der Zufall wollte es, dass sie dabei von einer Streife der Feldgendarmarie beobachtet wurden, doch konnten sie unerkannt entkommen. Nur der Umstand, dass einem engen Vertrauten Osters, dem Oberstleutnant Werner Schrader, die Untersuchung des Vorfalls übertragen wurde und damit sozusagen ein Verschwörer gegen die Verschwörung ermittelte, hat die Aufdeckung des Sachverhalts und die unabsehbaren Konsequenzen verhindert, die dem Widerstand im Ganzen daraus erwachsen konnten.³²

Im Januar, nach Bussches Verwundung, trat Stauffenberg an den Leutnant Ewald Heinrich v. Kleist heran. Wiederum war daran gedacht, das Attentat während einer Uniformvorführung vorzunehmen. Er drängte nicht, erklärte aber, das Attentat «wolle und wolle nicht gelingen». Kleist bat darum, vorher mit seinem Vater zu sprechen, jenem Ewald v. Kleist-Schmenzin, der im Sommer 1938 im Auftrag Osters und Becks nach London gereist und mit Vansittart und Churchill zusammengetroffen war. Als der Sohn schon am folgenden Tag auf Schmenzin war und seinem Vater die Frage vorlegte, bekam er ohne Verzug zur Antwort, er könne sich der Forderung nicht entziehen. Auf den Einwand, es werde nichts weniger erwartet, als dass er sich zusammen mit Hitler in die Luft sprengte, stand der Vater auf, trat zum Fenster und sagte nach kurzem Nachdenken: «Ja, das musst du tun. Wer in einem solchen Moment versagt, wird nie wieder froh in seinem Leben.»³³

Aber auch dieses Vorhaben scheiterte, weil der Termin der Uniformvorführung von Tag zu Tag verschoben wurde, so dass Stauffenberg schliesslich seinen Ordonnanzoffizier Werner v. Haefen fragte. Haefen sagte grundsätzlich zu, doch dann machte sein Bruder, Hans-Bernd v. Haefen, mit solchem Nachdruck vor allem religiöse Bedenken geltend, dass er den Plan aufgab. Die ganze Verzweiflung, die diese immer neuen Gewissensnöte, die Ausflüchte, das Hin und Her um die Beschaffung und Beseitigung der Sprengmaterialien sowie die besorgten Hinweise auf Hitlers Sicherheitsvorkehrungen hervorriefen, während überall das Morden weiterging, entlud sich eines Tages bei Paul Yorck v. Wartenburg, der Gersdorff anschrie: «Schliesslich hat das Schwein doch eine Fresse, in die man hineinschiessen kann!»³⁴

Zu eben jenem Attentat mit der gezogenen Waffe erklärte sich jetzt der Rittmeister Eberhard v. Breitenbuch bereit, den Tresckow noch zur Heeresgruppe Mitte geholt hatte und der nach dem Unfall Kluges Ordonnanz-



Ende 1943 wurde **Axel von dem Bussche** durch Fritz-Dietlof von der Schulenburg mit Stauffenberg bekannt gemacht. Er war damals vierundzwanzig Jahre alt, Hauptmann und hoch dekoriert. Seine anfängliche Begeisterung für den Nationalsozialismus hatte einen tiefen Schock erlitten, als er Anfang Oktober 1942 auf dem Flugplatz von Dubno in der Ukraine Zeuge einer Massenexekution von Juden geworden war. Er hat später erklärt, die einzige ehrenhafte Reaktion wäre gewesen, an Ort und Stelle die Uniform abzulegen und sich in den Zug der Opfer einzureihen; er habe nie verwundet, auf diesen Gedanken erst im Nachhinein gekommen zu sein. Als Stauffenberg ihn nun fragte, ob er im Verlauf einer Vorführung neuentwickelter Uniformen und Ausrüstungsgegenstände zu einem Attentat auf Hitler bereit sei, sagte von dem Bussche ohne Zögern zu.

offizier bei dessen Nachfolger, dem Generalfeldmarschall Ernst Busch, geworden war. Am 11. März war Busch zum Lagevortrag auf den Obersalzberg bestellt, und wie stets kam er in Begleitung seines Ordonnanzoffiziers. Da Breitenbuch erst am Vortrag informiert worden und spontan einverstanden gewesen war, nutzte er die Wartezeit, um seiner Frau einen Abschiedsbrief zu schreiben und ihr die wenigen persönlichen Gegenstände zu schicken, die er bei sich hatte. Als schliesslich die Tür zum grossen Salon aufging und ein SS-Mann die Herren mit Keitel, Jodl und Goebbels an der Spitze zur Konferenz bat, wurde Breitenbuch, der als Rangniedrigster am Ende ging, am Eingang aufgehalten: Es sei diesmal befohlen, lautete die Begründung, die Besprechung ohne Ordonnanzoffiziere abzuhalten. Und obwohl Busch protestierte, musste Breitenbuch, der die entscherte Browning in der Hosentasche trug, umkehren. Spätere Gelegenheiten hat er nicht mehr wahrgenommen. «So etwas macht man nur einmal», sagte er.³⁵

Das alles ist nur die geraffte Wiedergabe der umfassend belegten Versuche. Daneben gab es eine grosse Zahl weiterer Erkundigungen und sogar Ansätze, die ebenfalls fehlgeschlagen oder nur fragmentarisch bekannt geworden sind, weil fast sämtliche Beteiligten der Verfolgung zum Opfer fielen. Die Rede ist auch von einem Attentat, das Stauffenberg am 26. Dezember 1943 im Führerhauptquartier «Wolfschanze» plante. Ursprünglich soll er sogar vorgeschlagen haben, sich selber dabei mit Hitler in die Luft zu sprengen, aber Beck und Olbricht widersprachen so entschieden, dass Stauffenberg den Gedanken daran aufgab. Als er schon im Vorzimmer Hitlers wartete, kam die Mitteilung, dass die Besprechung abgesagt sei.

Jedenfalls scheint Stauffenberg um diese Zeit erstmals erwogen zu haben, die Sache selber in die Hand zu nehmen. Sonst war der Unstern, der darüber lag, so glaubte er, nicht loszuwerden.

Im Rückblick drängt sich der Eindruck auf, als sei die innere Kraftlinie des Widerstands zur Jahreswende 1943/44 schon in abfallender Bewegung und Tresckows Märzkomplott tatsächlich die Peripetie des Dramas gewesen. Das hiesse zugleich, dass Stauffenberg zu spät hinzugestossen war und nicht nur gegen das Regime, sondern mehr als jeder andere zuvor auch gegen die Erschöpfung und den Pessimismus in den eigenen Reihen anzukämpfen hatte. Darüber hinaus war die Opposition seit dem Schlag gegen

die Abwehr verstärkt ins Blickfeld der Überwachungsapparate geraten, und jedenfalls kamen jetzt die Unglücksmeldungen von allen Seiten.

Um aus der Kaltstellung als Regimentskommandeur herauszukommen und gleichzeitig jenen Zugang zu Hitler zu gewinnen, der ihm die Chance zu einem Attentat bot, wandte Tresckow sich im Dezember an seinen alten Regimentskameraden General Schmundt und schlug ihm vor, im Führerhauptquartier eine Abteilung für psychologisch-politische Kriegführung zu schaffen, die er selber übernehmen wollte. Doch war seine «negative Einstellung» inzwischen offenbar so bekannt, dass der ihm wohlgesinnte Heerespersonalchef die Sache einfach vergass. Aus sichtlich dem gleichen Grunde scheiterte auch Tresckows Versuch, als Stellvertreter Heusingers in die Operationsabteilung des OKH versetzt zu werden. Nachdem der General auf das ihm von Schlabrendorff überbrachte Schreiben mit dem Vorschlag einen flüchtigen Blick geworfen hatte, sagte er nur: «Es bedarf keiner Antwort.» Der noch immer alle Welt hinhaltende Oberst Stieff wiederum, den Tresckow ebenfalls in einem Brief beschwor, endlich zur Tat zu kommen, brach bei der Lektüre «in ein zustimmendes Lachen aus» und vernichtete das Schreiben dann.³⁶

Ebenfalls noch im Dezember traf die Opposition ein weiterer Schlag. Während eines Fliegerangriffs auf Leipzig wurde Carlo Mierendorff verschüttet, und Zeugen berichteten, er habe als letztes Wort aus dem brennenden Keller «Wahnsinn!» gerufen.³⁷ Um die gleiche Zeit zog sich in Berlin das Netz der Gestapo über einem Personenkreis zusammen, den die Witwe des ehemaligen deutschen Botschafters in Tokio, Hanna Solf, um sich vereint und zur Anlaufstelle für Verfolgte und Untergetauchte gemacht hatte. Der Verdacht war aber wohl erregt worden, weil der Gruppe mit Nikolaus v. Halem, dem ehemaligen Legationssekretär Mumm v. Schwarzenstein und Otto Kiep auch drei Offiziere der Abwehr angehörten. Denn die Sicherheitsstellen hatten unterdessen begonnen, jeden Mitarbeiter der Canaris-Behörde systematisch auszuspähen, um das schon zerbrechende Amt dem ehrgeizig ausgreifenden Imperium der SS einzuverleiben. Am 12. Januar 1944 jedenfalls wurden die Mitglieder des sogenannten Solf-Kreises aus einer Teestunde heraus verhaftet und schon eine Woche später auch Helmuth v. Moltke, der versucht hatte, Otto Kiep vor der drohenden Gefahr zu warnen. Am 11. Februar schliesslich stürzte Canaris und wurde auf der Festung Lauenstein unter Arrest gestellt, während Himmlers Gehilfen Kaltenbrunner,

Schellenberg und Heinrich Müller sich daranmachten, die Abwehr Stück für Stück zu zerschlagen.

Der in den Umrissen schon hervortretende SS-Staat und der wachsende Schatten Himmlers hatten auch den Anstoss zu einer bizarren Unternehmung gegeben, die mit der Jahreswende zu Ende ging. Angesichts der immer wieder scheiternden Bemühungen, den Machtwechsel gewaltsam herbeizuführen, war Johannes Popitz auf die abenteuerliche Idee verfallen, das Regime durch eine «Palastrevolution» von innen her aufzubrechen oder doch die Gegensätze unter den Machthabern so zu verschärfen, dass der in Gang geratene Zersetzungsprozess sich noch beschleunigte. Er hatte sich dabei zunächst auf Göring stützen wollen, den designierten Nachfolger Hitlers und preussischen Ministerpräsidenten, in dessen Kabinett er nach wie vor als Finanzminister amtierte. Doch bald schon war er zu der Überzeugung gelangt, dass der bequem gewordene und korrupte Mann nur noch seinen mondänen Narrheiten nachhing und selbst als blosser Galionsfigur ernsthafter Gegenanschlüge ausfiel. Jetzt versuchte er, das hochgefährliche Spiel noch einmal aufzunehmen und ausgerechnet über Heinrich Himmler zum Ziel zu kommen.

Es war kein noch so vages Einverständnis, was ihn leitete. Nach glanzvollem Beginn hatte er schon in jüngeren Jahren den Posten eines Staatssekretärs im Finanzministerium übernommen und zeitweilig unter dem sozialdemokratischen Minister Rudolf Hilferding gearbeitet, dem er nach der Machtergreifung aus eigenen Stücken zur Flucht verhalf. Aus dieser engen Beziehung rührte womöglich auch seine Neigung zu einer staatlich gelenkten Wirtschaftspolitik, die ihn trotz des «altpreussisch-reaktionären» Rufs, der ihm vorauselte, mit einigen der jüngeren Kreisauer verband. Seit 1935 mit Hans Oster befreundet, war er noch vor dem Krieg ins Zentrum des konservativen Widerstands geraten und hatte im November 1938, aus Protest gegen die Judenverfolgungen, Göring um seinen Abschied als Minister ersucht, nicht ohne die ausdrückliche Bitte vorzutragen, Hitler über die Gründe seines Rücktritts zu unterrichten. Doch war nie eine Antwort eingegangen und er schliesslich in seinem Amt verblieben.

Über den mit ihm befreundeten Carl Langbehn, der ebenfalls schon seit den späten dreissiger Jahren zur Opposition zählte und als Nachbar in Dahlem sowie verschiedentlich als Anwalt persönliche Beziehungen zu Himmler unterhielt, nahm Popitz jetzt Verbindung zu dem mächtigen Reichsführer SS und kürzlich ernannten Innenminister auf. Am 26. August, in einem

Gespräch, das er nicht ohne machiavellistische Schläue und am Rande gleich mehrerer Abgründe führte, gab er zu erkennen, dass niemand anderes als er, Himmler selber, der richtige Mann sei, die im Innern wie nach aussen desolaten Verhältnisse des Regimes neu zu ordnen. Der Vorstoss schien nicht aussichtslos. Denn er kam einer um sich greifenden Neigung innerhalb der unsentimentalen, machttechnisch kalkulierenden Führung der SS entgegen, die Niederlage in Betracht zu ziehen und die dann verbleibenden eigenen Chancen auszurechnen. Zwar vermied Popitz es offenbar, die Rede bereits auf den Sturz Hitlers zu bringen, auf den er eigentlich hinauswollte. Doch sprach er davon, den Führer zu «entlasten», und gewann im Ganzen die Überzeugung, dass auch sein Gegenüber längst begonnen hatte, am Sieg des Reiches zu zweifeln. Beim Auseinandergehen verabredeten sie ein weiteres Treffen in absehbarer Zeit.

Dazu aber kam es nicht mehr. Schon im folgenden Monat wurde Langbehn wegen verschiedener Kontakte, die er über Schweizer Mittelsleute zu den Alliierten unterhalten hatte, verhaftet. Popitz selber dagegen, der bis dahin zu den Mittelpunktfiguren des bürgerlichen Widerstands gehört hatte, sah sich mehr und mehr an den Rand geraten. Natürlich war sein Unterfangen ein «Verzweiflungsschritt», geleitet von der Absicht, Himmler nach getanen Diensten zu überspielen. Aber darin lebten nur die Bändigungszusammenhänge vom Frühjahr 1933 wieder auf. Sein grösseres Versehen war, dass er die Unselbständigkeit und lediglich abgeleitete Autorität der höchsten SS-Charge nicht erkannte und mehr noch den vernichtenden Schaden nicht wahrnahm, den die Opposition durch eine wie immer motivierte Verbindung zu dem Mann erleiden musste, der weit über die Grenzen des Reichs hinaus als Inbegriff aller Verbrechen und Terrorpraktiken des Regimes galt. Gerhard Ritter griff nicht ganz daneben, als er Popitz den Typus eines Intellektuellen nannte: «reinen Sinnes und ohne sicheren politischen Instinkt». Und es war dieser Mangel, der ihm jetzt aus allen Gruppen des Widerstands den Vorwurf eintrug, viel zu lange in führender Stellung «mitgespielt» zu haben. Goerdeler jedenfalls, der nach anfänglichem Zögern nichts von dem Gespräch hatte wissen wollen und auch fand, dass Popitz viel zu weit gegangen sei, liess ihn nun auf Betreiben Stauffenbergs fallen. Der Kreis sei «sehr zersprengt», schrieb Hassell Ende Februar. «Es geht alles zum Teufel.»³⁸

Unstreitig war die immer wieder entfachte und immer wieder abbrechen-

de Erwartung des Attentats die kritische Stelle, an der jetzt die «band of brothers» zu reissen begann. Im Februar beklagte Goerdeler sich brieflich bei Beck über die nicht eingelösten Versprechungen Stauffenbergs und kam schliesslich auf seine eigene Idee eines unblutigen Staatsstreichs zurück. Über einige Verbindungsleute wandte er sich an den Generalstabschef Kurt Zeitzler mit der Bitte, ihm eine Unterredung oder gar ein öffentliches, im Rundfunk geführtes Streitgespräch mit Hitler zu vermitteln, durch das er den Diktator «auszuschalten», das heisst zur Aufgabe und vielleicht sogar zum Rücktritt zu veranlassen gedachte. Als die Sache nicht vorankam, schickte er ein mehr als zwanzig Seiten langes Exposé an Zeitzler, in dem er seine Vorstellungen darlegte. Seine Umgebung aber hielt das Schreiben zurück.³⁹

Solche Initiativen, die Stauffenbergs Hohn herausforderten und doch nur die Kehrseite von Goerdelers Mut und nie nachlassender Zuversicht waren, rissen zusehends breitere Gräben zwischen ihnen auf. Zwar hatten ihre Auseinandersetzungen mit dem Generationenabstand zu tun und mit dem Gegensatz der Temperamente, auch mit dem geschulten und in alten Weltverhältnissen beheimateten Verwaltungsmann auf der einen und dem ungeduldigen und wohl gedanklich noch unfertigen Praktiker auf der anderen Seite. Der tiefere Grund der Verstimmung war indessen, dass Stauffenberg im Bewusstsein seiner Schlüsselrolle, überdies vorangetrieben von dem «roten» Schulenburg, immer offener und enger in Verbindung zu Wilhelm Leuschner und Julius Leber trat und keinen Blick dafür hatte, wie sehr Goerdeler «unter der distanzierten Haltung ihm gegenüber litt. Immer wieder klagte Goerdeler: ‚Man sucht mich auszuschalten. Man unterrichtet mich nicht mehr.‘»⁴⁰

In der Tat verfestigte sich bei Stauffenberg mit fortschreitender Zeit die Auffassung, dass Leber «der bessere Reichskanzler» sei, obwohl Leber selber ebenso wie Wilhelm Leuschner und Jakob Kaiser der Meinung war, dass die Erfahrung mit der Dolchstosslegende dazu rate, in der Zeit unmittelbar nach der Beseitigung Hitlers einen Sozialdemokraten oder Arbeiterführer «nicht zu sichtbar in die vorderste Reihe der Verantwortlichen» zu rücken. Dabei wusste Stauffenberg sich innenpolitisch weitgehend mit Leber einig, während er in der Aussenpolitik näher bei Goerdeler stand, der noch im Frühsommer 1944 einen Verhandlungsfrieden für erreichbar hielt und in einem Elf-Punkte-Programm die Forderungen festgehalten hatte, die er den Kriegsgegnern vortragen wollte, darunter die Grenzen von 1914, den



***Fritz-Dietlof Gref** von der Schulenburg hatte in jungen Jahren den sozialistischen Teil des nationalsozialistischen Programms ernst genommen und war noch 1932 in die Partei eingetreten, hatte sich aber bald von ihr abgewandt. In verschiedenen Stauffenbergs Verwaltungsfunktionen war er ausserordentlich erfolgreich, galt in-dessen schon seit der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre als «politisch untragbar». So verband er sich, in der Rolle eines Vermittlers, dem zivilen wie dem militärischen Widerstand.*

Er war eine Persönlichkeit von suggestiver Kraft, der sich insbesondere jüngere Menschen schwer entziehen konnten. Axel von dem Bussche und Ewald Heinrich von Kleist brachte er mit Stauffenberg zusammen, die sich daraufhin bereit erklärten, ein Attentat auf Hitler zu verüben. Ursula von Kardorff schrieb in ihrem Berliner Tagebuch: «Alle tun, was er verlangt. Dabei sieht er weder reich noch mächtig aus, in seinem schäbigen blauen Anzug oder seiner abgerissenen Uniform, mit der schiefen Nase und dem absurden Monokel.»

Verbleib Österreichs und des Sudetenlands beim Reich sowie möglicherweise sogar die Rückkehr von Teilen Südtirols.⁴¹

Dagegen stand die illusionslose Nüchternheit Julius Lebers. Er hielt die bedingungslose Kapitulation für unvermeidbar und rückte folglich von Goerdeler immer spürbarer ab, und wie zerspalten die Meinungen waren, lehrt der Blick auf die hauptsächlichen Streitpunkte. Leber beispielsweise näherte sich trotz seines prinzipiellen Abstands zu den Konservativen in der Frage der Übergangsphase unmittelbar nach dem Sturz des Regimes der autoritär-staatlichen Linie von Jessen, Hassell und Popitz an, weil, wie auch er glaubte, «die Diktatur nicht über Nacht auf demokratische Verhältnisse umgestellt werden» könne.⁴² Die Konservativen wiederum entfernten sich aus eben diesem Grunde von Goerdeler, dessen demokratischer Vertrauensseligkeit sie die straffe Führung eines Zwischenregimes nicht zutrauten, ganz abgesehen von seinem Gewerkschaftsenthusiasmus, wogegen Trott ihm aussenpolitisch jetzt näherkam, was Goerdeler aber keineswegs die Unterstützung Moltkes und des überwiegenden Teils der Kreisauer eintrug, die ihm nach wie vor unterstellten, ein Mann «der» Wirtschaft und jedenfalls nicht offen genug zu sein für eine Regierung «unter Einbeziehung der Arbeiterschaft bis zum linken Flügel der Sozialdemokratie», wie Yorck ihm entgegenhielt: und so Punkt um Punkt, bis am Ende, im Chaos weltentrückt betriebener Kontroversen, nicht nur jeder für und gegen jeden stand, sondern die Mehrheit auch, anders als ein Jahr zuvor, nicht mehr auf seinen Goerdeler. Die Beamten der Gestapo, die nach dem 20. Juli die Verhöre führten, hatten nicht ganz unrecht mit ihrem Urteil, alle Versuche der unterschiedlichen Widerstandszirkel, «eine Einheit zu konstruieren», hätten nichts anderes als «ein politisches Monstrum» hervorgebracht, und einig seien sie sich «nur im Negativen, in der Ablehnung des Nationalsozialismus», gewesen.⁴³ Das Band war in der Tat zerrissen.

Doch noch brachen die Gegensätze nicht offen auf. Denn die in diesem Frühsommer 1944 eigentlich beherrschenden, alles überlagernden Fragen betrafen die Aussenpolitik, und noch immer fiel es einer Mehrheit schwer, hinzunehmen, dass sie ohne Hoffnung kämpfte. Welche Mühe selbst Stauffenberg der Abschied von den Trugbildern eines Verhandlungsfriedens machte, geht nicht zuletzt daraus hervor, dass er sich nach den ernüchternden Gesprächen mit Leber fast hilfesuchend an Trott wandte. Und da der erbitterte Trott erst von der jüngsten Reise wiederum die Einsicht zurückgebracht hatte, «dass auf englischer und amerikanischer Seite ein ehrlicher

Verständigungswille nicht vorhanden» sei, zumal die in Casablanca verkündete Formel des «unconditional surrender» soeben auf der Konferenz von Teheran noch einmal bekräftigt worden war, tauchte für einen kurzen, irrlichternden Augenblick der Gedanke eines deutschen Separatfriedens mit der Sowjetunion auf

Ausgangspunkt dieser Überlegung war die berühmte Äusserung Stalins vom Februar 1942, wonach die Hitler kommen und gehen, während das deutsche Volk bestehenbleibe. Hatte der sowjetische Diktator damit schon seinen Widerspruch gegen die unnachgiebige Politik der Westmächte angedeutet, so war er seit dem Sommer 1943 noch einen Schritt weiter gegangen. Über Stockholm sowie über das im Juli des Jahres von Kriegsgefangenen und Emigranten gegründete Nationalkomitee «Freies Deutschland» hatte er versucht, Fühler zur deutschen Opposition auszustrecken. Doch wie deren Gesprächsbemühungen nach Westen, waren auch diese Anstalten in Misstrauen und Vorbehalten untergegangen. Schon die Aktivität jener kommunistisch inspirierten Gruppen unter dem Oberleutnant Harro Schulze-Boysen sowie Arvid und Mildred Harnack, für die die Gestapo die Sammelbezeichnung «Rote Kapelle» erfunden hatte und in der sich harte Ideologen mit buntgescheckten Schwarmgeistern vereinten, war trotz mancher persönlicher Querverbindungen von der gesamten Opposition so gut wie unbeachtet geblieben. Ihre Verhaftung blieb ein Ereignis, das nicht mehr als menschliche Teilnahme weckte. Die Gesinnungsbedürfnisse dieses überwiegend intellektuell geprägten Zirkels, dessen Mitglieder der einen Ideologie den Vorzug vor der anderen gaben und über alle Gemeinsamkeiten der Herrschaftspraxis den verhüllenden Schleier politischer Philosophismen legten oder gar den alten Traum von der historischen Sendung der beiden «tiefen» Kulturvölker gegen die platte Welt des Westens weiterträumten, waren nur auf Unverständnis gestossen. Jedenfalls hatte sich keine noch so lockere Verbindung ergeben, zumal Moskau selber offenbar nicht daran gelegen war, die Gruppe zu einer Zelle und vielleicht sogar zu einem Zentrum des politischen Widerstands auszubauen. Vielmehr nutzte es ihren festen Kern lediglich als nachrichtendienstliches Instrument, das Spionage für die Sowjetunion betrieb.

Allenfalls als taktisches Mittel, um die Westmächte womöglich doch zum Einlenken zu zwingen, kam daher jetzt noch einmal die Erwägung ins Spiel, Verbindung zur Sowjetunion aufzunehmen. Es bedurfte indessen keiner ausgedehnten Erörterungen, bis der Gedanke wieder fallengelassen

wurde. So ist es denn auch einer der unwiderleglichen Beweise gegen Stauffenbergs angebliche Ostorientierung, dass er die Aufrufe des Nationalkomitees mit dem Bemerkten ablehnte: «Was ich mache, ist Hochverrat. Aber was die machen, ist Landesverrat.»⁴⁴ Im Unterschied dazu billigte er nicht nur die Bemühungen der Goerdeler, Trott oder Gisevius nach der anderen Seite, zu den Westmächten, sondern reihte sich später selber in sie ein. Nicht einmal die Vernehmungsbeamten der Gestapo haben nach dem 20. Juli den dringend gesuchten Nachweis eines Zusammenwirkens zwischen der Opposition und der Sowjetunion oder einem ihrer vorgeschobenen deutschen Posten erbringen können.

Gleichwohl hatte die Frage noch eine andere Seite. Sie betraf die Verbindung zum kommunistischen Untergrund, der nach dem Schock des Hitler-Stalin-Pakts nur in vereinzelt Gruppen überdauert hatte. Gerade die Tatsache, dass deren Stärke schwer überschaubar war, veranlasste Leber jetzt, auf die verschiedentlich vorgetragene Annäherungsbemühungen der Kommunisten einzugehen. Noch handelte es sich nicht darum, sie in die Verschwörung einzubeziehen, aber doch um eine «Öffnung nach links» sowie um die Frage, wie sich die kommunistische Führung im Falle eines Staatsstreichs verhalten würde.

Nach langem Für und Wider kam es am 21. Juni in der Wohnung Yorcks zu einer Besprechung, in der die Ansichten schroff aufeinanderstießen. Leuschner war gegen jede Annäherung, da der kommunistische Apparat, wie er meinte, von Gestapo-Agenten unterwandert sei; auch die Kreisauer Haubach und van Husen lehnten selbst eine lose Fühlungnahme ab. Nur Reichwein vertrat in seinem «fast erbitterten Sozialismus eine sozialistische Solidarität». Als Leber berichtete, «zwei bekannte Kommunisten» seien mit einem Gesprächsangebot an ihn herantreten, und alle Vorbehalte mit dem Hinweis abwehrte, «er habe mit ihnen fünf Jahre auf derselben Pritsche im KZ gelegen», flaute die Skepsis offenbar ab, auch wenn bis heute unklar ist, ob er die Bedenken der Runde zerstreuen konnte. Stauffenberg jedenfalls scheint dem Vorhaben zugestimmt zu haben.⁴⁵

Schon am folgenden Tag trafen Leber und Reichwein in der Wohnung eines Berliner Arztes mit zwei Mitgliedern des sogenannten Zentralkomitees der Kommunistischen Partei, Anton Saefkow und Franz Jacob, zusammen. Und obwohl in der Verabredung nur von diesen beiden die Rede gewesen war, kam mit ihnen ein dritter Mann. Noch verräterischer war, dass einer der Kommunisten Leber mit vollem Namen begrüßte. Auch das ver-



Zu Beginn des Jahres 1944 trat Stauffenberg an seinen Ordonnanzoffizier Werner von Haeften (rechts) mit der Frage heran, ob er bereit sei, sich im Rahmen einer Uniform-Vorführung mit Hitler in die Luft zu sprengen. Haeften sagte grundsätzlich zu, doch dann machte sein Bruder, Hans-Bernd von Haeften (links), mit solchem Nachdruck vor allem religiöse Bedenken geltend, dass Werner den Plan aufgab.

stieß gegen die Absprache, und Leber muss die Anrede wie einen Judaskuss empfunden haben. Jedenfalls sah er offenbar schon an diesem Abend ein, dass ihm ein schrecklicher Fehler unterlaufen und nicht nur er selber, sondern die soeben zu einem neuen, vielleicht letzten Sprung ansetzende Verschwörung aufs Höchste gefährdet war.

Für den 4. Juli hatten beide Seiten ein weiteres Treffen verabredet. Aber Leber blieb ihm fern; nur Reichwein ging hin und wurde, zusammen mit Saefkow und Jacob, verhaftet. Am folgenden Morgen holte die Gestapo auch Julius Leber aus seiner Wohnung.

Unterdessen war der Krieg in seine letzte Phase eingetreten. In der Nacht vom 6. Juni 1944 hatten die westlichen Alliierten in der Normandie die Invasion begonnen. Schon nach etwas mehr als vierzehn Tagen war das Landungsgebiet fest in ihrer Hand und eine Streitmacht von einer Million Mann, 170.000 Fahrzeugen und über 500.000 Tonnen Material über den Kanal geschafft. Um die gleiche Zeit, am 22. Juni, durchbrachen vier Heeresgruppen der Roten Armee mit sechsfacher Übermacht die nur noch dünnen, vorgewölbten Linien der Heeresgruppe Mitte zwischen Minsk und der Beresina,

stiessen tief durch die deutschen Stellungen nach Westen vor und bildeten drei Kessel, in denen siebenundzwanzig deutsche Divisionen, weit mehr Verbände als bei Stalingrad, eingeschlossen und binnen kurzer Zeit aufgerieben wurden.

In diesen Tagen drängte Tresckow, der inzwischen als Generalstabschef der 2. Armee im Südabschnitt der Heeresgruppe Mitte wieder in gewohnte Funktionen zurückgekehrt war, noch einmal zu raschem Handeln. Für Stauffenberg hatte die Invasion immer die Zeitgrenze markiert. Nach ihrem Überschreiten war ein Staatsstreich, meinte er, nur noch eine Geste und jedenfalls die nie ganz aufgegebene Hoffnung auf eine «politische Lösung» vertan. Die Sorge, zu spät zu kommen, hatte sein ganzes Denken und Handeln beherrscht und ihn zu so grosser Ungeduld getrieben.

Deshalb liess er Tresckow jetzt durch Lehndorff fragen, ob ein Attentat noch einen Sinn habe, da kein politischer Zweck mehr zu erreichen und auch die letzte Chance verspielt sei. Wenig später kam Lehndorff mit der Antwort Tresckows zurück. Sie bezeichnete die endgültige Abkehr von jener Rücksicht auf die äusseren Bedingungen, die den Entschluss zur Tat so oft gelähmt hatte, aber auch auf alle politischen Absichten oder Ziele überhaupt, und lautete: «Das Attentat muss erfolgen, coûte que coûte. Sollte es nicht gelingen, so muss trotzdem in Berlin gehandelt werden. Denn es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, dass die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte unter Einsatz des Lebens den entscheidenden Wurf gewagt hat. Alles andere ist daneben gleichgültig.»⁴⁶

Vorabend

Am 1. Juli trat Stauffenberg, unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberst, seinen Dienst als Chef des Stabes beim Befehlshaber des Ersatzheeres an. Gerade wenn man Fromms jederzeit wache und opportunistische Umsicht in Rechnung stellt und seine längst zur Gewissheit verdichtete Vermutung, dass Stauffenberg zusammen mit Olbricht den Umsturz betrieb, wird der Eifer noch unerklärlicher, mit dem er sich um ihn bemüht hatte. Es mag sein, dass er sich einfach mit ihm grosstun und dank seiner Hilfe aus der Ungnade herauswollte, in der er seit geraumer Zeit bei Hitler stand, zumal eine Denkschrift, die Stauffenberg für ihn verfasst hatte, auch im Führerhauptquartier aufgefallen war: «Endlich ein Generalstabsoffizier mit Phantasie und Verstand!» soll Hitler dazu bemerkt haben.¹ Doch mag auch zutreffen, dass der Wehrmachtsadjutant General Schmudt den jungen Offizier, der überall von sich reden machte und sogar als Nachfolger General Heusingers, des Chefs der Operationsabteilung, ins Gespräch gekommen war, für diese Aufgabe empfohlen hatte, um den «müde gewordenen Fromm» anzutreiben. Jedenfalls deutete Stauffenberg seinem neuen Vorgesetzten schon beim Antrittsbesuch an, dass er einen Staatsstreich erwäge, und Fromm hatte lediglich für so viel Offenheit gedankt. Nachfolger bei Olbricht wurde Oberst Albrecht Mertz v. Quirnheim, den Stauffenberg seit der gemeinsamen Zeit auf der Kriegsakademie kannte.²

Entscheidend für Stauffenberg und den von nun an auf seine Dienste verzichtenden General Olbricht war, dass die neue Verwendung ihm den lange fehlenden, über Uniformvorführungen oder andere kompliziert zu arrangierende Veranstaltungen gesuchten Zugang zu Hitler öffnete. Schon am 7. Juni, dem Tag nach der alliierten Invasion, hatte Stauffenberg den Befehlshaber des Ersatzheeres zu einer Besprechung auf den «Berghof» begleitet und von Hitler den Eindruck eines Menschen «wie hinter Schleiern» mitgebracht, der mit zitternder Hand Lagekarten verschob und immer wieder



*Nachfolger Stauffenbergs als Chef des Stabes bei General Olbricht war Oberst **Mertz von Quirnheim**. Zunächst unglücklich darüber, dass er von der Front in einen Heimatstab versetzt wurde, war er bald überglücklich, als er erfuhr, dass er Anschluss an Stauffenberg und damit an die Verschwörung gegen Hitler gewann. Als eine der Hauptfiguren der Verschwörung wurde er noch in der Nacht des 20. Juli im Hof des Bendler-Blocks erschossen. Das Bild zeigt Albrecht Mertz von Quirnheim (rechts) neben **Claus Graf Schenk von Stauffenberg** (links) im Jahre 1942.*

zu ihm hingeblickt habe.³ Kaum eine Woche nach seiner Ernennung zum Chef des Stabes war er wiederum auf dem Obersalzberg.

Unklar ist, ob Stauffenberg schon zu diesem Zeitpunkt das Attentat verüben wollte. Immerhin hatte er den Sprengstoff dabei, und auch die übrigen Frondeure waren vorgewarnt worden. Doch stellte sich heraus, dass Göring und Himmler nicht an der Besprechung teilnahmen, deren Anwesenheit von allen Verschwörern stets als Voraussetzung für einen Anschlag genannt

worden war. Möglicherweise setzte er aber auch seine Hoffnungen immer noch auf Stieff. Jedenfalls wandte er sich noch einmal an ihn, als er hörte, Stieff werde am nächsten Tag auf Schloss Kiessheim jene immer wieder verschobene Uniform Vorführung leiten, in deren Verlauf sich ein halbes Jahr zuvor Bussche und Kleist mit Hitler hatten in die Luft sprengen wollen. Er habe «das ganze Zeug mit», sagte er. Aber Stieff winkte ab.

Die Antwort bestärkte ihn in seiner Absicht, das Attentat selber auszuführen. Schon als er im Juni von seiner Ernennung erfuhr, hatte er begonnen, sich trotz des Einspruchs von Beck mit dem Gedanken vertraut zu machen, und Yorck und Haefen eingeweiht. Niemand hatte dergleichen je erwogen, da nicht nur Stauffenbergs schwere Versehrungen dagegen sprachen, sondern auch der gesamte Staatsstreichplan, der seine Anwesenheit in Berlin unentbehrlich machte. Aber inzwischen sah er, angesichts «unserer verzweiflungsvollen Lage», keine andere Möglichkeit mehr. Schon Anfang Juli begann er die erforderlichen technischen Umstellungen einzuleiten, insbesondere für die Bereitstellung eines Flugzeugs zu sorgen und die Veränderungen zu durchdenken, die sich aus seiner Doppelrolle als Attentäter und Leiter des Umsturzes ergaben.

Sein Entschluss stiess bezeichnenderweise auf keine praktisch begründeten Einwände, wie sehr sich dadurch auch das Risiko des Unternehmens erhöhte. Nur der Chirurg Ferdinand Sauerbruch machte nach einem Treffen der Verschwörer in seinem Hause, als Stauffenberg noch geblieben und mit seinen Absichten wenigstens andeutungsweise herausgerückt war, ernste Bedenken geltend. Sie richteten sich zwar vorderhand auf dessen nach wie vor überaus beeinträchtigten gesundheitlichen Zustand, gingen aber zugleich sichtlich darüber hinaus.⁴

Die Mitverschworenen dagegen kamen allenfalls noch einmal auf ihre gedankenschweren Bekümmernisse zurück. Wohl hatte Stauffenberg bei seinem Vetter Yorck und einigen anderen Kreisauern in langwierigen Gesprächen, die sich vom Frühjahr bis in den Juni hinzogen, endlich Zweifel an dem theologisch-philosophischen Attentatsverbot wecken können, zumal seit ihm ein Befehl Kaltenbrunners zugänglich geworden war, der «für 40.000 oder 42.000 ungarische Juden ‚Sonderbehandlung‘ in Auschwitz» anordnete und den er von da an den «abwägenden Akademikern des Fahnenweides» entgegenhielt.⁵ Hans-Bernd v. Haefen hat gleichwohl bis zum Ende unter der Attentatsidee gelitten, wobei die Eidesbindung, ethische

Maximen und vor allem religiöse Bedenken ein Gedankengefängnis errichteten, aus dem er nicht herausfand. Als sein Bruder zu Beginn des Jahres von Stauffenberg zurückgekehrt war und grundsätzlich zugesagt hatte, das Attentat auszuführen, fragte er ihn: «Hast du die Sicherheit, dass das deine Aufgabe vor Gott und vor unseren Vätern ist?» Doch dann wiederum quälte ihn angesichts der Opfer, die jeder Tag kostete, der Gedanke, seinem Bruder abgeraten zu haben.

Es war ein Netz unentwirrbarer Spekulation, in dem er sich verfangen hatte. Das macht nicht zuletzt der Ausweg sichtbar, den er schliesslich in der These fand, dass Hitler, «wenn überhaupt», vor Stalingrad hätte umgebracht werden dürfen; seit es aber mit ihm «bergab ging und das Glück ihn verliess», könne «kein Segen auf dem Tyrannenmord» liegen. Moltke wiederum war lange Zeit gegen den Mord, dann eher dafür und am Ende doch überglücklich, «nur gedacht» zu haben. Wer den Überlegungen der oft tiefreligiösen und nicht zuletzt durch ihren Glauben zum Widerstand gelangten Männer wie Beck und Steltzer und Yorck nachgeht, gewinnt den Eindruck, dass es ihnen zwar jederzeit um die Rettung des Landes und der Menschen und um ein Ende des unsäglichen Massenmordens ging; aber auch und womöglich mehr noch um das eigene Seelenheil.

Im Unterschied dazu betrachtete Stauffenberg den Eid längst als tausendfach gebrochen, und aus den ethisch-religiösen Überlegungen leitete er geradezu die Pflicht ab, Hitler und sein menschenvernichtendes Regime mit allen Mitteln zu beseitigen. Seine Umgebung berichtet, er habe in jenen Wochen mit Vorliebe Stefan Georges Gedicht «Der Widerchrist» rezitiert, das in grossen, entrückten Bildern von der Sinn- und Begriffsverwirrung spricht, die dessen Herrschaft heraufführen und begleiten. Mit seinem Blick für die einfacheren und rauheren Wahrheiten, den er sich trotz der georgischen Lehrjahre bewahrt hatte, führte er die Debatte denn auch in jene politischen Kategorien zurück, die ihr einzig gerecht wurden. *Ein* Unrecht müsse man auf sich nehmen, das des Tuns oder das des Nichtstuns, sagte er und, wenige Tage vor dem 20. Juli: «Es ist Zeit, dass jetzt etwas getan wird. Derjenige allerdings, der etwas zu tun wagt, muss sich bewusst sein, dass er wohl als Verräter in die deutsche Geschichte eingehen wird. Unterlässt er jedoch die Tat, dann wäre er ein Verräter vor seinem eigenen Gewissen.»⁶

Alles drängte unaufschiebbar zur Eile, nicht mehr nur die militärische Lage. Letzte irrealen Hoffnungen klammerten sich noch einmal an jene «Westlösung», die eine Zurücknahme der deutschen Front in Frankreich bei gleichzeitiger, verstärkter Abwehranstrengung im Osten vorsah. Insbesondere Goerdeler erbot sich, womöglich zusammen mit Beck nach Frankreich zu fahren und, im Vertrauen auf seine Überredungsgabe, die zuständigen Befehlshaber zu veranlassen, ein Waffenstillstandsangebot an Eisenhower zu richten, anschließend die Front zu öffnen und den westalliierten Truppen den Weg ins Innere Deutschlands frei zu machen. Dahinter stand nicht nur die Absicht, das Land vor der «Überflutung» durch die Rote Armee zu bewahren; vielmehr war es auch noch einmal ein Versuch, das «unselige Attentat», wie Goerdeler in einer späteren Aufzeichnung vermerkt hat, durch die bedingungslose Kapitulation nach einer Seite zu vermeiden, und sein letzter politischer Vorschlag überhaupt.⁷ Doch Stauffenberg hatte den Gedanken, wie sehr er ihm auch zuneigte, schon verschiedentlich als undurchführbar verworfen. Auch Beck rückte nun davon ab. Nachdem alle Träume von einem Verhandlungsfrieden mehr und mehr zusammengeschrumpft waren, entschwand nun der verbliebene Rest. Am 11. Juli kam von Otto John aus Madrid die Nachricht, dass nach Auskunft der britischen Botschaft die Feindseligkeiten nicht anders beendet werden könnten als durch die gleichzeitige bedingungslose Kapitulation im Osten wie im Westen. Es gab keinen Ausweg mehr.

Weit mehr zum Handeln trieb unterdessen die Sorge vor der drohenden Entdeckung. Denn der sich weitende Kreis der Mitwisser konnte, wie jedem klar war, auf unbegrenzte Zeit den Überwachungsorganen kaum verborgen bleiben. Ausserdem hatten Leuschner, Kaiser und der Vorsitzende des Deutschen Handlungsgehilfen-Verbandes, Max Habermann, lange begonnen, mit Hilfe ihres Anhangs von einst ein «unsichtbares Netz» von kleinen, über das ganze Land verteilten Zellen zu errichten und zum System auszubauen, um den Staatsstreich «von oben» auf eine breitere Basis zu stellen. Als Vertrauensleute sollten die ausgesuchten Personen, sobald die neue Regierung eingesetzt war, jene Mitarbeit der Bevölkerung sicherstellen, ohne die alle Bemühungen ins Leere laufen mussten. Doch zugleich erweiterten auch diese Bemühungen den Kreis der Eingeweihten.

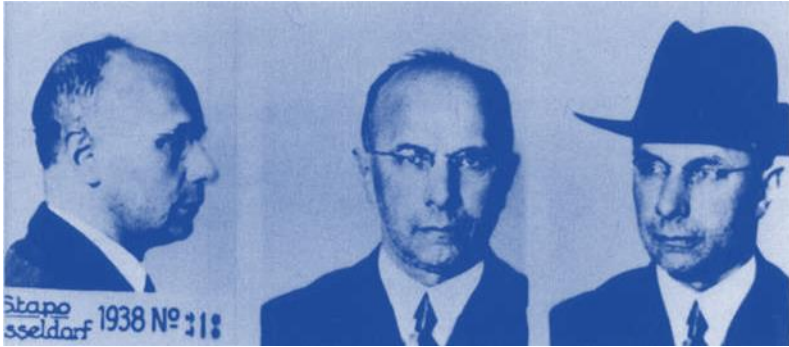
Noch im Juni war zudem bekanntgeworden, dass Nikolaus v. Halem, Mumm v. Schwarzenstein und Otto Kiep zusammen mit weiteren Mitglie-

dern des Solf-Kreises zum Tode verurteilt worden waren. Zur gleichen Zeit hatte die Gestapo Oberst Wilhelm Staehle, einen der Verbindungsmänner zu Goerdeler, verhaftet, Anfang Juli Leber und Reichwein. Niemand konnte sagen, wieviel die polizeilichen Ermittler in Erfahrung gebracht hatten, und überdies schwirrte die Luft im Berlin jener Wochen, wie jeder wusste und die Tagebuchaufzeichnungen der Zeit auch festhalten, von vertraulichen Hinweisen und halblauten, doch unzweideutigen Einverständnissen. Zudem machten sich bei einzelnen Eingeweihten die Nervenanspannungen der zurückliegenden Monate bemerkbar. Der Abwehrhauptmann Ludwig Gehre geriet in Panik und drohte, «den ganzen Laden in der Bendlerstrasse hochgehen» zu lassen, falls er in die Hände der Gestapo gerate. Stauffenberg sah sich von alledem, insbesondere jedoch durch die Verhaftung Lebers, in wachsende Zeitnot gebracht. «Ich hole ihn raus, und ich hole ihn raus!» versicherte er unzählige Male während dieser Tage, und der Frau des Verhafteten liess er ausrichten: «Wir sind uns unserer Pflicht bewusst.»⁸

Am 11. Juli war er erneut im Führerhauptquartier auf dem Obersalzberg, und wiederum führte er den Sprengstoff mit. Doch obwohl er diesmal Goerdeler gebeten hatte, nach Berlin zu kommen und sich bereit zu halten, desgleichen Witzleben unterrichtet hatte, auch General Hoepner, Yorck, den Polizeipräsidenten von Berlin, Graf Helldorf, einige junge Offiziere des Potsdamer Ersatzbataillons 9 und andere, hat man den Eindruck einer Art Probelaufs, da vieles unterblieben war, was der dem Attentat nachfolgende Staatsstreich voraussetzte. Überdies war Himmler wiederum nicht gekommen.

Stauffenbergs Ungeduld war gleichwohl gross und kam in der Frage zum Ausdruck, mit der er sich noch vor Beginn der Lagebesprechung an Stieff wandte: «Herrgott, soll man nicht doch handeln?» Aber Stieff verwies auf den abwesenden Himmler, ohne offenbar zu bemerken, dass er auf diese Weise das Attentat, zu dem er selber nicht bereit war, mit einer erschwerenden Bedingung versah. Jedenfalls liess Stauffenberg von dem Gedanken, die Bombe zu zünden, ab. Als die Nachricht in Berlin eintraf, meinte Goerdeler «halb lächelnd und halb traurig: ‚Die machen es nie!‘»⁹

Doch schon drei Tage später wurde Stauffenberg für den 15. Juli ins Führerhauptquartier gerufen, das inzwischen nach Rastenburg zurückgekehrt war, obwohl oder weil die russischen Verbände nur noch rund hundert Kilometer von der ostpreussischen Grenze entfernt standen. Die Zwischen-



***Jakob Kaiser** gehörte zur Gruppe der Gewerkschaftsführer in der Opposition. An alte Verbindungen anknüpfend, bauten vor allem er und Wilhelm Leuschner von 1943 an im ganzen Land kleine Widerstandszellen auf, die in der Stunde x der Umsturzregierung den nötigen Rückhalt in der Bevölkerung schaffen sollten. Er war einer der wenigen, denen es im Sommer 1944 gelang, unterzutauchen und unentdeckt zu bleiben. Die Aufnahme ist ein Fahndungsphoto der Gestapo aus dem Jahre 1939.*

zeit nutzte er, um einige der ungezählten personellen und technischen Einzelheiten zu überarbeiten, die für das Gelingen des Vorhabens erforderlich waren. Mit General Erich Fellgiebel, dem Chef des Nachrichtenwesens, war abgesprochen worden, wie das Führerhauptquartier technisch von der Aussenwelt abzuschneiden sei. Viele Vorbereitungen, hatte der General schon verschiedentlich bemerkt, waren nicht zu treffen. Denn für die Nachrichtenübermittlung gab es keinen zentralen Sternpunkt, der besetzt und ausgeschaltet werden konnte. Heer und Luftwaffe, aber auch SS und Auswärtiges Amt besaßen eigene Vermittlungsstränge, und überdies war bei allen Eingriffen zu berücksichtigen, dass die kämpfende Truppe nicht blockiert werden durfte. Fellgiebel hatte deshalb stets nur eine befristete Isolierung für möglich erklärt und hinzugefügt, im Übrigen komme alles darauf an, im richtigen Augenblick das Richtige zu tun. Aber die Kontakte zu den Verbindungsoffizieren in den Wehrkreisen, deren Mitwirkung für den Ablauf des «Walküre»-Plans so grosse Bedeutung hatte, waren zu verbessern, der schnelle Einsatz der im Berliner Raum liegenden Heereseinheiten zu gewährleisten und zahlreiche weitere Mobilisierungsfragen zu klären, die vornehmlich in Olbrichts Händen lagen. Am Ende, als ein Nebenproblem, stand die Handhabung der eigens für ihn angefertigten Spezialzange, mit der die Sprengladung gezündet werden sollte.

Auch die Aufrufe an die Bevölkerung wurden um diese Zeit noch einmal überprüft. Sie liegen in mehreren Fassungen vor, die durchweg Entwürfe oder Arbeitsexemplare sind und Wiederholungen sowie Unstimmigkeiten enthalten. Ein für alle verbindlicher Text ist, so scheint es, nie zustande gekommen. Eine der Proklamationen stammt von Goerdeler und ist offenbar im Einvernehmen mit dem Rechtsanwalt Josef Wirmer und mit Tresckow angefertigt worden, eine andere von Leber und Reichwein, eine dritte von Beck, die sich an die Truppe wandte, und eine weitere von Stauffenberg, die im Freundeskreis mehrfach erörtert und verbessert worden ist. Der Originaltext ist verlorengegangen, doch existiert eine knappe Inhaltsangabe, die ein enger Vertrauter Stauffenbergs, Rudolf Fahrner, im August 1945 aus der Erinnerung niedergeschrieben hat.

Stauffenbergs Aufruf teilte einleitend, so heisst es da, «ohne weitere Erklärung mit..., dass Adolf Hitler tot sei. Dann kamen einige Sätze der Abrechnung mit den übrigen Parteiführern», aus deren Verhalten «die Pflicht und die Notwendigkeit des Eingreifens abgeleitet» wurde. Der Chef der Übergangsregierung, dessen Name Fahrner nicht erfahren hat, «versicherte, dass er und die Männer, die sich ihm zur Verfügung gestellt hätten, nichts für sich wollten. So bald als möglich... würde die Nation zu freier Entscheidung über die künftige Verfassung des Staates aufgerufen werden, für die es eine neue Form zu suchen gelte. Er gelobte für sich und seine Mitarbeiter, in allem unbedingt gesetzlich zu verfahren, nichts zu tun oder zu dulden, was gegen göttliches oder menschliches Recht verstosse. Er verlangte dafür unbedingten Gehorsam für die Zeit der Übergangsregierung. Es folgte die Ankündigung einer hinreichenden Sühne für die unter der Parteierrschaft begangenen Verbrechen und Rechtsbrüche; niemand aber solle wegen politischer Gesinnung verfolgt werden. Dann kam die Ankündigung, dass die Übergangsregierung alles tun werde, um so schnell als möglich den äusseren Frieden zu erlangen», und dass er «nicht ohne grösste Opfer und Einbussen» zu erhalten sein werde.¹⁰

Am Abend nach der Rückkehr aus Berchtesgaden traf Stauffenberg sich mit seinem Vetter Cäsar v. Hofacker, der zum Stab Stülpnagels in Paris gehörte, um mit ihm die Staatsstreichpläne abzustimmen. Vom kürzlich ernannten Oberbefehlshaber West, Kluge, sowie von Rommel, dem Chef der Heeresgruppe B, berichtete Hofacker, dass angesichts der alliierten Überlegenheit, insbesondere zur Luft, die Front noch allenfalls zwei oder drei



*Einen Teil seiner Entstehung und seines Zusammenhalts verdankte der Widerstand verwandtschaftlichen Verbindungen. **César von Hofacker** war ein Vetter der Brüder Stauffenberg. Im Stab des Militärbefehlshabers von Frankreich, des Generals Carl-Heinrich von Stülpnagel, entwickelte er sich bald zur treibenden Kraft des Militärputsches in Paris. Kurz nach dem 20. Juli verhaftet, äusserte er sich in den Verhören mit so vernichtender Schärfe über Hitler, dass die Vernehmungsbeamten der SS ihm eine widerwillige Bewunderung nicht versagen konnten.*

Am 20. Dezember 1944 starb er in der Haftanstalt Plötzensee durch den Strang.

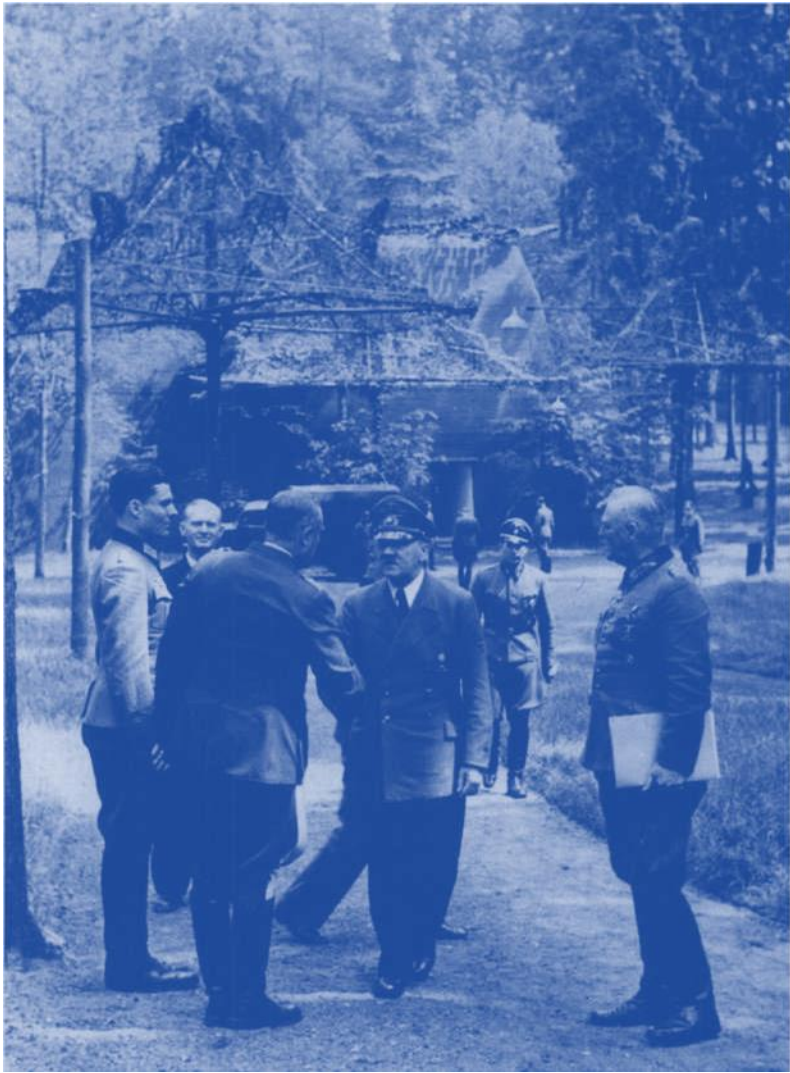
Wochen zu halten sei; die Truppe «verdorre» unter den pausenlosen Angriffen. Vor allem Stülpnagel war darüber hinaus entschlossen, sich aktiv an dem geplanten Staatsstreichunternehmen zu beteiligen, während Kluge, wie stets, unverlässlich blieb, und Rommel im Grunde abseits stand. Zwar hatte er einen Monat zuvor, bei einer frostigen Begegnung mit Hitler im Führerhauptquartier «Wolfsschlucht II» bei Margival, nördlich von Soissons, unter Hinweis auf die materielle Übermacht des Gegners zur Beendigung des Krieges geraten und damit Hitlers äussersten Unwillen erregt. Doch zu einem Gewaltakt war er nicht bereit Und auch mit jenem «ultimativen» Fernschreiben, wenige Tage später, worin er Hitler ungeduldig aufgefordert hatte, aus dem bevorstehenden Zusammenbruch der Front im Westen «die politischen Folgerungen» zu ziehen, rückte er noch nicht von ihm ab. Es

bleibt eine offene Frage, ob er sich je der Opposition angeschlossen hätte. Vorerst deckte es den kaum ausmessbaren Unterschied zwischen ihm und den Verschwörern in Berlin auf, dass er sich von seinem Generalstabschef Hans Speidel dazu überreden liess, aus dem Text des Schreibens das Wort «politisch» zu entfernen, um Hitler nicht «unnötig» aufzubringen.¹¹

Als Stauffenberg am frühen Morgen des 15. Juli zusammen mit Fromm und Hauptmann Friedrich Karl Klausing nach Rastenburg flog, war der Staatsstreich gründlicher vorbereitet und der Kreis der Beteiligten weiter gezogen als vier Tage zuvor. Wie entschlossen er und Olbricht waren, an diesem Tag aufs Ganze zu gehen, ist daran abzulesen, dass Olbricht gegen 11 Uhr, zwei Stunden vor dem frühesten möglichen Zeitpunkt für das Attentat, bei den um Berlin gelegenen Heeresschulen sowie für das Wachbataillon den «Walküre»-Alarm auslöste und damit das Risiko einging, die einzige Chance eigenmächtigen Handelns zu verspielen. Stauffenberg selber jedenfalls hatte allem Anschein nach die Absicht aufgegeben, das Attentat nur bei Anwesenheit Himmlers auszuführen.

Unmittelbar nach seiner Ankunft jedoch stiess er auf Fellgiebel und Stieff, und beide bedrängten ihn noch einmal mit äusserstem Nachdruck, den Sprengsatz angesichts des Ausbleibens Himmlers nicht zu zünden. Sie liessen ihn auch wissen, dass der Generalquartiermeister, General Eduard Wagner, am Vorabend von Zossen aus in sehr bestimmtem Ton verlangt hatte, nur zu handeln, «wenn der Reichsführer SS dabei» sei. Immerhin spricht aber sowohl Olbrichts «Walküre»-Alarm als auch Stauffenbergs offensichtliche Ungehaltenheit über sein eigenes Zögern vom 11. Juli dafür, dass er diesmal entschlossen war, sich von solchen Überlegungen frei zu machen.

Dennoch musste er Klausing nach der Lagebesprechung, als sie sich zum Essen in Keitels Sonderzug begaben, gestehen: «Es ist heute wieder nichts geworden.» Eine Version will wissen, dass Stieff selber die Ausführung des Attentats verhindert habe, indem er die Tasche mit dem Sprengmaterial beiseite schaffte, als Stauffenberg den Raum verliess, um mit Berlin zu telefonieren. Gesagt wird auch, dass Stauffenberg unsicher geworden sei, weil die Entschiedenheit, mit der Stieff, Wagner und Fellgiebel darauf bestanden hatten, das Attentat nicht auszuführen, fast auf eine Kündigung des konspirativen Einverständnisses hinauslief. Er selber hat als Begründung indessen nur angegeben, dass unerwarteterweise «eine Besprechung ange-



Schon am 15. Juli 1944 war Stauffenberg mit einer Sprengladung im Führerhauptquartier im ostpreussischen Rastenburg erschienen. Verschiedene Umstände hinderten ihn daran, das Attentat auszuführen. An diesem Tage entstand auch das obige Bild, das Stauffenberg zusammen mit Hitler und Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel (rechts) zeigt.

setzt worden sei, bei der er selbst habe vortragen müssen, so dass er keine Möglichkeit gehabt habe, das Attentat zu verüben».¹²

Die wirklichen Motive für den Abbruch des Versuchs vom 15. Juli sind nicht mehr aufzuklären. Zweifellos jedoch brachte der Fehlschlag, was immer seine Ursachen waren, die tiefste Schwäche des Widerstands zum Vorschein. Die moralische Integrität der Beteiligten, ihr Hass auf das Regime und ihr Leiden an den Untaten, die den Namen des Landes ruinierten, stehen ausser Frage. Aber der Weg von dort bis zur Tat war weit. In jenem Telefongespräch mit der Bendlerstrasse, wo Witzleben, Hoepner, Olbricht, Mertz, Oberst Hansen, Haeften und viele andere zusammensassen, hat Stauffenberg sich angesichts der Intervention von Stieff und Fellgiebel offenbar des Rückhalts der Berliner Mitverschworenen versichern und eine zustimmende Antwort auf die Frage haben wollen, ob er das Attentat trotz der Abwesenheit Himmlers ausführen solle. Doch nach einem endlosen Hin und Her der Auffassungen, das dem ungeduldig Wartenden erneut die Ewigkeitslust seiner Offiziersfreunde am Meinungsaustrag deutlich machte, kam nach rund einer halben Stunde verlorener, kostbarer Zeit die Mitteilung, dass die Mehrheit der Versammelten sich dagegen ausgesprochen habe. Kaum einer ausser Mertz v. Quirnheim schien überhaupt zu begreifen, was diese Auskunft für Stauffenberg bedeutete, und zu seiner Frau sprach er am Abend von dem «tiefdeprimierenden Gefühl... dass man letztlich, wenn es den unbedingten Mut u. Willen zur allerletzten Konsequenz gilt – sich alleine sieht». Ein anderer aus dem Kreis der Beteiligten notierte, dies sei in wenigen Tagen nun das dritte Mal gewesen, «dass Stauffenberg seinen fürchterlichen Gang umsonst angetreten» habe.¹³

Einem der Chronisten zufolge soll die Nachricht, dass das Attentat erneut nicht stattfinden konnte, alle Spannung in der Bendlerstrasse gelöst und einer «irgendwie fast euphorischen Stimmung Platz» gemacht haben. Doch verdient die Beobachtung wenig Glauben, zumal soweit sie sich auf General Olbricht bezieht, der nur zu genau wusste, welche Konsequenzen die Eigenmacht haben konnte, mit der er die Abwesenheit Fromms ausgenutzt und den «Walküre»-Erlass ausgelöst hatte.¹⁴ Jedenfalls brach er unverzüglich auf, um den voreilig befohlenen Alarm rückgängig zu machen. Er fuhr zu den Einheiten nach Potsdam und Glienicke, sprach dem Kommandeur der Infanterieschule Döberitz, dem halbwegs eingeweihten General Hitzfeld, seine «besondere Anerkennung» aus, musste aber in Kramp-

nitz feststellen, dass der neue Kommandeur, Oberst Wolfgang Glaesemer, vermutlich nicht zu gewinnen war, und hob den Alarm auf.

Am Abend des folgenden Tages kam in Wannsee, in der Tristanstrasse, wo Stauffenberg bei seinem Bruder Berthold wohnte, der engere Freundeskreis ein letztes Mal zusammen: Schwerin v. Schwanefeld, Yorck und Schulenburg, Trott, Hofacker, Mertz und Oberst Hansen. Noch einmal war von der sogenannten «Westlösung» die Rede sowie von der verschiedentlich erwogenen «Berliner Lösung», wonach für vierundzwanzig Stunden der zentrale Nachrichtenapparat usurpiert und durch eine Reihe unumkehrbarer Rückzugsbefehle das Führerhauptquartier mattgesetzt werden sollte. Beides wurde ebenso verworfen wie ein anderer, gelegentlich erörterter Plan, die Kampfhandlungen durch Vereinbarung zwischen den Oberkommandierenden, «von Militär zu Militär» und ohne Beteiligung der jeweiligen Regierungen, zu beenden.

Denn alle Überlegungen liefen sich an der Einsicht fest, dass bei Gegnern dort wie bei Kommandeuren hier kein Vorankommen war, solange Hitler lebte. Die einen waren nicht gewillt, mit ihm zu verhandeln, die anderen nicht, sich offen gegen ihn zu stellen. Infolgedessen blieb nur das Attentat, und einiges spricht dafür, dass Stauffenberg die ausführliche, bis in die späten Nachtstunden dauernde Debatte auch geführt wissen wollte, um die eigenen Zweifel an der «schmutzigen Arbeit» ein für allemal zu zerstreuen; die der anderen ohnehin. Zwar war jetzt kein politischer Zweck damit mehr zu erreichen. Was blieb, war einzig die Verringerung der Opfer und die Hoffnung, dass dem Land die äusserste Demütigung erspart werden mochte, wenn es sich aus eigener Kraft des Regimes entledigte. In einem Gespräch mit Beck, in dem Stauffenberg auf die am 15. Juli zutage getretenen Mängel zurückkam, gab er sein Wort, «dass er das nächste Mal, sei es, wie es wolle, handeln werde».¹⁵

Wie immer, wenn die Dinge zur Entscheidung trieben, fehlte auch diesmal jene Unglücksmeldung nicht, die in den zurückliegenden Jahren so oft den endlich zustande gekommenen Tatentschluss zunichte gemacht hatte. Am Abend traf die Nachricht ein, dass Feldmarschall Rommel auf der Rückfahrt von der Front bei einem Tieffliegerangriff schwer verwundet worden sei. Zwar hatten die Verschwörer ihn nie in ihre Pläne einbezogen. Doch auf die Frage, wie er sich verhalten werde, falls Hitler sein «Ultimatum» ablehne, war Rommel noch am Tag zuvor unbeirrt geblieben: Dann mache



*Die Opposition hat **Erwin Rommel** für den aktiven Widerstand nicht gewinnen können. Er war kein Gegner des Regimes, zeigte sich aber entschlossen, angesichts der militärisch aussichtslosen Lage die Front im Westen gegen Hitlers Willen zu öffnen. Vornehmlich durch seinen erzwungenen Selbstmord ist er, mehr in der Literatur als in der Wirklichkeit, schliesslich doch noch in den Kreis der Opposition geraten. Das Bild zeigt Rommel (rechts) mit seinem Chef des Stabes, Generalleutnant **Hans Speidel** (links), am 16. Juli 1944, einen Tag vor seiner schweren Verwundung bei einem Tieffliegerangriff, an der Invasionsfront in Frankreich.*

er «die Westfront auf»,¹⁶ hatte er gesagt und damit jenen Hoffnungen entsprochen, die sich nach wie vor auf die einseitige Einstellung der Kampfhandlungen an der Invasionsfront richteten. Zudem besass er eine einzigartige Popularität, und wenn er auch kein Gegner des Regimes war, mochten die Umstände ihn doch ins andere Lager drängen und dem Umsturz jene Dolchstosslegende ersparen, die allen soviel Sorgen bereitete.

Dennoch wurde nun der Ausfall Rommels nur noch beiläufig zur Kenntnis genommen. Weit beunruhigender war die Nachricht Nebes, dass aufgrund der Aussagen Oberst Staehles der Haftbefehl gegen Goerdeler unmittelbar bevorstehe. Stauffenberg bat Goerdeler daraufhin, «sich schleunigst unsichtbar zu machen und nicht durch längeres Herumfahren und Herumtelefonieren in Berlin die ganze Verschwörung zu gefährden». Es wirft ein aufschlussreiches Licht auf die Verbitterung des seit Monaten umhergetriebenen, vom Zentrum des Widerstands mehr und mehr an den Rand geratenen Mannes, dass er in dieser Mahnung nur einen weiteren Versuch sah, ihn ins Abseits zu verbannen, zumal Stauffenberg nichts darüber ver-

lauten liess, dass er am übernächsten Tag ins Führerhauptquartier bestellt war. Doch bat ihn Stauffenberg, sich zur Verfügung zu halten, und Goerdeler gab als Versteck der kommenden Tage das Gut seines Freundes v. Pahlbini in Rahnisdorf an.¹⁷

Womöglich noch besorgniserregender war, dass am gleichen 18. Juli der Korvettenkapitän Alfred Kranzfelder bei Stauffenberg erschien und ihm von einem angeblich in Berlin umlaufenden Gerücht berichtete, wonach «noch in dieser Woche das Führerhauptquartier in die Luft gesprengt werden sollte». Ein junger ungarischer Adliger hatte es im Haus der Frau v. Bredow in Potsdam kolportiert, und erst später stellte sich heraus, dass die Bemerkung auf eine der Töchter zurückging, die mit Werner v. Haefen befreundet war. Infolgedessen hatte man es nicht mit einem Gerücht, sondern nur mit einer Indiskretion zu tun, die bislang noch nicht aus dem Haus der Bredows gedrungen war. Aber an demselben Tage teilte auch Schulenburg mit, dass «in seinem Quartier zwei Männer nach ihm gefragt hätten», und fügte hinzu, er glaube nicht, dass es sich um harmlose Besucher gehandelt habe.¹⁸

Stauffenberg sah sich von diesen und anderen ähnlichen Hinweisen noch mehr zur Eile gedrängt. Gleichzeitig und vielleicht sogar in stärkerem Masse trieb ihn die Unruhe nach den Verzögerungen und Halbherzigkeiten der jüngsten Tage voran, seine Ermüdung und die Überspanntheit der Nerven, von der die Berichte sprechen, und einer der Beobachter hat, nicht ohne poetisierenden Unterton, von dem «dunklen Schatten» gesprochen, der seit den Junitagen über der Erscheinung lag. Jedenfalls sagte er zu Kranzfelder jetzt: «Da gibt es keine andere Wahl mehr. Der Rubikon ist überschritten.»¹⁹

Der folgende Tag verging mit Vorbereitungen. Seit den Mittagsstunden waren die Stäbe Olbrichts und Stauffenbergs damit beschäftigt, Witzleben, Hoepner, den Berliner Stadtkommandanten Paul v. Hase, Oberst Jäger, den Kommandanten der Panzertruppenschule in Krampnitz, Ludwig v. Leonrod, und die grosse Zahl der weiteren, in den Einsatzplänen genannten Offiziere zu verständigen. Stauffenberg selber fuhr am frühen Abend zum Generalquartiermeister Wagner nach Zossen, vielleicht auch, um die Meinungsverschiedenheit vom 15. Juli beizulegen. Am Ende des Gesprächs stellte Wagner ihm für den folgenden Tag eine Sondermaschine für den Rückflug aus Rastenburg zur Verfügung und unterrichtete, als Stauffenberg gegangen war, auch Stieff.

Am frühen Morgen des 20. Juli jedoch empfing der Generalquartiermei-



Helmuth Stieff, Chef der Organisationsabteilung des Heeres, war von den Vernichtungspraktiken der SS während des Polenfeldzugs zutiefst entsetzt. Da er einer der wenigen hohen Offiziere war, die direkten Zugang zu Hitler hatten, drängte Tresckow ihn zum Attentat, und im August 1943 erklärte er sich dazu bereit. Bald jedoch wurde er wieder schwankend und entzog sich weiteren Ansinnen Tresckows und später auch Stauffenbergs.

Anderthalb Jahre zuvor hatte er, angesichts der grossen Verluste des Winters vor Moskau, in einem Brief an seine Frau geschrieben: «Wir alle haben so viel Schuld auf uns geladen – denn wir sind ja mitverantwortlich –, dass ich in diesem einbrechenden Strafgericht nur eine gerechte Sühne für alle die Schandtaten sehe, die wir Deutschen in den letzten Jahren begangen bzw. geduldet haben.»

*Das Bild entstand anlässlich einer Vorführung neuer Felduniformen am 7. Juli 1944 auf Schloss Kiessheim bei Salzburg. Von links in der vordersten Reihe: **Hitler, Speer** und **Stieff**.*

ster den Oberstleutnant Klamroth mit der Frage: «Was machen wir nun, wenn heute das Attentat passiert?»²⁰ Selten hat die lange gebrochene Zuversicht der Verschwörer einen so erhellenden Ausdruck gefunden wie in dieser naiv klingenden Frage, ganz als sei das Gelingen der Tat das Überraschendste und nichts, womit man je im Ernst zu rechnen gehabt hatte. Und vielleicht hat die in vielen Jahren gewachsene und immer neu bestärkte Gewissheit, wonach alles, was immer man anfasste, zum Scheitern verdammt sei, in das gesamte Denken und Planen des militärischen Widerstands einen

Anflug von Unverbindlichkeit gebracht, der schliesslich auf die Entschlossenheit zum Handeln zurückwirkte. Schon in wenigen Stunden sollte eben dieser tiefe, nicht mehr überwindbare Zweifel eine verhängnisvolle Bedeutung gewinnen.

Vorerst kam das Empfinden der Folgenlosigkeit allen Tuns an sein Ende. In Wagners Äusserung schlägt daher auch die jähe Erkenntnis der rigorosen und ungestümen Bereitschaft zur letzten Konsequenz durch, die mit Stauffenberg in den Widerstand gekommen war. Zwar mag man mit Peter Hoffmann fragen, warum die Stieff, Wagner, Meichssner, Fellgiebel und anderen, die ebenso Zugang zu Hitler hatten, die Ausführung der Tat auf Stauffenberg abwälzten, dessen Geschicklichkeit nicht nur erheblich beeinträchtigt, sondern der überdies in Berlin so unentbehrlich war, dass der dem Attentat folgende Staatsstreich in höchste Gefahr geriet. Aber vermutlich haben sie nicht hinreichend bedacht, dass nun nichts mehr abzuwälzen war und ein Misserfolg auch ihr eigenes Verderben nach sich ziehen musste, nachdem sie sich so weit auf Stauffenberg und seine Tat eingelassen hatten.

Mit den Zweifeln des Gelingens hatten alle zu tun. Hofacker gab der Verschwörung nur eine verschwindend geringe Chance, Schulenburg und Berthold v. Stauffenberg ebenso, Tresckow meinte, «mit der allergrössten Wahrscheinlichkeit» werde es «schiefgehen», von Beck liegen ähnlich lautende Äusserungen vor. Selbst Stauffenberg scheint die Erfolgsaussichten skeptisch beurteilt zu haben. Zu einem jungen Offizier sagte er Anfang Juli, «es sei fraglich, ob es gelinge». Doch wie sehr selbst er sich unterdessen von allen weiterreichenden Zwecken entfernt hatte, verriet der Nachsatz, den alle seine engeren Freunde genauso hätten sagen können und vielfach auch gesagt haben: «Doch schlimmer als ein Misslingen sei, der Schande und dem lähmenden Zwang tatenlos zu verfallen.»²¹

Das war die Gewissheit, die er hatte. Alles, was jetzt daraus folgte, war tatsächlich nichts anderes als ein «Sprung ins Dunkle».²²

9. KAPITEL

Der 20. Juli

Als Stauffenberg kurz nach zehn Uhr zusammen mit Werner v. Haeften und dem aus Zossen hinzugestossenen Generalmajor Stieff auf dem Flugplatz bei Rastenburg eintraf, fuhr er zum Kasino im Sperrkreis II. Die Aktentasche mit den Vortragsunterlagen behielt er bei sich, während Haeften die zweite Tasche mit den beiden Sprengladungen übernahm und zunächst Stieff zum Hauptquartier des OKH begleitete. Die Verabredung besagte, sich kurz vor der Lagebesprechung im Führerhauptquartier «Wolfschanze» zu treffen und die Taschen auszutauschen.

Gegen elf Uhr wurde Stauffenberg zum Chef des Heeresstabes, General Walther Buhle, gerufen, und nach einer kurzen Verständigung gingen sie gemeinsam zu Keitel in den sogenannten OKW-Bunker des Sperrkreises I hinüber. Im Anschluss an das Gespräch, in dessen Verlauf Stauffenberg erfuhr, dass die «Mittagslage» wegen des angekündigten Mussolini-Besuchs um eine halbe Stunde auf 12.30 Uhr vorgezogen sei, bat er Keitels Adjutanten, Major Ernst John v. Freyend, ihm einen Raum zu zeigen, in dem er sich frisch machen und auch das Hemd wechseln könne. Der 20. Juli war ein heisser Tag.

Während Keitel und die übrigen Offiziere ins Freie traten, um zur Lagebesprechung zu gehen, stiess Stauffenberg im Gang auf Haeften, und gemeinsam zogen sie sich in den Aufenthaltsraum des Bunkers zurück. Kaum hatte Stauffenberg damit begonnen, die vorsorglich mitgebrachten zwei Zündstifte in die eine der beiden Sprengladungen einzusetzen und zu schärfen, rief fatalerweise General Fellgiebel an und verlangte dringend Stauffenberg zu sprechen. Freyend schickte daraufhin den Oberfeldwebel Werner Vogel mit dem Auftrag ins Gebäude zurück, den Oberst zur Eile zu drängen.

Als Vogel den Aufenthaltsraum betrat, entdeckte er, wie die beiden Offiziere dabei waren, einen Gegenstand in einer ihrer Taschen unterzubringen. Und während er den Anruf Fellgiebels meldete und darauf hinwies,

dass die Herren draussen noch immer warteten, rief Freyend vom Eingang her: «Stauffenberg, so kommen Sie doch!» Vogel blieb in der geöffneten Tür stehen, so dass Stauffenberg in fliegender Hast die Tasche verschloss, indessen Haefthen sich daranmachte, herumliegende Papiere aufzusammeln und in der anderen Tasche zu verstauen.

Der Anruf Fellgiebels und der Auftritt des Oberfeldwebels Vogel haben womöglich Geschichte gemacht und könnten der erste, vielleicht schon entscheidende Zufall gewesen sein, der alles scheitern liess. Nicht auszuschliessen ist jedenfalls, dass Stauffenberg auf diese Weise daran gehindert wurde, die zweite Sprengladung zu zünden. Bis heute bleibt unklar, warum er sie nicht, auch ungezündet, einfach in die Tasche zu der bereits in Gang gesetzten Bombe gelegt hat, denn zweifellos hätte die Detonation der einen Ladung auch die andere zur Explosion gebracht. Der gelegentlich erhobene Einwand, dass Umfang und Gewicht zweier Sprengkörper zu gross waren, um unauffällig in den Lageraum gebracht zu werden, verfangt nicht. Denn sie wogen je etwas weniger als ein Kilogramm und hatten sich bis dahin mühelos in Haefthens Tasche unterbringen lassen.

Das Rätsel dieser schwer begreiflichen Unterlassung löst sich am einleuchtendsten weniger durch den Hinweis auf Stauffenbergs Nervosität, wie sehr ihn auch die unerwartete Störung durch Vogel erregt haben mag. Vielmehr muss man daneben wohl eine unzureichende Kenntnis der Wirkungsweise solcher Explosivstoffe annehmen. In dem Glauben, dass eine einzige Bombe in jedem Falle ausreichend sei, hat er vermutlich den kumulativen Einsatz zweier Sprengkörper kaum oder doch nicht gründlich genug erwogen und die zusätzliche Ladung nur mitgenommen, um angesichts des unvorhersehbaren Ablaufs der Ereignisse eine alternative Lösung bereit zu haben. Denn die beiden Zeitzünder waren unterschiedlich eingestellt, bei dem einen war eine Verzögerungsdauer von zehn Minuten vorgesehen, bei dem anderen eine von dreissig Minuten. Unstreitig ist nach Auskunft aller Experten nur, dass die Verwendung auch des zweiten, nicht gezündeten Sprengkörpers die Zerstörungskraft keineswegs nur verdoppelt, sondern vervielfacht und keinen der Teilnehmer an der Lagebesprechung am Leben gelassen hätte.¹

Zusammen mit Buhle und John v. Freyend, die Aktentasche in der Hand, ging Stauffenberg, kaum dass er den OKW-Bunker verlassen hatte, die dreihundert Meter zu der im innersten Sicherheitsbereich, dem sogenannten Führersperrkreis, hinter einem hohen Maschendrahtzaun gelegenen Lage-



*Als Stauffenberg sich am 20. Juli 1944 nach Rastenburg ins Hauptquartier «Wolfschanze» begab, begleitete ihn **Werner von Haeften**. Mit ihm zusammen schärfte er im Aufenthaltsraum des Bunkers von Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel die Bombe, die wenig später im Lageraum des Hauptquartiers detonierte. Zusammen mit Stauffenberg nach Berlin zurückgekehrt, wurde Haeften noch in der Nacht desselben Tages zum Tode verurteilt und im Hof des Bendler-Blocks erschossen.*

baracke hinüber. Nachdem er unterwegs noch Freyends Angebot ausgeschlagen hatte, die Tasche zu tragen, überliess er sie ihm vor dem Eingang der Baracke schliesslich doch und bat zugleich, ihn «möglichst nahe beim Führer zu plazieren», damit er für seinen späteren Vortrag «alles mitbekomme».

Im Besprechungsraum hatte die Mittagslage schon begonnen. General Heusinger war soeben dabei, über die Situation an der Ostfront zu berichten.

Keitel meldete Oberst Stauffenberg zum Vortrag, und Hitler reichte ihm «mit dem üblichen, prüfenden Blick wortlos» die Hand. Währenddessen stellte Freyend die Aktentasche rechts neben Heusinger und dessen Gehilfen Oberst Brandt, die ihrerseits zur Rechten Hitlers standen. Trotz aller Bemühungen, näher an Hitler heranzukommen, fand Stauffenberg nur einen Platz an der Ecke des kurzen Tisches, während die Tasche an der äusseren Seite des massiven Tischsockels verblieb, wo Freyend sie abgestellt hatte. Wenig später verliess er mit einer undeutlich geflüsterten Bemerkung, so als habe er etwas Wichtiges zu erledigen, den Raum.

Wieder im Freien, schlug er den Weg ein, den er soeben gekommen war, bog aber noch vor dem Bunker Keitels zum Gebäude der Adjutantur der Wehrmacht ab, um in Erfahrung zu bringen, wo Haeften mit dem Wagen blieb. Doch im Zimmer des Nachrichtenoffiziers traf er nicht nur auf Haeften, sondern auch auf Fellgiebel, und während sie zusammen vor das Gebäude gingen, fragte Hitler im Lagezimmer bereits nach Stauffenberg. General Buhle machte sich ungehalten auf die Suche. Es war kurz nach 12.40 Uhr.

In diesem Augenblick zerriss mit einem ohrenbetäubenden Schlag die Mittagsstille, während gleichzeitig eine gelbe und blaue Stichflamme aufschoss, wie einige der Teilnehmer später ausgesagt haben. Stauffenberg fuhr heftig zusammen und schüttelte auf Fellgiebels gespielt ahnungslose Frage, was da los sei, nur den Kopf. Der hinzugeeilte Oberstleutnant Sander meinte beschwichtigend, es komme häufiger vor, «dass jemand schiesset oder eine der Minen hochgeht». Über der Lagebaracke stieg unterdessen eine dunkle Rauchwolke hoch und blieb über den Trümmern stehen. Glassplitter, Holz und Strohpappe wirbelten umher, dann regneten verkohlte Papierfetzen und Isolierwolle herab, und in die plötzlich eintretende Ruhe hinein wurden Stimmen laut, die nach den Ärzten riefen. Während Stauffenberg und Haeften in den bereitstehenden Wagen stiegen und den Fahrer anwiesen, sie zum Flugplatz zu bringen, wurde auf einer Bahre ein Verletzter aus der Baracke getragen, der unter dem Umhang Hitlers lag, woraus Stauffenberg und Haeften schliessen mochten, dass Hitler tot sei.²

Zur Zeit der Detonation hatten sich vierundzwanzig Personen im Besprechungsraum der Baracke aufgehalten. Alle waren zu Boden geschleudert worden, einigen standen die Haare in Flammen, während Fensterkreuze und Lattenreste durch die Luft flogen. Hitler hatte gerade, weit über den

Tisch gebeugt, eine von Heusinger erwähnte Stellung auf der Karte überprüft, als ihm der Stuhl weggerissen wurde. Seine Kleidung war wie bei allen übrigen zerfetzt, die Hosen hingen in langen Streifen am Körper herunter. Der grosse Eichentisch war zusammengebrochen, die Platte zur Hälfte in Stücke zertrümmert, und als erstes hatte man, aus Rauch und Verwüstung, wie einen Reflex den Ruf Keitels vernehmen können: «Wo ist der Führer?» Als Hitler sich erhob, war er auf ihn zugestürzt, hatte ihn umarmt und dabei hervorgestossen: «Mein Führer, Sie leben, Sie leben!»³ Gleich darauf waren Hitlers persönlicher Adjutant Julius Schaub und sein Diener Heinz Linge zur Stelle gewesen und hatten ihn in seinen nahegelegenen Wohnbunker geführt.

Inzwischen waren Stauffenberg und Haeflten bei der Wache des Sperrkreises I angelangt, wo der dienstführende Leutnant die Explosion wahrgenommen und von sich aus eine Sperre angeordnet hatte. Doch da ihm die auffällige Erscheinung Stauffenbergs von Ansehen bekannt war, liess er den Wagen nach einem kurzen Halt passieren. Erhebliche Schwierigkeiten gab es hingegen an der Aussenwache zum Flugplatz, weil in der Zwischenzeit Alarm ausgelöst und folglich ein allgemeines Durchfahrtsverbot verhängt worden war. Der wachhabende Feldwebel liess sich von Stauffenbergs herrischem Auftreten nicht beeindrucken, und einen Augenblick lang schien hier bereits alles in Frage gestellt. Obwohl Stauffenberg mit dem Kommandanten des Führerhauptquartiers, Oberstleutnant Streve, zum Mittagessen verabredet war, verlangte er kurzentschlossen, eine telefonische Verbindung zu Streve herzustellen, erreichte glücklicherweise jedoch dessen Stellvertreter, Rittmeister v. Möllendorff, der den Grund des Alarms nicht kannte und daher dem Feldwebel die Durchfahrtsgenehmigung erteilte. Auf halber Strecke zum Flugplatz warf Haeflten das zweite Sprengstoffpaket aus dem offenen Wagen, gegen 13 Uhr erreichten sie die wartende Maschine und starteten wenige Minuten später nach Berlin.

Etwa zur gleichen Uhrzeit traf die Nachricht über das Attentat in der Bendlerstrasse ein. Fellgiebel hatte schon rund eine Stunde zuvor die Massnahmen zur nachrichtentechnischen Sperre der beiden Rastenburg Hauptquartiere eingeleitet, die er jetzt nur noch bestätigte. Sie entsprachen einerseits den Forderungen seiner Mitverschwörer, liessen sich aber auch mit den hastig ergangenen Anweisungen aus Hitlers Umgebung rechtfertigen, dass nichts vom Vorgefallenen einstweilen an die Öffentlichkeit dringen

dürfe, so dass kein Schatten eines Verdachts auf ihn fiel. Bald darauf liess er zudem noch die Verstärkerämter in Lötzen, Insterburg und Rastenburg abschalten. Gleichwohl war die völlige Isolierung des Hauptquartierkomplexes von der Aussenwelt, wie er wiederholt erklärt hatte, aus technischen Gründen nicht möglich.

Infolgedessen gelang es ihm selber auch, die telefonische Verbindung nach Berlin, in die Verschwörerzentrale im Bendlerblock, herzustellen. Damit allerdings tat sich eine Schwierigkeit auf, mit der offenbar keiner gerechnet hatte, für die keine Codeformel verabredet und die nun doch eingetreten war: dass das Attentat zwar stattgefunden, Hitler aber überlebt hatte.

Es war das zweite Mal an diesem Tage, dass der General Erich Fellgiebel in die Lage geriet, einen Zipfel vom Saum der Geschichte zu berühren. Er hatte im Grunde zwei Möglichkeiten: der Bendlerstrasse entweder das Scheitern zu verschweigen, die Nachrichtensperre mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu verlängern, dabei notfalls selbst einen wie aussichtslos auch immer scheinenden, in jedem Fall die allgemeine Verwirrung steigernden Gewaltakt nicht zu scheuen und auf diese Weise den gleichsam schon abkippenden Würfel ins Spiel zurückzubringen; das Risiko, das er dabei einging, war gering, da im Fall eines Misslingens sein Schicksal ohnehin entschieden war – oder aber der Bendlerstrasse das Scheitern zu melden und zugleich für sich und das Nachrichtenwesen überhaupt den Staatsstreich, noch bevor er richtig begonnen hatte, abzusagen, zumal er besser als jeder andere wusste, dass die angeordnete Nachrichtensperre nicht für eine längere Frist aufrechtzuerhalten war.

Fellgiebel entschloss sich indessen zu einer dritten Lösung. Denn er meldete seinem in das Komplott eingeweihten Stabschef für das Heeresnachrichtenwesen, General Fritz Thiele, dass das Attentat gescheitert sei, gab ihm jedoch gleichzeitig zu verstehen, dass der Staatsstreich auch unter diesen Umständen eigentlich anlaufen sollte. Er zerstörte folglich die Fiktion und setzte an ihre Stelle einen Willensakt. Christian Müller hat diesen Ausweg «einen schweren psychologischen Fehler» genannt, da Fellgiebel damit alles Weitere, zumindest bis zur Rückkehr Stauffenbergs, der schwankenden Entschlossenheit der Mitverschworenen anheimstellte.⁴ Schon bald nach 15 Uhr verfügte der herbeigerufene Himmler denn auch die Aufhebung der nachrichtlichen Sperre, während Hitler sich bereits erkundigte, bis wann die technischen Voraussetzungen für die Rundfunkansprache herzustellen seien, mit der er sich über alle Sender an die Bevölkerung zu wenden gedachte.

Zur gleichen Zeit setzte die Suche nach dem Täter ein. Erste Vermutungen richteten sich gegen die Bauarbeiter, die im Hauptquartier beschäftigt waren. Doch bald schon meldete sich der Wachtmeister Adam mit der Beobachtung, dass Oberst Stauffenberg noch vor der Explosion ohne seine Aktentasche, zudem ohne Mütze und Koppel die Lagebaracke verlassen habe; allerdings war ihm zunächst kein Glauben geschenkt worden. Oberstleutnant Sander hatte ihn sogar angefahren, wenn er wirklich meine, eine so «ungeheuerliche Verdächtigung eines so hochverdienten Offiziers» melden zu müssen, solle er sich an den Reichssicherheitsdienst wenden.⁵ Doch ging Adam stattdessen zu Martin Bormann, Bormann brachte ihn zu Hitler, rasch fügte sich ein Indiz zum andern, und bald bestand kaum mehr ein Zweifel, dass Stauffenberg der Täter war. Aber noch wusste niemand, welche ausgedehnte Verschwörung dahinterstand und dass in Berlin ein Staatsstreich anlief.

Kurz nachdem die Nachricht von dem Anschlag eingegangen war, hatte Heinrich Himmler den Chef des Reichssicherheitshauptamts, Ernst Kaltenbrunner, und den Kriminalrat Bernd Wehner von Berlin nach Rastenburg befohlen und ihnen aufgetragen, die politische und technische Aufklärung des Attentats zu übernehmen. Als Wehner zum Flughafen Tempelhof kam, wartete die Maschine schon. Noch nicht über den neuesten Stand der Dinge unterrichtet, eröffnete Kaltenbrunner ihm, dass Hitler einem Anschlag zum Opfer gefallen sei: «Der Führer ist tot!» sagte er. Und ehe der Polizeiexperte seine Fassung zurückgewonnen hatte, geradezu im gleichen Atemzug, fragte er, ob sie sich nicht die Zeit des Fluges mit einer Runde Skat vertreiben wollten.⁶

Irgendwo auf der Strecke zwischen Berlin und Rastenburg müssen sich die beiden Maschinen begegnet sein. Es fällt nicht schwer, das Durcheinander der Empfindungen, Fragen und Erwartungen nachzufühlen, das Stauffenberg beherrschte und von der sbirrenhaften Kälte seines Gegenspielers schied. Nach dem endlich gelungenen Attentat, das aber immer nur als die grosse «Initialzündung» zum Sturz des Regimes verstanden worden war, sah er sich jetzt für mehr als zwei Stunden zu noch einmal verzweifelter Untätigkeit verurteilt. Einstweilen blieb ihm nichts übrig, als auf Olbricht und Mertz zu vertrauen, die als einzige an den zentralen Schalthebeln sassen, auf so verlässliche Freunde wie Yorck, Hofacker, Schwerin und Schulenburg, auf Jäger, Hoepner, Thiele, Hase und viele andere. Auf die Verbindungsleute in den Wehrkreisen. Und schliesslich auf den Automa-



*Als am frühen Nachmittag des 20. Juli 1944 der ein Jahr zuvor gestürzte italienische Diktator **Mussolini** nach Rastenburg ins Führerhauptquartier «Wolfsschanze» kam, zeigte **Hitler** ihm sogleich die zerstörte Baracke, aus der er wie durch «ein Wunder» gerettet worden war.*

tismus der Befehlskette, den Olbricht, womöglich sogar mit Zustimmung des doch noch gewonnenen Generalobersten Fromm, durch das Stichwort «Walküre II» in Gang gesetzt hatte.

Die Wirklichkeit sah anders aus. Tatsächlich war, als die Maschine sich der Stadt näherte, überhaupt noch nichts unternommen worden. Bei General Thiele hatte Fellgiebels unentschiedene, dazu verschlüsselt übermittelte Nachricht, es sei «etwas Furchtbares geschehen: der Führer lebt», nur Unruhe und Ratlosigkeit hinterlassen. Um Abstand zu gewinnen und seine Gedanken zu ordnen, war er kurzerhand und, allem Anschein nach, auch ohne wenigstens Olbricht zu informieren, zu einem Spaziergang aufgebrochen und für nahezu zwei Stunden unauffindbar geblieben. Olbricht selber wiederum hatte gegen 14 Uhr womöglich einen Anruf von General Wagner aus Zossen erhalten und sich angesichts der rätselhaft klingenden Mittei-

lung aus Rastenburg mit ihm ebenfalls darauf verständigt, vorerst nichts zu unternehmen. Immerhin konnte Fellgiebels Nachricht auch bedeuten, dass das Attentat missglückt, Stauffenberg entdeckt, verhaftet, auf der Flucht oder erschossen worden war. Hinzu kam, dass Olbricht fünf Tage zuvor schon einmal verfrüht den «Walküre»-Voralarm ausgelöst hatte, so dass eine Wiederholung ausgeschlossen blieb. Und schliesslich war, im Unterschied zum 15. Juli, diesmal Fromm anwesend.⁷

So vergingen uneinholbare Stunden. Erst als Thiele gegen 15.15 Uhr zurückkehrte und nach einem zweiten Gespräch mit Rastenburg von einer «Explosion in dem Besprechungssaal» des Führerhauptquartiers berichtete, «wobei eine grössere Anzahl von Offizieren schwer verwundet» worden sei, dabei aber nur «zwischen den Worten auch herausgehört» zu haben meinte, «dass der Führer schwer verwundet oder sogar tot» sei, entschlossen sich Olbricht und Mertz, den entscheidenden, sie selber blossstellenden Schritt zu tun und notfalls im eigenen Namen «Walküre» auszulösen.⁸ Kurz darauf meldete sich Haeften vom Flugplatz und teilte mit, dass die Maschine soeben gelandet, das Attentat geglückt und Hitler tot sei. Auf Hoepners Vorschlag, die Ankunft Stauffenbergs abzuwarten, entgegnete Olbricht ungehalten, dafür sei keine Zeit mehr, und holte die Einsatzbefehle aus dem Panzertresor, um sie Fromm zur Unterschrift vorzulegen. Mertz rief unterdessen die leitenden Offiziere des Heeresamtes zusammen und teilte ihnen mit, dass Hitler einem Attentat erlegen sei, Beck die Führung des Reiches und Feldmarschall v. Witzleben als Oberbefehlshaber der Wehrmacht die Vollziehende Gewalt übernommen habe. Major Harnack wurde angewiesen, an alle Wehrkreise, den Standortkommandanten General v. Hase und die Heeresschulen in und um Berlin «Walküre II» auszugeben. Es war kurz vor 16 Uhr.

Alles kam jetzt auf Fromm an. Doch als Olbricht zu ihm ging, das ihm Zugetragene berichtete und «Walküre» erwähnte, war es dieses Stichwort, das Fromm stutzen liess, zumal er aufgrund des Alarmbefehls vom 15. Juli inzwischen eine dienstliche Zurechtweisung von Keitel erhalten hatte und auch Sorge haben musste, das gerade eben zurückgewonnene Wohlwollen Hitlers erneut zu verlieren. Jedenfalls liess er sich mit Keitel verbinden, fragte, was es mit den in Berlin umlaufenden Gerüchten vom Tod des Führers auf sich habe, und der Chef des OKW erwiderte, es habe tatsächlich ein Attentat stattgefunden, aber Hitler sei nahezu unverletzt, und wo denn eigentlich sein Chef des Stabes, der Oberst v. Stauffenberg, sei. Fromm

entgegnete, der Oberst sei noch nicht zurück. Kaum hatte er aufgelegt, entschied er, vorerst nichts zu veranlassen.

Es ist nicht klar, ob Olbricht vor seinem Aufbruch zu Fromm bereits befohlen hatte, «Walküre II» durchzugeben. Er war zu diesem Zeitpunkt vermutlich noch vom Tod Hitlers überzeugt und mochte daher hoffen, den Befehlshaber gewinnen zu können. Als er nun mit dem Satz, «der Fromm will nicht unterschreiben», in sein Zimmer zurückkehrte, waren die Dinge jedoch von dem fieberhaft agierenden Mertz einen Schritt weiter getrieben, so dass sich der «zögernd gewordene Olbricht regelrecht überfahren» fühlte.⁹ Hauptmann Klausning hatte den Befehl erhalten, die Sicherung des Bendlerblocks zu übernehmen; aus dem Hotel «Esplanade» waren vier junge Offiziere, Georg v. Oppen, Ewald Heinrich v. Kleist, Hans Fritzsche und Ludwig v. Hammerstein, als eine Art Reserveordonnanz herbeigerufen worden; Major Egbert Hayessen hatte sich auf den Weg zur Stadtkommandantur gemacht, und Olbricht selber griff nun ordnend und beschleunigend ein. Er setzte sich mit eingeweihten Kommandeuren in Verbindung, rief General Wagner in Zossen und Feldmarschall v. Kluge in La Roche-Guyon an, während Klausning den Auftrag erhielt, jenes Fernschreiben absetzen zu lassen, das mit den Worten begann: «Der Führer Adolf Hitler ist tot! Eine gewissenlose Clique frontfremder Parteiführer» habe versucht, «der schwerringenden Front in den Rücken zu fallen und die Macht zu eigennützigen Zwecken an sich zu reißen». Kaum hatte Klausning jedoch dem Leiter des Nachrichtenbetriebs, Leutnant Röhrig, die Papiere übergeben, stellte dieser fest, dass auf den Fernschreiben die üblichen Angaben über Geheimhaltungsgrad und Dringlichkeitsstufe fehlten. Infolgedessen lief Röhrig ihm hinterher, erreichte ihn noch am Ende des Flures und fragte, ob denn der Text nicht die höchste Dringlichkeits- und Geheimhaltungsstufe verlange. Und ohne langes Besinnen, mit einem nervösen «Ja, ja!», traf Klausning eine Entscheidung, die unabsehbare Folgen hatte. Denn für Geheime Kommandosachen standen in der Bendlerstrasse nur vier Schreibkräfte zur Verfügung, die für die Durchgabe der Texte annähernd drei Stunden benötigten. Wäre auf die Geheimhaltung verzichtet worden, hätte die Bekanntmachung auf über zwanzig Fernschreibern abgesetzt werden können.

Kaum hatte die Durchgabe des ersten Fernschreibens begonnen, erschien Klausning erneut in der Übermittlungszentrale und brachte einen zweiten Text. Er enthielt eine Anzahl von Ausführungsbestimmungen, die bereits

die Bewandnisse des «Walküre»-Befehls aufdeckten, indem sie nicht nur die militärische Sicherung aller wichtigen Gebäude und Anlagen anordneten, sondern auch die Verhaftung aller Gauleiter, Minister, Polizeipräsidenten, Höheren SS- und Polizeiführer bis hinunter zu den Leitern der Propagandaämter, sowie die beschleunigte Besetzung der Konzentrationslager. Dann folgte der Satz, der das Staatsstreichvorhaben der Absender eindeutig enthüllte. Der Aufforderung, alle Willkür- und Racheakte zu unterbinden, war der Hinweis angefügt: «Die Bevölkerung muss sich des Abstandes zu den willkürlichen Methoden der bisherigen Machthaber bewusst werden.»¹⁰

Weil dieses Fernschreiben den Namen Fromms trug, hielt der gewissenhafte Olbricht es für nötig, noch einmal zum Chef des Ersatzheeres hinaufzugehen. Hitler sei wirklich tot, beschwor er ihn, und daher «haben wir das Stichwort für Innere Unruhen» ausgegeben. Fromm fuhr auf. «Was heisst ‚wir‘?» rief er empört, «wer hat den Befehl gegeben?» Noch immer sei er der Befehlshaber. Als Olbricht auf Mertz verwies, verlangte Fromm, den Oberst sofort herbeizuholen, und als dieser alles einräumte, verfügte er: «Mertz, Sie befinden sich in Schutzhaft!»

Auf dem Rückweg, vorbei an einem der Fenster zum Innenhof, sah Olbricht, dass in diesem Augenblick erst, fast vier Stunden nach dem Attentat, der Wagen Stauffenbergs vorfuhr. Es war 16.30 Uhr. Und nach einem kurzen, hastigen Bericht über den Hergang des Anschlags machten sie sich zusammen auf den Weg zu Fromm. Stauffenberg bekräftigte noch einmal, dass Hitler tot sei, er selber habe die Explosion beobachtet und wahrnehmen können, wie Hitler auf einer Bahre davongetragen worden sei. Auf die Bemerkung Fromms, dass «irgendjemand aus der Umgebung des Führers dabei beteiligt gewesen sein» müsse, sagte er nur kühl: «Ich habe es getan.»

Fromm tat entgeistert. Als er Stauffenberg erregt entgegenhielt, Keitel habe ihm soeben versichert, dass der Führer lebe, erwiderte der Oberst, der Feldmarschall lüge wie immer. Fromm jedoch blieb bei dem ihm Mitgeteilten und fragte dann, ob Stauffenberg eine Pistole bei sich habe; er wisse sicherlich, was jetzt zu tun sei. Stauffenberg verneinte und sagte, er werde nichts dergleichen tun; dem Sinne nach fügte er hinzu, das Attentat sei nicht der Zweck, sondern nur der Auftakt zu dem Umsturz, der gerade in Gang gesetzt werde. Unbeeindruckt wandte Fromm sich an Mertz v. Quirnheim und befahl ihm, eine Pistole herbeizuschaffen. Mertz aber antwortete geistesgegenwärtig, er sei in Schutzhaft und deshalb ausserstande, einem Befehl Folge zu leisten.

Zornig erklärte Fromm daraufhin auch Olbricht und Stauffenberg für verhaftet. Doch als sei dies das Wort, auf das er gewartet habe, kehrte Olbricht jetzt die Situation um und hielt dem Generaloberst vor, er täusche sich über die Machtverhältnisse. Denn nicht er habe hier Verhaftungen vorzunehmen, sondern sie. Und während Fromm aufsprang und mit erhobenen Fäusten auf ihn losgehen wollte, traten aus dem nebenan gelegenen Kartenzimmer einige Offiziere mit Haeften und Kleist dazwischen und drängten den Generaloberst mit vorgehaltener Pistole zurück, so dass er schliesslich resigniert sagte: «Unter diesen Umständen betrachte ich mich als ausser Kurs gesetzt.» Ohne weiteren Widerstand machte er sich bereit, ins Zimmer seines Adjutanten, Rittmeister Bartram, abgeführt zu werden, erbat sich aber eine Flasche Cognac, die er auch erhielt.

Im Büro Olbrichts waren Beck, Schwerin, Helldorf, Gisevius und der Potsdamer Regierungspräsident Gottfried v. Bismarck eingetroffen. Auch Hoepner wartete dort, und Olbricht erklärte ihm, er habe jetzt Fromms Aufgaben zu übernehmen. Hoepner verlangte, pedantisch noch im Staatsstreich, eine schriftliche Ernennungsurkunde. Die Förmlichkeiten setzten sich fort, als er kurz darauf im Flur Fromm selber begegnete, der gerade in die Adjutantur geführt wurde. Bedauere, meinte Hoepner mit einer leichten Verneigung, er müsse jetzt diese Diensträume beziehen. Und der Verhaftete erwiderte: «Ja, Hoepner, tut mir leid, aber ich kann nicht anders. Meiner Ansicht nach ist der Führer nicht tot, und Sie irren.»¹¹

Inzwischen hatte man im Führerhauptquartier erkannt, dass das Attentat nur das Signal für einen allgemeinen Umsturz war, zumal die Fernschreiben aus der Bendlerstrasse infolge eines Schaltfehlers auch in der Wolfsschanze einliefen. Doch schon vorher, gegen 16 Uhr, hatte Hitler den Reichsführer SS, Heinrich Himmler, zum Oberbefehlshaber des Ersatzheeres ernannt und wenig später Keitel den Wehrkreisen untersagt, die eingehenden Befehle der Verschwörer zu befolgen. Die Gegenaktion lief an. Durch Klausings Unbedachtheit trafen in einigen Wehrkreisen die Funkprüche aus dem Hauptquartier vor den Befehlen aus der Bendlerstrasse ein und schufen kurze Zeit Verwirrung. In Breslau war die Entscheidung gegen den Staatsstreich schon gefallen, bevor das Wehrkreiskommando davon erfahren hatte, in Hamburg fanden sich die Würdenträger von Partei und SS beim Befehlshaber, General Wetzel, ein und stiessen bei Sherry und Wermut miteinander an: «Wir werden nicht aufeinander schiessen», sagten sie.

Da das Durcheinander der Meldungen bald nicht mehr aufzulösen war, erklärte Beck schliesslich, «gleichgültig, was verbreitet werde, gleichgültig sogar, was wahr sei: Für ihn sei Hitler tot», und forderte die um ihn versammelten Mitverschworenen auf, sich ebenso einzustellen, weil sonst die eigenen Reihen in Verwirrung geraten müssten. Auch in der Rundfunkansprache, die er unterdessen zu diktieren begann, bemerkte er im Blick auf die erwarteten Gegenerklärungen: «Es ist höchst gleichgültig, ob Hitler tot ist oder lebt. Ein Führer, in dessen engster Umgebung solche Gegensätze aufklaffen, dass gegen ihn ein Bombenattentat unternommen wird, ist moralisch tot.»¹² Die Fiktion war die einzige Chance, die sich ihnen allen jetzt noch bot, und die Frage lautete, ob der Mechanismus von Befehl und Gehorsam, der dem Staatsstreich zugrunde lag, auch mit diesem Behelf durchdringen werde.

Wie sehr der Ablauf des Geschehens selbst dann noch von dem Mut und der Entschlossenheit der jeweils verantwortlichen Offiziere abhing, zeigte sich in allem Für und Wider mehrfach an diesem Tag. Zu den frühzeitig alarmierten Aussenposten gehörte der Berliner Stadtkommandant, General v. Hase. Als «Walküre» anlief, befahl er den Chef der Heeres-Waffenmeister-Schule, Generalmajor Walter Bruns, den Leiter der Heeres-Feuerwerker-Schule, Oberst Helmuth Schwierz, sowie den Kommandeur des Wachbataillons, Major Otto Ernst Remer, in die Kommandantur, Unter den Linden 1, und wies sie in ihre Aufgaben ein. Gegen 18 Uhr war das Propagandaministerium umstellt, vor dem Haus des Ministers ein Doppelposten aufgezogen und Goebbels selbst, nach einem Blick zur Strasse hinaus, in einem der hinteren Räume verschwunden, um sich zwei Zyankali-Kapseln zu holen.¹³ Eine halbe Stunde später hatte das Wachbataillon das Regierungsviertel zerniert. Nur die Einheiten der Waffenmeister-Schule in Trep-tow, die das Stadtschloss besetzen sollten, waren vorerst ausgeblieben, weil die Mannschaftswagen nicht eintrafen.

Ähnlich planmässig verliefen die Aktionen anderwärts. Einheiten der Ersatz-Brigade «Grossdeutschland» aus Cottbus übernahmen die Sender in Herzberg sowie in Königs-Wusterhausen und unterstellten sich, ohne auf irgendeinen Widerstand zu stossen, die örtlichen Parteidienststellen und SS-Verbände; in Krampnitz rief der Standortälteste, Oberst Harald Momm, beim Eintreffen der Attentatsmeldung, «Ordonnanz, eine Flasche Schampus, das Schwein ist tot!». Zwar gab es anschliessend einige Verzögerungen, doch rückten schliesslich die «Walküre»-Einheiten aus; auch Döberitz

war marschbereit, und Major Jakob erhielt vorab den Befehl, das Funkhaus in der Masurenallee zu besetzen, den Sendebetrieb einzustellen und Verbindung mit einem dorthin entsandten Nachrichtenoffizier aufzunehmen. Die Bendlerstrasse gab eine Liste aus, die alle auszuhebenden Objekte aufführte, angefangen von den SS- und Parteiämtern über die Ministerien bis hin zur Stadtverwaltung, die Feuerwerker-Schule machte sich daran, dafür dreissig Stosstrupps zu jeweils zehn Mann zusammenzustellen, und Helldorf alarmierte die Sicherheitspolizei für die geplante umfassende Verhaftungsaktion.

Doch von da an geriet das Ganze ins Stocken. Bei Helldorf gingen keine Weisungen ein. Major Jakob besetzte zwar das Funkhaus, traf aber den erwarteten Nachrichtenoffizier nicht an, da General Thiele inzwischen abgesprungen war, so dass er den Versicherungen des Intendanten, dass der Sendebetrieb eingestellt sei, glauben musste; in Wahrheit lief das Programm ungestört weiter, und nicht einmal die von Beck so dringlich erwartete Nachricht von der Besetzung des Gebäudes gelangte in die Bendlerstrasse. Ähnlich erging es den Einheiten bei den Sendern Nauen und Tegel. Um 17.42 Uhr und dann in rascher Folge immer wieder wurde aus dem Führerhauptquartier ein Kommuniqué gesendet, das den Anschlag sowie die schweren Verletzungen von General Schmudt, Oberst Brandt und des Stenographen Berger meldete, zugleich aber bekanntgab, dass Hitler selber unverletzt geblieben sei und unverzüglich «seine Arbeit wiederaufgenommen» habe.

Auch in der Zentrale der Verschwörung machten sich jetzt erste Unsicherheiten bemerkbar. Als um 17 Uhr der SS-Oberführer Humbert Pifradier im Auftrag Himmlers erschien und nach Stauffenberg verlangte, hatte man ihn noch ohne grosse Umstände verhaftet. Aber inzwischen war der Befehlshaber des Wehrkreises Berlin, General v. Kortzfleisch, eingetroffen, hatte sich entrüstet geweigert, dem Unternehmen beizutreten und, als er nach einem Ausbruchversuch festgesetzt wurde, den bewachenden Offizier v. Hammerstein angebrüllt, wem sie eigentlich den Fahneid geschworen hätten. Ruhiger werdend, versicherte er später, er sei einem «Putsch» nicht gewachsen, er habe sich immer nur als Soldat verstanden und jetzt lediglich «noch ein Interesse: nach Hause zu gehen und in meinem Garten Unkraut zu jäten!» Auch der an seine Stelle gesetzte General Karl v. Thüngen hielt die Lage für allzu undurchsichtig, stand lange plaudernd herum und begab sich schliesslich nur widerwillig in das Kommando am Hohenzollerndamm, wo der Chef des Stabes, General Otto Herfurth, die



Last der ihm zugemuteten Entscheidung hin und her wälzte, immer neue Auskünfte verlangte und die einlaufenden Befehle verzögerte, bis er auf sein Feldbett sank und sich für krank erklärte.¹⁴

Noch hielt der feste Kern der Verschwörung zusammen. Doch in der Innenstadt hatte unterdessen Major Remer erfasst, dass es für ihn um nichts Geringeres als seinen Kopf ging. Gedrängt von einem misstrauisch gewordenen Propaganda-Offizier, entschloss er sich gegen den ausdrücklichen Befehl seines Vorgesetzten, des Generals v. Hase, Goebbels aufzusuchen. Gegen 19 Uhr kam er in dessen Wohnung und stieß dabei auf Major Martin Korff von den Feuerwerkern, der gerade dabei war, den Verhaftungsbefehl vorzuweisen. Der Minister war klug genug, den Konflikt zwischen Eid und Befehl zu erkennen, in dem sich Remer befand, und stellte kurzerhand eine Verbindung zum Führerhauptquartier her.

In Rastenburg kam Hitler ans Telefon und fragte, ob der Major seine Stimme erkenne, und als dieser bejahte, übertrug er ihm alle Vollmachten zur Niederschlagung der Erhebung. Remer kam überhaupt nicht dazu, einen Gedanken zu fassen. Überwältigt von der Enthüllung, dass Hitler lebe,



*Drei Offiziere aus dem Zentrum der Verschwörung. Hauptmann Klausing (Mitte) begleitete Stauffenberg am 11. und 15. Juli 1944 ins Führerhauptquartier; schon an diesen Tagen sollte das Attentat erfolgen, kam aber nicht zustande. Major Hayessen (links) war der Verbindungsmann der Bendlerstrasse zur Standortkommandantur Unter den Linden 1, und **Hans-Ulrich von Oertzen** (links), mehrere Jahre im Stab Tresckows, versuchte vergeblich, die Führung des Wehrkreiskommandos 3 in Berlin für den Staatsstreich zu gewinnen. Am 21. Juli verheftet, tötete er sich mit zwei Gewehrsprenggranaten, während Klausing und Hayessen festgenommen und noch im August 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt wurden.*

und von der Grösse seiner Verantwortung, hob er sofort die Zernierung des Regierungsviertels auf und unterstellte sich nach und nach die Einheiten und Stosstrupps, die bereits im Stadttinnern waren oder jetzt dort eintrafen. Als Oberst Jäger kurz darauf erschien, um Goebbels doch noch festzunehmen, hatten die Wachen bereits den Schutz des Ministers übernommen. Der Staatsstreich schlug um.

Noch einmal, wenn auch zu spät, konnten sich jene ins Recht gesetzt sehen, die stets darauf bestanden hatten, dass ein Attentat Anfang und Ende jedes erfolgversprechenden Umsturzkonzepts sei. Gerade das Beispiel Remers, aber auch die nach den ersten Rundfunkmeldungen in den Standorten, insbesondere in Döberitz, einsetzenden endlosen Offiziersdebatten, das Verhalten Fromms, Thüngens, Herfurths und anderer offenbart die alles entscheidende Bedeutung der Person Hitlers. Nicht einmal die verschiedentlich mit Misstrauen vermerkte Unzuständigkeit der Befehlsgeber Olbricht und Stauffenberg war angesichts der unübersichtlichen Kommandostrukturen ein wirkliches Hindernis, da alle Zuständigkeiten am Ende bei Hitler zusammenliefen. Umgekehrt konnte deshalb jedoch auch der Automatismus von Befehl und Gehorsam nicht störungsfrei in Gang kommen.

Doch begann in dieser Stunde mehr als nur die Befehlskette zu reißen. Schon am Nachmittag hatte Fellgiebel ein Gespräch mit Olbricht ausgeschlagen und ihm nur ausrichten lassen: «Das hat jetzt alles keinen Zweck mehr.» Vielleicht war ihm inzwischen klargeworden, dass er mit seinem Zweifel einen Fehler begangen hatte und dass es darauf ankam, bedenkenlos die eine Karte zu spielen, die von Beginn an zugleich ihre letzte gewesen war. Jedenfalls bemerkte er zu der Nachricht, dass Thiele verschwunden und, wie sich später herausstellte, zu Walter Schellenberg vom Reichssicherheitshauptamt gefahren war: «Da täuscht sich Thiele, wenn er glaubt, dass er so aus der Sache rauskommt.»¹⁵ Auch Stieff war «ausgebrochen». Hoepner starrte düster und unschlüssig vor sich hin und gab schon bald bei allen Anfragen «recht lahme Auskünfte». Zu Beck meinte er, wenn Hitler wirklich überlebt habe, sei doch «die ganze Sache hier, die ganze Geschichte Unsinn»; das liefe ja «auf eine Kraftprobe» hinaus, worauf Beck ihn knapp belehrte: «Das allerdings.»¹⁶ Und wo war Witzleben? wurde gefragt. Wo General Lindemann? der die grosse Kundmachung der Verschwörer im Rundfunk verlesen sollte.

Nur eine Minderheit gab nicht auf. Mertz, Olbricht, Beck, Schulenburg, Haefliger, Schwerin, Yorck und der inzwischen eingetroffene Gerstenmaier. Stauffenberg natürlich, der in dem Gewoge auf Zimmern und Fluren zwischen den unablässig schrillenden Telefonen hin und her hastete und auf die skeptischen Frager einredete, hier befahl, dort zusprach, drängte, beteuerte, so dass selbst der stets kritische Gisevius seine Vorbehalte aufgab und ihn den einzigen nannte, «der die Lage beherrschte»: Hitler sei tot, rief er unverwandt. Man müsse durchhalten. Die Aktion sei in vollem Gange. Die Panzer rollten an. Fromm sei abwesend. Natürlich lüge Keitel. Die Befehle seien auszuführen. Alles komme darauf an, nicht nachzulassen. Dies sei die Stunde der Offiziere.

Etwas abseits des wilden Durcheinanders sass Beck, fragte immer wieder, wann endlich die Nachricht über die Besetzung des Funkhauses komme, und machte sich daran, eine neue Fassung seines Pronunziamentos zu entwerfen, da Lindemann das einzige Exemplar bei sich hatte. Dann sprach er mit Kluge in Frankreich, der sich wie stets nicht festlegen wollte, sowie mit dem Stabschef der in Kurland fast abgeschnittenen Armee und gab den Befehl zum Rückzug, nicht ohne anzuordnen, darüber eine Aktennotiz «für die künftigen Historiker» anzufertigen. Es sollte der einzige Befehl bleiben, den er an diesem Tage erteilte.

Gegen 20 Uhr kam Witzleben, und jeder wusste, dass jetzt die Entschei-

dung fallen musste. Er hatte zunächst General Wagner aufgesucht und erfahren, dass das Attentat gescheitert war. In der einen Hand die Mütze, in der anderen den Marschallstab, trat er unter die Wartenden. Als Stauffenberg heranstürzte und ihm Meldung erstattete, erwiderte Witzleben kurz und zornig: «Schöne Schweinerei, das!», liess ihn stehen und ging zusammen mit Beck in Fromms Zimmer. Beck versuchte, den Feldmarschall zu beruhigen und Verständnis für die eingetretenen Schwierigkeiten zu wecken, doch Witzleben gab sich ungnädig. Später wurden Stauffenberg und Schwerin hinzugerufen, und durch das Glas der Schiebetür war zu beobachten, wie die Debatte erregte Formen annahm und Witzleben verschiedentlich mit der Faust auf den Tisch schlug.

In der Tat konnte der Feldmarschall allen Erklärungen entgegenhalten, dass weder das Regierungsviertel noch die Rundfunksender in der Gewalt der Bendlerstrasse seien und nicht einmal einsatzfähige Verbände bereitstünden. Dem Anschein nach machte er aber auch keinen Versuch, selber einzugreifen, um in letzter Minute das Blatt noch zu wenden, und schien überhaupt nur gekommen, um aus den Händen der Verschwörer den Oberbefehl über die Wehrmacht entgegenzunehmen. Stauffenberg und Schwerin standen «wie marmorne Säulen». Nach einer Dreiviertelstunde trat Witzleben in die Tür, ging mit hochrotem Kopf durch die Menge der noch immer wartenden Offiziere zum Treppenausgang und fuhr davon. Und als habe er nichts mit alledem zu tun, sagte er zu General Wagner in Zossen: «Wir fahren nach Hause.»¹⁷

Nur Stauffenberg schien selbst jetzt noch nicht wahrhaben zu wollen, dass seine Stunde sich dem Ende zuneigte. Nach Witzlebens Abgang eilte er an seine Telefone zurück, noch immer ermutigend und verzweifelt redend, doch spürte er die befremdete Kälte auf allen Seiten und wie die Entfernungen immer grösser wurden. Zur gleichen Zeit entdeckte Fromm, dass eine Nebentür der Adjutantur unbewacht war, und mit Hilfe Bartrams gelang es ihm, Verbindung zu den Amtschefs des Ersatzheeres aufzunehmen und Gegenmassnahmen einzuleiten. In der wachsenden Gewissheit, dass die Sache Stauffenbergs und seiner Freunde aussichtslos sei, erschienen sie wenig später bei Olbricht und verlangten Auskunft. Auf den Hinweis, dass Hitler tot sei, entgegnete einer von ihnen, der Inspekteur für den Führernachwuchs, General Specht, der Rundfunk melde das Gegenteil, er könne mit der Behauptung nichts anfangen, schliesslich habe er einen Eid ge-

schworen, und seine Begleiter schlossen sich ihm an. Noch zwei Stunden zuvor hätte Olbricht sie daraufhin, wie Fromm oder Kortzfleisch, festnehmen lassen. Jetzt zogen sie ungehindert ab.

Auch draussen begannen nun die Beistände wegzubrechen. Um 21 Uhr kam Kleist von der Stadtkommandantur zurück und meldete, dass das Wachbataillon die Front gewechselt habe. General v. Hase hatte sich zu Goebbels begeben und nach einer kurzen Unterredung eine Einladung zu einem kleinen Essen angenommen, von dem ihn bald darauf die Gestapo wegholte. Fromm bat Hoepner, in seine ein Stockwerk höher gelegene Privatwohnung wechseln zu können, er werde nichts gegen die Verschwörer unternehmen, und Hoepner entsprach der Bitte, vielleicht aus Gründen altgewohnter Kameraderie, aber mehr wohl doch, weil er längst ausgeschert und auf der Suche nach vermeintlichen Fürsprechern war.

Überall mehrten sich die Zeichen, dass die Gegenkräfte die Oberhand gewannen. Als Gisevius zu Helldorf und Nebe kam, erfuhr er, dass Himmeler im Anflug sei, und alle drei hielten jetzt den Staatsstreich für unrettbar. In der Bendlerstrasse war Oberst Glaesemer, der Kommandant der Panzerinheit aus Krampnitz, die am frühen Abend im Tiergarten Aufstellung genommen hatte, von Olbricht festgesetzt worden, als er sich im Umkippen der Erhebung geweigert hatte, die Befehle auszuführen. Jetzt ging er unter einem Vorwand einfach davon. Kaum grössere Mühe hatte Oberleutnant Rudolf Schlee vom Wachbataillon, den Mertz festzuhalten versuchte, als er im Auftrag Remers die Wachen vom Bendlerblock abziehen wollte. Die Gegenanstalten liefen an. Einige Zeit später kehrte Schlee an der Spitze eines Verbandes zurück, umstellte das Gebäude, liess vor den Eingängen Maschinengewehrposten in Stellung bringen und alle Herumstehenden, die sich seinen Befehlen widersetzen, in den Pförtneraum einsperren. Um diese Zeit gab auch der unbeugsame Mertz auf und sagte zu Schulenburg, «dass die Sache verspielt sei».¹⁸

Schon zuvor hatte Olbricht die uneingeweihten Offiziere seines Stabes, Herber, Pridun, v. d. Heyde, Harnack und Fliessbach, zu sich gerufen. Obwohl ihnen allen im Lauf des späten Nachmittags aufgegangen war, dass in der Bendlerstrasse ein Staatsstreich stattfand, hatten sie die erteilten Befehle korrekt, wenn auch ungehalten befolgt, und vielleicht war es ein Fehler gewesen, sie nicht früher ins Vertrauen gezogen zu haben. Jedenfalls kam in dem Auftritt, mit dem sie jetzt auf der Szene erschienen, auch das

Ressentiment der ewig Missachteten zum Vorschein, die nicht selten in der Geschichte das schon Wankende zum Einsturz bringen. Auch leitete sie der begreifliche Wunsch, nicht im letzten Augenblick in ein scheiterndes Unternehmen hineingezogen zu werden. Als Olbricht die verlangten Auskünfte nur spröde gab, auswich und die Offiziere stattdessen auffbrderte, für den Schutz des Hauses zu sorgen und selber die Wachen zu stellen, kam die Runde daher im Zimmer Bolko v. d. Heydes aufs Neue zusammen. Etwas entfernt, im Raum von Mertz, schlug Gerstenmaier unterdessen vor, die Waffen bereitzuhalten. Doch Yorck widersprach, im äussersten Fall werde Göring das Gebäude einfach zusammenbomben lassen.

Während die Offiziere bei v.d. Heyde noch berieten, warum und gegen wen sie den Bendlerblock sichern sollten, trafen schon die in Aussicht gestellten Waffen ein, so dass sie beschlossen, Olbricht noch einmal zur Rede zu stellen. Lärmend, mit Maschinenpistolen, Pistolen und Handgranaten, zogen sie los, drängten die auf den Gängen stehenden Offiziere in Olbrichts Zimmer, und Herber fragte ultimativ: «Herr General, sind Sie für oder gegen den Führer?» Als Olbricht keine Antwort gab, verlangte Herber, Fromm zu sprechen, aber Olbricht verwies ihn an Hoepner.

In diesem Augenblick betrat Stauffenberg den Raum. Pridun und einige andere aus der Gruppe versuchten ihn festzuhalten, doch konnte er sich losreissen und durch die anschliessende Zimmerflucht bis in den Raum von Mertz gelangen. Als er von dort auf den Gang treten wollte, fielen plötzlich Schüsse, und niemand hat später sagen können, wer zuerst auf wen gefeuert hat. Eine der Kugeln traf Stauffenberg am linken Oberarm, nachdem er selber, den Armstumpf in die Hüfte gepresst, mit den drei Fingern seiner linken Hand durchgeladen und auf Pridun geschossen hatte. Dann zog er sich, eine Blutspur zurücklassend, in sein Zimmer zurück.

So unvermittelt die Schiesserei begonnen hatte, so rasch endete sie auch wieder. Während Olbricht mit Herber und den anderen zu Hoepner aufbrach, blieb Stauffenberg zurück und bat eine der Sekretärinnen, ihm eine Verbindung mit Paris herzustellen. Eine letzte winzige Hoffnung bestand noch immer, dass Stülpnagel, Hofacker und vielleicht auch Kluge den grossen Schlag geführt hätten und alles von Westen her aufrollen könnten; an diese Vorstellung klammerte er sich jetzt. Den ganzen Tag über hatte er die schwarze Augenklappe getragen. In diesem Augenblick legte er sie ab. Es



Noch in der Nacht des 20. Juli 1944 wandte sich **Hitler** mit einer Rundfunkansprache an das deutsche Volk. «Eine ganz kleine Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer, dummer Offiziere hat ein Komplott geschmiedet, um mich zu beseitigen und zugleich mit mir den Stab praktisch der deutschen Wehrmachtsführung auszurotten.» Weiter sagte er, dass er sein Überleben als ein Zeichen der Vorsehung auffasse, sein Lebensziel weiter zu verfolgen. Am Ende fügte er hinzu: «Diesmal wird nun so abgerechnet, wie wir das als Nationalsozialisten gewohnt sind.»

Unser Bild zeigt Hitler während seiner Ansprache im Kreise von Mitarbeitern. Vor dem Vorhang: SS-Obergruppenführer **Julius Schaub**, Hitlers persönlicher Adjutant; in der ersten Reihe von rechts: **Hermann Fegelein**, Generalleutnant der Waffen-SS, Generaloberst **Alfred Jodl**, Grossadmiral **Karl Dönitz** und Reichsleiter **Martin Bormann**.

war schon wie eine Geste der Kapitulation. Die Verbindung mit Paris kam nicht zustande.

Inzwischen hatten sich Herber und seinen Leuten die immer Abwarten-angeschlossen, die plötzlich von überall her aus den Zimmern auftauchen und zum Raum Hoepners hindrängten. Schreiend und mit vorgehaltener Waffe wurde jedem die Frage gestellt: «Für oder gegen den Führer?» Es war kurz nach 23 Uhr. Im Bewusstsein der ihm unversehens zugefallenen Überlegenheit forderte Herber von Hoepner laut und auftrumpfend Aus-

kunft darüber, «was hier gespielt» werde, und verlangte, Fromm selber zu sprechen. Hoepner erwiderte, der Generaloberst sei in seiner Wohnung. Und während einer der Umstehenden sich aufmachte, ihn herbeizuholen, begann man in den Räumen und auf den Fluren schon, die Verschwörer zu entwaffnen.

Dann erschien, pompös und wie in einem Theaterauftritt, ein bewaffnetes Gefolge hinter sich, der Generaloberst Fromm. Einen kurzen, verzögernden Moment lang blieb der grosse Mann in der Tür stehen und musterte mit sichtlicher Genugtuung das Schauspiel, das sich ihm bot. Olbricht hatte sich vor den Kartentisch gestellt, Stauffenberg war in seine Nähe getreten, Beck sass vorn an einem kleinen Tisch, etwas abseits standen Mertz, Haefthen und Hoepner. Nach ein paar Schritten in den Raum hinein sagte Fromm: «So, meine Herren, jetzt mache ich es mit Ihnen so, wie Sie es heute Mittag mit mir gemacht haben.»¹⁹

Er machte es aber doch anders und liess vor allem keine Zeit mehr verstreichen. Die sechs Hauptverschwörer erklärte er für verhaftet und forderte sie, die Pistole in der Hand, dazu auf, die Waffen herauszugeben. Als Beck einwarf, er wünsche seine Pistole «zum privaten Gebrauch zu behalten», entgegnete Fromm unwirsch: «Bitte sehr, tun Sie das, aber dann sofort!» Die Waffe erhebend, wollte Beck noch einen Satz sagen und begann: «Ich denke in diesem Augenblick an die Zeit von früher –«, doch Fromm schnitt ihm ungeduldig das Wort ab, darüber wolle er jetzt nicht sprechen: «Jedenfalls bitte ich zu handeln!» Und nach einem kurzen Innehalten und vor den Augen aller Umstehenden drückte Beck ab, brachte sich jedoch nur einen Streifschuss an der Schläfe bei, und Fromm forderte zwei der anwesenden Offiziere auf, ihm die Waffe wegzunehmen. Verwirrt widersetzte sich Beck, schoss noch einmal und brach zusammen, doch lebte er noch immer.

Fromm liess den Sterbenden liegen und wandte sich den übrigen zu: «Wenn Sie noch irgendetwas zu sagen oder aufzuschreiben haben, steht Ihnen unterdessen noch ein Augenblick zur Verfügung.» Stauffenberg, Mertz und Haefthen schwiegen. Hoepner versicherte, er habe mit der ganzen Angelegenheit nichts zu schaffen, und Fromm nahm seine Worte unbewegt zur Kenntnis. Nur als Olbricht um eine Gelegenheit bat, ein paar Zeilen zu schreiben, zeigte er eine Gefühlsregung: «Kommen Sie an den runden Tisch, an dem Sie mir immer gegenübergesessen haben.»²⁰

Dann drängte die Zeit. Denn inzwischen kam die Meldung, dass eine Einheit des Wachbataillons im Hof eingetroffen sei. Auch wusste Fromm

sicherlich, dass Himmler auf dem Wege war, und mochte sich sagen, dass jeder der Verhafteten, ausser Hoepner, als Belastungszeuge gegen ihn auftreten konnte und besser zum Schweigen gebracht würde. So kam er zurück, forderte noch einmal zur Eile auf und erklärte dann: «Im Namen des Führers hat ein von mir bestelltes Standgericht das Urteil gesprochen: Es werden der Oberst im Generalstab v. Mertz, General Olbricht, der Oberst, den ich mit Namen nicht nennen will, und der Oberleutnant v. Haefthen zum Tode verurteilt»

Daraufhin ergriff Stauffenberg das Wort und bemerkte in wenigen bestimmten Sätzen, er nehme die Verantwortung für das Geschehen allein auf sich, alle übrigen hätten nur als Soldaten und als seine Untergebenen gehandelt. Fromm erwiderte nichts, sondern trat stumm zur Seite, um die Verurteilten vorbeizulassen. Mit einem Blick auf den noch immer mit dem Tode ringenden Beck erteilte er einem Offizier den Befehl, dem Sterbenden den Gnadenschuss zu geben. Doch der erklärte sich dazu ausserstande und gab den Befehl einem Feldwebel weiter, der Beck in ein Nebenzimmer zog und dort erschoss. Es war kurz nach Mitternacht.

Draussen tauchten die Scheinwerfer einiger Militärfahrzeuge den Hof des Bendlerblocks in gleissendes Licht. Auf allen Seiten des Gevierts standen Gruppen von Neugierigen, in der Mitte wartete ein Exekutionskommando mit dem Leutnant Werner Schady und zehn Unteroffizieren. Aus dem Treppenaufgang tretend, wurden die Verurteilten ein paar Schritte nach links vor eine kleine Sandaufschüttung geführt. Als erster wurde Olbricht erschossen, dann war die Reihe an Stauffenberg. Doch als das Kommando kam, warf Haefthen sich mit einer dramatischen Geste in die Salve. Kaum hatte das Peloton wieder angelegt, rief Stauffenberg laut: «Es lebe das geheime Deutschland!»²¹ Noch in den Ruf hinein fielen die Schüsse. Als letzter starb Mertz v. Quirnheim.

Unmittelbar darauf gab Fromm die Nachricht von der erfolgten Exekution an die Fernschreiber: «Putschversuch von unverantwortlichen Generalen blutig niedergeschlagen. Sämtliche Anführer erschossen.»²² Dann kam er in den Hof, ging ohne einen Blick an den Erschossenen vorbei und hielt von einem der Fahrzeuge herab eine entflammte Rede auf den Führer, seine wunderbare Errettung und die Werke der Vorsehung. Am Ende brachte er ein dreifaches «Sieg Heil!» aus. Alle Umstehenden, die Soldaten und die Gaffer, schriegen mit.

Währenddessen wurde der Leichnam Becks, eine Blutspur hinter sich herziehend, die Treppe hinuntergeschleift, zusammen mit den Körpern der



Am Morgen des 21. Juli, einen Tag nach dem gescheiterten Staatsstreich, besetzte SS den Block in der Bendlerstrasse. In den Hof, auf dem in der Nacht zuvor vier der Hauptverschwörer exekutiert worden waren, rückten nun Einheiten Himmlers ein.

anderen auf einen der Lastwagen geworfen und zu dem nahen Friedhof der Matthäi-Kirche in Tiergarten gebracht. Der Wärter erhielt die Anweisung, sie noch in der Nacht in aller Heimlichkeit zu verscharren. Am nächsten Morgen jedoch liess Himmler sie wieder ausgraben, verbrennen und die Asche «in die Felder» verstreuen.

In der Bendlerstrasse hatte man die übrigen Beteiligten in den Räumen von Stauffenberg und Mertz festgesetzt: Schulenburg, Schwerin, Yorck, Berthold Stauffenberg, Bernardis, v.d. Lancken, Gerstenmaier und andere. Eine Zeitlang schien es, als sei noch eine zweite Exekution vorgesehen. Eine halbe Stunde nach Mitternacht aber erschien, von Schellenberg nach Berlin gerufen, der Sturmbannführer Otto Skorzeny mit einer SS-Einheit, auch Kaltenbrunner traf ein und Remer, der alle weiteren Erschiessungen untersagte. Skorzeny begab sich zu den Inhaftierten, riss ihnen wortlos die Orden und Ehrenzeichen herunter und warf sie hinter sich in einen auf dem Boden liegenden Stahlhelm. Anschliessend wurde das Rundfunkgerät eingeschaltet, und schweigend, von Wachen dicht umstellt, mussten die Fest-

genommenen die Rede Hitlers anhören, die in diesem Augenblick von allen Sendern verbreitet wurde.

Zufrieden mit sich selbst und im Bewusstsein, am Ende eines langen und verworrenen Tages doch noch «richtig gelegen» zu haben, machte Fromm sich auf den Weg zu Goebbels. Er wollte als erster zur Stelle sein, um die Niederschlagung der Verschwörung und die Exekution der Rädelsführer zu melden und anschliessend Hitler selber zu berichten. Stattdessen wurde er sogleich nach seiner Ankunft festgesetzt.

Der Zusammenbruch in Berlin war noch nicht das Ende des Umsturzunternehmens. Vor allem in Prag und in Wien hatten die Wehrkreiskommandeure die Befehle aus der Bendlerstrasse ohne lange Umstände ausgeführt, die Mehrzahl der SS- und Polizeigewaltigen inhaftiert und wichtige öffentliche Einrichtungen besetzt. Jetzt drückten sie den Festgenommenen ihr Bedauern aus, erklärten alles für ein Missverständnis, stiessen mit ihnen an und liessen sie gehen.

Dramatischer war der Tag in Paris verlaufen. Schon gegen 14 Uhr hatte der in die Verschwörung eingeweihte Oberquartiermeister Oberst Eberhard Finckh durch einen Anruf aus Zossen die Nachricht von dem Attentat erhalten, und rund drei Stunden später war Stauffenberg selber am Telefon, um seinen Vetter Hofacker zu informieren, dass Hitler tot und die Aktion im Gange sei. General v. Stülpnagel rief daraufhin seine Offiziere zusammen, erteilte die vorbereiteten Befehle und gab dem Stab des Stadtkommandanten die Pläne, auf denen die Wohnsitze der obersten SS- und Polizeiführer, Carl-Albrecht Oberg und Helmut Knochen, sowie die Unterkünfte ihrer Einheiten verzeichnet waren. Um jede unnötige Unruhe zu vermeiden, setzte man die Verhaftungsaktion erst für 23 Uhr an.

Während die Vorbereitungen anliefen, meldete sich Feldmarschall Kluge und bat Stülpnagel in sein Hauptquartier nach La Roche-Guyon. Angesichts der hoffnungslosen Unterlegenheit der deutschen Verbände hatte er sich inzwischen der Auffassung Rommels angeschlossen, dass die Front nur noch kurze Zeit halten werde, und war zu seinen alten, mal halbherzig geförderten und mal verleugneten Umsturzerwägungen zurückgekehrt. Auf die Mitteilungen aus Berlin hin hatte er daher zunächst Hoffnung geschöpft, als jedoch die Gegenmeldungen eintrafen, wieder Zweifel bekommen, war noch mehrfach zwischen Nachricht und Dementi hin- und hergerissen worden, bis er sich schliesslich mit Stieff verbinden liess, der ihm Hitlers Überleben bestätigte.

Als Stülpnagel und Hofacker in La Roche-Guyon eintrafen, zeigte er sich von ihren leidenschaftlich vorgetragenen Appellen folglich wenig beeindruckt, stritt jede Kenntnis irgendwelcher Verschwörungspläne ab und meinte schliesslich kühl: «Ja, meine Herren, eben ein missglücktes Attentat!» Auch der Einwand, dass ein womöglich gescheiterter Anschlag ihnen allen sogar grössere Verantwortung aufbürde und der Umsturz noch immer zum Erfolg führen könne, sofern sie Hitler den Gehorsam kündigten und den Krieg im Westen einseitig beendeten, konnte Kluge nicht umstimmen. Und als habe man soeben nicht über Fragen von äusserster Dramatik gesprochen, über letzte Chancen oder Untergang, lud er seine Besucher zu einem Essen bei Kerzenlicht und redete, wie um sein Schweigen in der Hauptsache zu übertönen, unaufhörlich von seinen Fronterlebnissen, während jeder in der Runde verstummt vor sich hinstarrte.

Schliesslich bat Stülpnagel, um die unerträgliche Situation zu beenden, Kluge hinaus auf die Terrasse und teilte ihm die geplanten Verhaftungsmassnahmen mit. Kluge war entsetzt, rief seinen Generalstabschef General Günther Blumentritt hinzu und befahl, alles sofort rückgängig zu machen. Zugleich entthob er Stülpnagel seines Postens und kehrte dann, als sei nichts geschehen, zum Essen zurück, das einer der Teilnehmer «gespenstisch» genannt hat und «wie in einem Totenhaus».²³ Als Stülpnagel und Hofacker zuletzt noch einmal auf ihn eindringen, meinte er hilflos: «Ja, wenn das Schwein tot wäre!», und gab dem General beim Auseinandergehen den freundschaftlich gemeinten Rat: «Verschwinden Sie in Zivil irgendwohin!»²⁴

Während Stülpnagel, ohne einen Händedruck mit Kluge zu wechseln, gegen 23 Uhr aufbrach, waren in Paris, vom Bois de Boulogne her, gerade die Stosstrupps losgerückt. Innerhalb kurzer Zeit und ohne jeglichen Widerstand gelang es ihnen, die SS- und SD-Leute, insgesamt etwa zwölfhundert Mann, in ihren Quartieren nahe dem Arc de Triomphe auszuheben, SS-Obergruppenführer Oberg zu verhaften sowie den Obersten SD-Führer Knochen festzunehmen, der erst in einem Nachtlokal ausfindig gemacht und in sein Hauptquartier an der Avenue Foch bestellt werden musste. Im Hof der Ecole Militaire schichtete eine Einheit des Stadtkommandanten Hans v. Boineburg unterdessen Sandsäcke für die bevorstehenden Exekutionen auf. Die Juristen des Stabes hatten bereits Anklagen formuliert, die den Himmler-Leuten vor allem die Judendeportationen, die Sprengung der



*General **Carl-Heinrich von Stülpnagel**, von 1942 bis 1944 Militärbefehlshaber in Frankreich, war bereits in die Putschpläne vom Herbst 1943 eingeweiht. Sein Stabsquartier im Pariser Hotel «Majestic» wurde bald zum zentralen Stützpunkt des militärischen Widerstands in Frankreich. Nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli nach Berlin befohlen, machte er auf der Fahrt in Verdun halt, um sich auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs das Leben zu nehmen; allerdings zertrümmerte er sich nur eine Gesichtshälfte und erblindete. Trotz seiner schweren Verwundung verbrachte man ihn nach Berlin, wo der Volksgerichtshof ihn zum Tode verurteilte. Als man ihn am 30. August 1944 in der Haftanstalt Plötzensee hinrichtete, führte der Henker den Erblindeten an der Hand zum Galgen.*

Pariser Synagogen und die jedem Rechtsgrundsatz zuwiderlaufende Aneignung «reichsfeindlichen Vermögens» vorwarfen.²⁰

Kurz nach Mitternacht kehrte Stülpnagel in sein Hauptquartier im Hotel «Majestic» zurück. Entgegen dem Befehl Kluges ordnete er noch nicht die Freilassung der Verhafteten an. Vielmehr ging er ins nebenangelegene Hotel «Raphael» hinüber, wo sich das Kasino des Stabes befand. Die Räume waren überfüllt, von überall kamen Lärm und Gläserklingen. Offiziere und Beamte, Eingeweihte und Ahnungslose feierten gemeinsam die gelungene Verhaftungsaktion und das absehbare Ende des Krieges – bis in die ausgelassene Gesellschaft vom Radoraum her eine Stimme ankündigte, dass der Führer jetzt zum deutschen Volk sprechen werde.

In die plötzlich eintretende Stille hinein betrat Stülpnagel das Kasino, machte ein paar Schritte nach vorn zum Rundfunkgerät hin und blieb, als Hitler zu reden begann, wie versteinert stehen. Und während er der düster grollenden Ansprache über die «ganz kleine Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer, dummer Offiziere» zuhörte, Hitlers Dank an die Vorsehung vernahm und seine Drohung gegen die «verbrecherischen Elemente, die jetzt unbarmherzig ausgerottet werden», beobachtete einer der Offiziere, wie er unter «ungeheurer Anspannung», doch «ohne eine Regung zu zeigen, in den hinter dem Rücken gekreuzten Händen seine Handschuhe zerdrückte und verdrehte». Als Hitler geendet hatte, machte er kurz kehrt und verliess wortlos den Raum.²⁶

Draussen wurde ihm gemeldet, dass der Oberbefehlshaber des Marinegruppenkommandos West, Admiral Theodor Krancke, angerufen und gedroht habe, mit über tausend Marinesoldaten loszumarschieren, um SS und SD zu befreien. Ebenso hatte der Kommandant der Luftwaffe in Paris, General Hanesse, seine Truppen alarmiert. Dann berichtete der Generalstabschef, Oberst Hans-Ottfried v. Linstow, am späten Abend habe Stauffenberg sich gemeldet, alles sei verloren, auf dem Gang vor seinem Zimmer tobten schon die Mörder. Doch Stülpnagel gab noch nicht auf. Auch als ein Anruf ihm bestätigte, dass Kluge seine Ankündigung wahr gemacht habe und General Blumentritt auf dem Wege sei, um die Geschäfte des Militärbefehlshabers zu übernehmen, liess er sich noch einmal eine Bedenkzeit. Mit Hofacker und Finckh besprach er die Möglichkeit, durch die rasche Exekution der SS-Führer ein unwiderrufliches Zeichen zu setzen und Kluge gleichsam in den Umsturz hineinzuzwingen. Dann aber verwarf er diese Lösung und erteilte den Befehl, die Gefangenen freizulassen. «Das Schicksal hat gegen uns entschieden», sagte er.²⁷

Es war eine überaus heikle Lage, der sich Stülpnagel bei der Rückkehr der SS-Gewaltigen aus ihrer Haft gegenüber sah, doch die erste Schwierigkeit meisterte der verlässliche Boineburg. Der kleine, kahlköpfige Mann mit der krächzenden Stimme, der das Monokel wie ein Erkennungszeichen trug, bewies in dieser Nacht, dass er mehr war als die Karikatur des deutschen Militärs, zu der er sich nicht ohne Ironie stilisiert hatte. Entschlossen begab er sich zu Oberg und Knochen in das eigens eingerichtete Gefangnisappartement im Hotel «Continental» in der Rue de Castiglione, er-

klärte mit aller gewinnenden Rauheit, die ihm eigen war, sie seien wieder frei, und überbrachte dem empörten Oberg die Einladung Stülpnagels ins «Raphael». Immerhin gelang es Boineburg, den SS-Führer soweit zu beruhigen, dass er ihm folgte. Knochen fuhr zunächst in sein Quartier.

Im Blauen Salon des «Raphael» fand sich nach und nach eine gespenstische Runde ein: soeben noch Todfeinde, zur Exekution entschlossen die einen, verwirrt und rachedurstig die anderen, beide voller Argwohn, Verschwörer und Henker an einem Tisch. Im mühsam einsetzenden Gespräch waren beide sich der Fussangeln bewusst, zwischen denen sie sich bewegten und dass jeder Fehltritt ins Verderben führen konnte: Stülpnagel, Boineburg, Hofacker, Linstow und die übrigen Angehörigen des Stabes hier, der Botschafter Otto Abetz und der SS-Gruppenführer Oberg dort, sowie, etwas später, Knochen, Krancke und Blumentritt.

Als die Gäste erschienen, hatte Stülpnagel, um eine entspannte Atmosphäre anzuzeigen, schon Champagner ausgeben lassen und eine Geselligkeit hergestellt, über deren Aufgeräumtheit allerdings, wie er vorher wissen liess, leicht dämpfend der Schatten des Attentats liegen musste. Als erster traf Otto Abetz ein, wurde nach erstem Beginn ins Versöhnliche gestimmt, und als bald darauf Oberg den Raum betrat und, noch unsicher zwar, sogleich «Untersuchungen» ankündigte, griff der Botschafter schon vermittelnd ein und erreichte, dass der noch immer zornige SS-Führer seinem Gegenspieler die Hand reichte. Man setzte sich zusammen. Abetz versicherte, dass Stülpnagel ein Opfer irreführender Befehle geworden sei, und lenkte das Gespräch allmählich dahin, dass beiden Seiten angesichts der näher rückenden Front und der zusehends bedrohlicher auftretenden Maquisards nichts anderes übrigbleibe als zusammenzuhalten.

Natürlich ahnte Oberg, dass Stülpnagel nicht jenem Missverständnis erlegen war, auf das er sich gleich bei der Begrüssung herausgeredet hatte, und seine Entgegnung gab auch zu erkennen, dass er das Spiel durchschaute: «Da haben Sie aufs falsche Pferd gesetzt, Herr General!» Zugleich aber war ihm bewusst, dass sein eigener Leichtsinn und sein Mangel an Umsicht ihn, den SS-Gruppenführer Carl-Albrecht Oberg, auf ungewöhnliche Weise blamiert und, nach den Regeln des schwarzen Ordens, geradezu entehrender Lächerlichkeit preisgegeben hatte. So kamen ihm die Beschwichtigungsbemühungen der anderen durchaus entgegen, er wurde zugänglicher, das Gespräch ging dahin, man geriet ins Kameradschaftliche,

liess weiteren Champagner auffahren, und als Blumentritt und seine beiden Begleiter dazukamen, stiessen sie auf ein wohl noch immer von untergründigem Misstrauen erfülltes, aber doch merklich gutgelauntes Zusammensein, das «fast einer schon etwas fortgeschrittenen Abendgesellschaft glich».²⁸

Bereits auf dem Weg ins «Raphael» hatte der gewandte Blumentritt das magische Wort «Sprachregelung» fallenlassen, das von dem mitgenommen wirkenden Knochen begierig aufgegriffen worden war. Jetzt führte er es, behutsam tastend, wieder ein, wagte sich vor und nahm sogleich zurück, präzierte und vernebelte, verliess auch einmal mit Oberg den Raum, bis er schliesslich mit einem Vorschlag herausrückte, den alle einleuchtend fanden. Nur Admiral Krancke brauste plötzlich auf, empörte sich über Stülpnagel, Verrat und Treulosigkeit, und einen Augenblick lang schien das ganze Gespinst schonender Halbwahrheiten noch einmal zu zerreißen. Doch dann einigte man sich auf Blumentritts Version von «Irrtum» und «Alarmübung», kehrte erleichtert zum Champagner zurück, prostete sich zu und feierte bis in den beginnenden Morgen. «Die Riesenschlange im Sack gehabt und wieder herausgelassen», notierte Ernst Jünger, der zum Stab des Militärbefehlshabers zählte, an diesem Tag.²⁹

Stülpnagel hat die Komödie offenbar nur mitgespielt, um seinen Stab, der ihm und Hofacker immer gefolgt war, zu schützen, und tatsächlich haben vergleichsweise viele seiner Offiziere überlebt. Für sich selber sah er keinen Ausweg, obwohl er zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste, dass Kluge ihn bei Keitel angezeigt und auf die Frage des erstaunten Blumentritt nur geantwortet hatte: «Die Dinge nehmen jetzt ihren Gang.» Am frühen Morgen traf die Aufforderung Keitels ein, umgehend nach Berlin zu kommen. Er verabschiedete sich von seinen Mitarbeitern, bestieg den Wagen und liess den Fahrer in der Nähe von Verdun, wo er im ersten Weltkrieg gekämpft hatte, ein Stück weit vorausfahren. Die Höhe «Toter Mann» vor Augen, stieg er die Böschung des Maas-Kanals hinunter, und gleich darauf hörten seine beiden Begleiter einen Schuss. Doch statt sich zu töten, hatte Stülpnagel sich lediglich blind geschossen, wurde aus den treibenden Wassern gezogen, unter ständiger Bewachung gesundgepflegt und als Erblindeter vor den Volksgerichtshof gebracht. Er weigerte sich, Namen zu nennen, und als Freisler ihn nach Rommel und Kluge fragte, antwortete er schneidend: «Die Feldmarschälle stehen ausser Diskussion!» Noch am gleichen Tag wurde er von einem Henker zum Galgen geführt.³⁰

Eine Vielzahl von Gründen hat das Scheitern des 20. Juli bewirkt. An vorderster Stelle ist immer wieder der «Dilettantismus» der Anführer genannt worden, die unzureichende Planung, das blinde Vertrauen in die Befehlsstafette sowie die mangelhafte Koordination unter den Beteiligten, die zu dem bald ausbrechenden Durcheinander in der Bendlerstrasse geführt haben. «Ja, mein Lieber, so kann man es natürlich nicht machen!» hat Admiral Canaris, nicht ohne blasierten Unterton, zwei Tage später auf der Strasse einem Bekannten gegenüber bemerkt.³¹

In der Tat mislang vieles, was als feste Grösse im Ablaufplan vermerkt war, angefangen von dem Versäumnis, sich der Loyalität sowie der Anwesenheit der Kommandeure von Döberitz oder Krampnitz zu versichern, über das Ausbleiben der Stosstrupps, das Oberst Jäger in so grosse Verlegenheit setzte, bis hin zu der geradezu grotesken Irreführung Major Jakobs nach der Besetzung des Funkhauses in der Masurenallee. Dergleichen Fehler, Schwächen und Nachlässigkeiten lassen sich viele nennen. Sie haben umso mehr Verwunderung hervorgerufen, als das Unternehmen von erfahrenen Generalstabsoffizieren geplant und ausgeführt worden ist. Der Staatsstreich blieb ohne Schlagkraft, doch vielleicht bestand seine fatalere Unzulänglichkeit gerade darin, dass den Stabsoffizieren die bewährten Kommandeure fehlten, resolute, umsichtige und zugleich mit allen Vollmachten ausgestattete Truppenoffiziere. Goebbels beispielsweise wunderte sich, dass am Abend des 20. Juli, bei der Zernierung des Regierungsviertels, zwar Doppelposten vor seinem Haus aufzogen, aber niemand auf den Gedanken kam, die Telefonleitungen zu durchtrennen.³²

Indessen haben solche offenkundigen Schwächen den Fehlschlag nicht verursacht. Im engeren Sinne hingen Erfolg oder Misserfolg von lediglich zwei Voraussetzungen ab: dem Attentat sowie der nachrichtentechnischen Isolierung des Führerhauptquartiers. Als die eine dieser Voraussetzungen nicht eintrat, war auch die andere verwirkt, und man kann General Fellgiebel schwerlich einen Vorwurf aus der Bestürzung machen, die ihn kurze Zeit nach der Explosion, beim Anblick des nur wenige Meter an ihm vorbeigehenden Hitler, eine Entscheidung treffen liess, die so unvorhersehbare Folgen haben sollte.

Auch das «technische Versagen» jedoch, wie gross immer sein Gewicht gewesen sein mag, zählt zu den eher vordergründigen Umständen des Scheiterns. Weit entscheidender war auch an diesem Tag, wie schon manches voraufgegangene Mal, dass die Tat gegen allzu viele eingewurzelte



*Eine der verblüffendsten Episoden des 20. Juli ist mit dem Namen des Generals **Günther Blumentritt** verbunden. Am Abend des 20. Juli waren die hohen SS- und SD-Führer Oberg und Knochen in Paris verhaftet und kurz darauf, nach dem gescheiterten Staatsstreich, wieder freigelassen worden. Von Generalfeldmarschall von Kluge, dem Oberbefehlshaber West, nach Paris entsandt, gelang es Blumentritt im Laufe der Nacht, mit Oberg und Knochen eine einvernehmliche Sprachregelung zu finden, durch die ein grosser Teil der Pariser Mitverschwörer unentdeckt blieb.*

Reflexe verstieß. Das hat dazu geführt, dass sich trotz aller in der Armee verbreiteten Kritik an Hitler und an dem Regime kein einziger uneingeweihter Offizier dem Aufstandsunternehmen spontan angeschlossen hat. Die Rundfunkmeldungen am frühen Abend besagten nicht nur, dass Hitler dem Attentat entronnen sei. Folgenreicher war die gleichzeitige Botschaft, dass die «legale» Macht auch weiterhin in seinen Händen lag, und damit setzte jene nahezu instinktive Abwehrreaktion ein, die einen Staatsstreich seit je einem Staatsverbrechen gleichgesetzt hatte.

Dieser Bannstrahl der «Legalität» hat die Verschwörer mit voller Wucht getroffen und die Frage nach Recht und Berechtigung ihres Tuns gar nicht aufkommen lassen. Gerade weil sie, um den Eid- und Meutereikomplex des Offizierskorps zu überspielen, den Umsturz als «legalen Staatsstreich» ge-

plant hatten, schlug nach dem Scheitern des Attentats die «Legalität» auf sie zurück. Das zeigte sich in der anfangs stummen, später offen ausbrechenden Widersetzlichkeit der Abteilungschefs in der Bendlerstrasse ebenso wie in der Kasinodebatte von Döberitz, aus der Oberst Wolfgang Müller am Abend meldete: «Die Truppe kämpft auf keinen Fall gegen Hitler. Man verweigert mir den Gehorsam gegen Hitler!» Ähnlich verhielt es sich bei den bereits in Marsch gesetzten Verbänden, wo die Weisung «Persönlicher Befehl des Führers» wie ein «Zauberwort» wirkte, so dass sie kehrtmachten und in ihre Quartiere zurückmarschierten.³³ Und nicht anders war es bei Thiele und Thüngen sowie, mit vielleicht ausschlaggebendem Gewicht, bei Kluge, der seit dem Telefongespräch mit Stieff, trotz aller vorausgegangenen konspirativen Vertraulichkeiten, keinem Appell und keinem Überredungsversuch mehr zugänglich war.

Hier zeigt sich auch die Schwäche des «Walküre»-Plans und seines Vertrauens in die Automatik der Befehlsstrukturen. Selbst bei einem gelungenen Attentat hätte es noch immer des sekundierenden Entschlusses eines nennenswerten Teils der kommandierenden Generäle bedurft, und einige Beispiele machen deutlich, dass darauf weniger Verlass war, als die Verschwörer angenommen hatten. Wie in Hamburg, setzten sich auch in Dresden oder Danzig die Wehrkreise nach dem Eintreffen der Befehle aus der Bendlerstrasse erst einmal mit den Gauleitern oder den Gestapo-Ämtern in Verbindung, um Einzelheiten einzuholen. Es mochte sich dabei um Ausnahmen handeln, aber wie sehr selbst der Befehlsmechanismus noch immer von der Einzelentscheidung abhängig war, um die logistische Überlegenheit der legalen Macht in Gefahr zu bringen, wird gerade am Verhalten des Feldmarschalls v. Kluge deutlich, und womöglich ist er, mehr als irgendein anderer seinesgleichen, in der komplexen Mischung aus Regimeverachtung, Willfährigkeit, Legalitätsbindung und Entschlusschwäche die Offiziersfigur, die sichtbar macht, warum das Staatsstreichvorhaben, wie immer das Attentat ausgegangen war, scheitern musste.

Die Entschlossenheit jedenfalls, aus moralischen Motiven nicht nur traditionsgeheiligte Prinzipien, sondern auch den eigenen Überlebenswillen zurückzustellen, war wie stets nur die Sache weniger. Als Henning v. Tresckow in der Nacht des 21. Juli vom Scheitern des Attentats hörte, sagte er zu Schlabrendorff «vollkommen ruhig und gelassen», er werde sich das Leben nehmen, weil er den Versuch fürchte, die Namen seiner Freunde aus

ihm herauszupressen. Und als er sich am folgenden Morgen von dem Freund verabschiedete, um mit Major Kuhn vor die Linien zu fahren und irgendwo im Niemandsland den Tod zu suchen, fügte er die weiterreichende Begründung hinzu: «Jetzt wird die ganze Welt über uns herfallen und uns beschimpfen. Aber ich bin nach wie vor der felsenfesten Überzeugung, dass wir recht gehandelt haben. Ich halte Hitler nicht nur für den Erzfeind Deutschlands, sondern auch für den Erzfeind der Welt. Wenn ich in wenigen Stunden vor den Richterstuhl Gottes treten werde, um Rechenschaft abzulegen über mein Tun und mein Unterlassen, so glaube ich mit gutem Gewissen das vertreten zu können, was ich im Kampf gegen Hitler getan habe. Wenn einst Gott Abraham verheissen hat, er werde Sodom nicht verderben, wenn auch nur zehn Gerechte darin seien, so hoffe ich, dass Gott auch Deutschland um unserwillen nicht vernichten wird. Niemand von uns kann über seinen Tod Klage führen. Wer in unseren Kreis getreten ist, hat damit das Nessushemd angezogen. Der sittliche Wert eines Menschen beginnt erst dort, wo er bereit ist, für seine Überzeugung sein Leben hinzugeben.»³⁴

Weit bezeichnender und, wenn auch ins Extrem getrieben, die Regel markierend, war das Verhalten Kluges. Noch am späten Abend des 20. Juli, kurz nachdem Stülpnagel und Hofacker mit einem definitiven «Nein!» verabschiedet waren, hatte er ein Ergebnistelegramm an Hitler gerichtet: «Der von ruchloser Mörderhand unternommene Anschlag auf Ihr Leben, mein Führer, ist dank einer gütigen Fügung der Vorsehung misslungen.»³⁵ Doch gleichzeitig wusste er, dass der seit Langem bestehende Argwohn Hitlers gegen ihn damit nicht auszuräumen war. Als fünf Tage später im Raum von St. Lö mit dem Panzerdurchbruch General Pattons die Offensive im Westen begann und Kluge, der die Schlacht in Frontnähe leiten wollte, einen Tag lang unerreichbar war, tauchten bei Hitler sofort Vermutungen auf, der Feldmarschall versuche, Übergabeverhandlungen aufzunehmen. Ohnehin hielt er Kluge, wie er zu Guderian bemerkte, für einen «Mitwisser des Attentats». Die sich steigernden Verdächtigungen, die Eingriffe und Massregelungen aus dem Führerhauptquartier erlangten einen ersten Höhepunkt, als ihm befohlen wurde, von welchem Gefechtsstand aus er die Schlacht zu führen habe, setzten sich fort in Offensiv- und Haltebefehlen, für die es keine Truppen gab, und fanden ein demütigendes Ende, als am 17. August, nach dem Fall von Falaise, überraschend Feldmarschall Walter Model im Hauptquartier erschien und sich als der «neue Oberbefehlshaber



*Die Polizeigewalt in Frankreich lag in den Händen zweier Männer, des späteren SS-Obergruppenführers und Generals der Polizei **Carl-Albrecht Oberg** sowie des SS-Standartenführers **Helmut Knochen**. In Paris am Abend des 20. Juli zunächst festgesetzt, wurden sie nach dem Scheitern des Staatsstreichs noch in derselben Nacht wieder freigelassen. Sowohl 1946 in Deutschland von den Alliierten als auch 1954 in Frankreich zum Tode verurteilt, wurden beide im Laufe der sechziger Jahre von Staatspräsident de Gaulle begnadigt. Das Bild zeigt Oberg (links) und Knochen (rechts) vor einem Pariser Militärgericht im September 1954.*

West» vorstellte. Der Brief Hitlers, der Kluges Abberufung aussprach, endete mit dem drohenden Satz: «Feldmarschall v. Kluge hat zu melden, nach welcher Gegend Deutschlands er zu gehen gedenkt.»³⁶

Das Schreiben nötigte Kluge, den «Meister der taktischen Aushilfen», wie er sich gern nennen hörte, in eine Entscheidungssituation, wie er sie sein Leben lang zu vermeiden getrachtet hatte. Zugleich spielte es ihm aber eine Möglichkeit zu, seinen Wankelmut und sein beständiges Ausweichen, das «Kinder, ihr habt mich!» und die Untreue gegenüber Beck, Tresckow, Rommel oder Stülpnagel zumindest in der Erinnerung zu mildern. Doch Kluge nahm sie auch dieses Mal nicht wahr, obwohl er unterdessen einen Entschluss gefasst hatte, der alle Ängste und Schrecken endigte. In einem

Abschiedsbrief an Hitler vermied er jedes offene Wort, riet zwar zum Frieden, sprach aber auch von «Grösse» und «Genie» und schloss mit dem Satz: «Ich scheid von Ihnen, mein Führer, der ich Ihnen innerlich näher stand, als Sie vielleicht geahnt, in dem Bewusstsein, meine Pflicht bis zum Äussersten getan zu haben.»³⁷ Dann machte er sich auf den Weg nach Deutschland, liess nahe bei dem Ort, an dem Stülpnagel sein Leben hatte beschliessen wollen, den Wagen anhalten und nahm Gift.

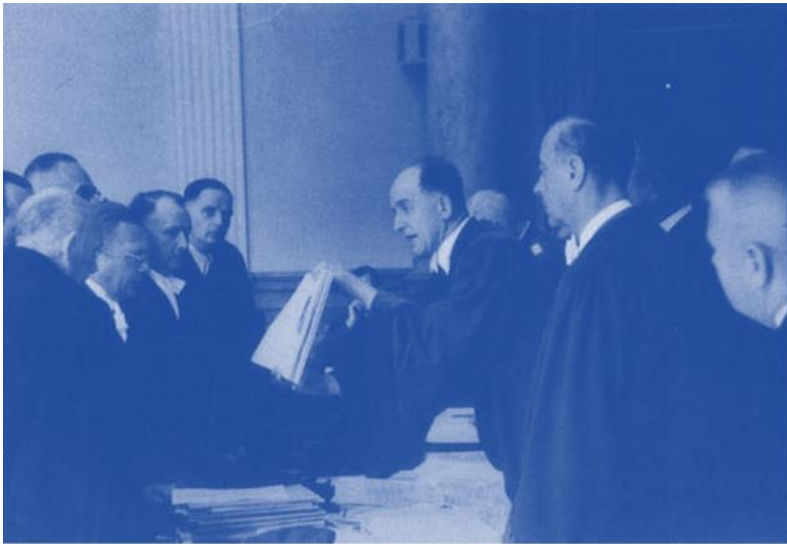
Der Zufall hatte es gefügt, dass einige Tage zuvor, wie ein Rückruf in vergangene Zeiten, Oberst v. Gersdorff bei ihm aufgetaucht war und ihn zu überreden versucht hatte, in Verhandlungen mit dem Gegner einzutreten, die Streitkräfte hinter die Grenzen von 1939 zurückzunehmen und mit Hilfe einiger zuverlässiger Verbände doch noch das Regime zu stürzen. Aber Kluge hatte entgegnet: «Gersdorff, wenn das schiefeht, dann ist der Feldmarschall v. Kluge das grösste Schwein der Weltgeschichte.» Als Gersdorff einwarf, vor der Entscheidung, entweder als Schuldiger oder als «Retter in höchster Not» im Gedächtnis der Menschen zu bleiben, hätten irgendwann «alle grossen Männer der Weltgeschichte gestanden», hatte Kluge ihm die Hand auf die Schulter gelegt. Dann hatte er gesagt: «Gersdorff, der Feldmarschall v. Kluge ist kein grosser Mann.»³⁸

Verfolgung und Ende

Noch in der Nacht auf den 21. Juli setzte eine ausgedehnte Fahndung ein. Über den Kreis der in der Bendlerstrasse Verhafteten hinaus erstreckten sich die Nachforschungen auf sämtliche Personen, die mit den Beteiligten privat oder dienstlich in Berührung gekommen oder früher schon ins Blickfeld der Überwachungsbehörden geraten waren. Im Hauptquartier wurde gegen Mitternacht Generalmajor Stieff verhaftet. Um die gleiche Zeit erhielt General Fellgiebel, während er nach Philosophenmanier in ein Gespräch mit seinem Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Hellmuth Arntz, über ein Jenseits vertieft war, «an das er nicht glaubte», den lange erwarteten Anruf. Er sagte nur: «Ich komme!», und als Arntz ihn beim Abschied fragte, ob er eine Pistole habe, erwiderte er: «Man steht, man tut das nicht.»¹

Schon am folgenden Tag wurde der SS-Obersturmbannführer Georg Kiessel zum Leiter einer «Sonderkommission 20. Juli» ernannt, die bald auf vierhundert Beamte anwuchs. Die Stichworte für die justizförmige Erledigung des Staatsstreichs gab Hitler in einer Lagebesprechung aus, in der er nach einem Ausfall gegen «diese gemeinsten Kreaturen, die jemals den Soldatenrock in der Geschichte getragen haben, dieses Gesindel, das sich aus der einstigen Zeit herübergerettet hat», bemerkte: «Diesmal werde ich kurzen Prozess machen. Diese Verbrecher... sollen nicht die ehrliche Kugel bekommen, sie sollen hängen wie gemeine Verräter! Ein Ehrengericht soll sie aus der Wehrmacht austossen, dann kann ihnen als Zivilisten der Prozess gemacht werden... Und innerhalb von zwei Stunden nach der Verkündung des Urteils muss es vollstreckt werden! Die müssen sofort hängen ohne jedes Erbarmen! Und das wichtigste ist, dass sie keine Zeit zu langen Reden erhalten dürfen. Aber der Freisler wird das schon machen. Das ist unser Wjuschinskij.»²

Doch mit jedem folgenden Tag dehnte sich der Kreis der Verdächtigen weiter aus. Witzleben war einer der ersten, die verhaftet wurden, morgens



«Ich will, dass sie gehängt werden, aufgehängt wie Schlachtvieh!» hatte nach dem 20. Juli 1944 Hitlers Anweisung an den Präsidenten des Volksgerichtshofes, **Roland Freisler**, gelautet. Von einer ordentlichen Verhandlungsführung konnte denn auch nicht die Rede sein. Freisler fiel den Angeklagten ins Wort, schrie sie an. Trotzdem hinterliess er bei dem auf Debatten versessenen Moltke keinen rein negativen Eindruck. Die Auseinandersetzung habe ihnen beiden, schrieb er an seine Frau, sichtlich Freude gemacht, und: Freisler sei «begabt, genial und nicht klug und zwar alles dreies in Potenz».

Die Aufnahme zeigt Freisler, wie er den Pflichtverteidigern Belastungsmaterial gegen die Angeklagten der Widerstandsbewegung zeigt.

gegen 5 Uhr hatte die Gestapo Popitz aus der Wohnung geholt, dann traf es Oster, Kleist-Schmenzin, Schacht, Canaris, Wirmer und viele andere. Noch kurz vor dem 20. Juli hatte die für die Wehrmacht zuständige Observationsstelle der Gestapo keine besonderen Anhaltspunkte gemeldet und nur beiläufig den «Defätismus» der Gruppe um Beck und Goerdeler erwähnt.³ Auch Hitler selber scheint zunächst nur an jene «ganz kleine Clique ehrgeiziger Offiziere» geglaubt zu haben, von der in seiner Rundfunkansprache die Rede gewesen war. Jetzt zeigte sich zu aller Bestürzung, dass hinter der Tat Stauffenbergs eine breite, weit über das Militär hinausreichende und linke wie rechte Kräfte umfassende Bewegung stand, deren Verzweigungen bis in vermeintlich parteitreue Kreise reichten.

Graf Helldorf hatte noch am Abend des 20. Juli selbstbewusst versichert, man werde es nicht wagen, Hand an ihn zu legen, doch jetzt griffen die Verfolger ohne langes Zögern zu. Andere, wie General Wagner, begingen Selbstmord. Major Hans Ulrich v. Oertzen, der das Wehrkreiskommando am Hohenzollerndamm zum Umsturz gedrängt hatte, war es im Verhaftungsdurcheinander gelungen, zwei Gewehrsprenggranaten zu verstecken, von denen er die eine, kurz bevor er abgeführt werden sollte, dicht an seinem Kopf zündete. Als er nur schwerverletzt zusammenbrach, schleppte er sich mit letzter Kraft zum Versteck der zweiten Granate, presste sie in den Mund und zog ab. Doch auch diese Toten weiteten nur den Kreis der Verdächtigen auf ihre Mitarbeiter, Freunde und Angehörigen aus.

Die strengen Massstäbe, die dem Widerstand seit je den seltsam wehrlosen Zug vermittelt haben, behaupteten sich auch in der Niederlage. Die wenigsten versuchten zu fliehen. Sie ordneten ihre persönlichen Dinge und warteten gelassen, standhaft und, wie sie glaubten, auf alles vorbereitet. Viele weigerten sich, einen in Aussicht gestellten Unterschlupf anzunehmen, oder forderten ihre Verhaftung sogar heraus. Im Vordergrund stand dabei der Gedanke, Freunde und Angehörige vor der drohenden Erpressung zu bewahren, doch stets hatten solche Entschlüsse auch mit jener kategorischen Moralität zu tun, die für nahezu alle der feste Grund unter den Füßen war. «Nicht fliehen – standhalten!» begründete Friedrich Karl Klausing seine Entscheidung, sich freiwillig zu stellen; er wolle «die gefangenen Kameraden nicht im Stich lassen». Auch Schlabrendorff lehnte die Flucht ab, desgleichen Trott, «seiner Frau und der Kinder wegen», wie er sagte. Tresckows Bruder Gerd, der zwar eingeweiht, aber als Oberstleutnant einer Division an der italienischen Front viel zu weit vom Geschehen entfernt war, um Verdacht erregt zu haben, offenbarte sich seinen Vorgesetzten, wurde abgewiesen, beharrte aber auf seiner Selbstbezeichnung, sah sich schliesslich verhaftet und in das Gestapo-Gefängnis in der Lehrter Strasse eingeliefert. Dort nahm er sich Anfang September, physisch und psychisch zermürbt, das Leben.⁴

Immer wieder kam es vor, dass die Gesuchten ihren Verfolgern geradezu entgegengingen, erfüllt von einem Gefühl zwischen Stolz und Müdigkeit, unfähig oder ungewillt, sich weiterhin zu verstecken und jenes allzulange geführte Doppelleben fortzusetzen, dessen Preis, wie sie glaubten, die Selbstachtung war. Ulrich v. Hassell machte sich von seinem bayerischen Wohnsitz aus auf die umständliche, von vielen Zwischenaufenthalten be-

hinderte Reise nach Berlin, wanderte einige Tage lang ruhelos durch die Strassen und erwartete dann, gefasst an seinem Schreibtisch sitzend, das Kommando der Gestapo. Theodor Steltzer wiederum weigerte sich, von Norwegen aus nach Schweden hinüberzuwechseln, sondern kam stattdessen nach Berlin zurück und bestand sogar auf seiner Auffassung, dass man als Christ nicht einmal vor den Vernehmungsbeamten oder vor dem Volksgerichtshof die Unwahrheit sagen dürfe.⁵

Zu den Beweggründen hinter allen diesen und vielen anderen ebenso wirklichkeitsfremden wie bewegenden Verhaltensweisen zählte sicherlich auch die Absicht, das bevorstehende Gericht als Tribüne einer vielstimmigen Anklage zu nutzen, um am Ende doch noch, vor gleichsam schon gefallenem Vorhang, jene grosse Entlarvung des Regimes vorzunehmen, die viele von ihnen sich von dem sehnsüchtig herbeigewünschten Prozess gegen Hitler erhofft hatten. Aber diese Illusion zerstob ebenso rasch wie die Erwartung vor allem der Militärs auf ein förmliches, den Standesregeln gemässes Verfahren.

Auf diese Weise gelang es den jenseits des engsten Täterkreises zunächst im Dunkeln tappenden Ermittlern, im Lauf der folgenden Monate rund sechshundert Verdächtige festzunehmen. Eine zweite Verhaftungswelle Mitte August («Aktion Gewitter») erfasste noch einmal rund fünftausend vermutete Regimegegner vornehmlich aus den Reihen der Weimarer Parteien und Verbände. Auch in den Vernehmungen haben einige der Angeeschuldigten eher Ernst und Ethos ihres Tuns bezeugen als ihr Leben retten wollen. Der Leiter der Sonderkommission erklärte schon bald, «der männliche Standpunkt der Idealisten (habe) sofort einiges Licht in das Dunkel» gebracht.⁶

Wie arglos-mutig und in vielen Fällen geradezu zum Selbstopfer drängend dieses Auftreten sich auch ausnehmen mag, war es vielleicht doch die einzige Verteidigung, auf die das Regime keine Antwort hatte. Wenn Hitler anfangs offenbar eine spektakuläre, den sowjetischen Schauprozessen der dreissiger Jahre nachgebildete Inszenierung der Verhandlungen mit Film, Rundfunkübertragungen und ausgedehnten Presseberichten im Auge gehabt hatte, gab er den Gedanken daran bald auf. Schulenburg beispielsweise erklärte vor Gericht: «Wir haben diese Tat auf uns genommen, um Deutschland vor einem namenlosen Elend zu bewahren. Ich bin mir klar, dass ich daraufhin gehängt werde, bereue meine Tat aber nicht und hoffe, dass sie

ein anderer in einem glücklicheren Augenblick durchführen wird.» Dergleichen Äusserungen, die von vielen Angeklagten kamen, drängten die Regie der Verfahren zunehmend in die Defensive. Am 17. August 1944 untersagte Hitler jede weitere Berichterstattung, und am Ende wurden nicht einmal mehr die vollstreckten Hinrichtungen bekanntgemacht.⁷

Im Ganzen blieb die Aufklärung des weitläufigen Hintergrundes der Verschwörung mühsam. Von Stieff und Fellgiebel weiss man, dass sie selbst unter der Folter mindestens sechs Tage lang keine Einzelheiten hergaben. Entgegen einer verbreiteten Legende wurden auch keine Namensregister oder Kabinettslisten gefunden, und Yorck konnte noch am 8. August dem Gefängnispfarrer Harald Poelchau mitteilen, dass die Gestapo bisher keine Spur von den Kreisauern entdeckt habe; Moltkes Name fiel erstmals überhaupt im Verhör Lebers am 10. August.⁸ Desgleichen hat Schlabrendorff, von dem eine ins Einzelne gehende Schilderung der vier Stufen der Folter stammt, angefangen von den Dornenschrauben auf den Fingerwurzeln über die sogenannten Spanischen Stiefel bis zum Streckbett und anderen Torturen, keinen Mitverschworenen der Heeresgruppe Mitte preisgegeben. Selbst als man ihn zuletzt vor die noch einmal aus dem Grab gezerrte, verstümmelte Leiche seines Freundes Tresckow führte, schwieg er, und auch aus Jessen, Langbehn, Oster, Kleist-Schmenzin oder Leuschner war trotz aller Quälereien nur das mehr oder minder schon Bekannte herauszubringen. Doch was die Gefolterten, denen in diesen «verschärften Verhören» die ganze Grausamkeit und Rachsucht des Regimes entgegenschlug, nicht hergaben, leistete nun die Gegenseite. Als wollten sie Hitler einen letzten Dienst erweisen, veröffentlichten englische Rundfunksender «ständig Namen von Leuten, von denen sie behaupteten, dass sie auch am Staatsstreich teilgenommen hätten». Und Freisler hielt Schwerin v. Schwandenfeld ein Flugblatt gleicher Herkunft vor, das die Verschwörer ganz im Sinne der deutschen Propaganda verhöhnzte.⁹

Am 4. August trat unter dem Vorsitz des Feldmarschalls v. Rundstedt der von Hitler verlangte «Ehrenhof» zusammen, dem als Beisitzer Feldmarschall Keitel, Generaloberst Guderian sowie die Generäle Schroth, Specht, Kriebel, Burgdorf und Maisel angehörten. Ohne Einvernahmen und ohne Beweisverfahren schlug die Runde zweiundzwanzig Offiziere zur Ausstossung aus dem Heer vor und entzog sie damit, dem Willen Hitlers entsprechend, dem gesetzlich vorgeschriebenen kriegsgerichtlichen Verfahren. Wie einschneidend der Vorgang auch scheinen mochte, war er



Weil er Hitlers Haltebefehle in der Winterkatastrophe vor Moskau nicht befolgt hatte, war der Panzergeneral **Erich Hoepner** abgesetzt und unehrenhaft aus der Wehrmacht ausgestossen worden. Die Verschwörer holten ihn als Nachfolger Friedrich Fromms und Befehlshaber des «Heimatheeres» am 20. Juli 1944 in den Bendler-Block. Noch am Abend desselben Tages verhaftet, wurde er am 8. August 1944 in Plötzensee hingerichtet. Die Photographie zeigt ihn während der Prozessverhandlung am selben Tag.

doch nur der Schlussakt, der die längst zerbrochene innere Einheit der Armee jedermann vor Augen führte, und die letzte jener Unterwerfungsge-
sten, mit denen alles begonnen hatte.

Zuständig für die beschuldigten Offiziere wie für alle Teilnehmer des Umsturzunternehmens war damit der 1934 für «Staatsverbrechen» eigens errichtete Volksgerichtshof, und Hitler befahl, die Verhandlung in beschränkten Räumlichkeiten und vor ausgewähltem Zuhörerkreis zu führen.

Er bat den Präsidenten des Gerichts, Roland Freisler, sowie, wenn der Bericht darüber zutreffend ist, den eingesetzten Scharfrichter ins Führerhauptquartier und bestand darauf, dass den Verurteilten jeder geistliche Beistand versagt werde. «Ich will, dass sie gehängt werden, aufgehängt wie Schlachtvieh», lautete seine Anweisung.¹⁰

Am 7. August begannen im grossen, mit Hakenkreuzfahnen ausgehängten Saal des Berliner Kammergerichts die Prozesse. Angeklagt waren Witzleben, Hoepner, Stieff, Hase, Bernardis, Klausning, Yorck und Hagen. Um die Beschuldigten schon äusserlich zu entwürdigen, führte man sie ohne Kragenbinde, Witzleben sogar ohne Hosenträger und Hoepner in einer Strickjacke in den Verhandlungsraum. Allen waren, wie ein Augenzeuge überliefert hat, die Spuren der «erlittenen Quälereien der Untersuchungshaft» anzusehen.¹¹ Unter einer Hitlerbüste präsierte im roten Talar Roland Freisler.

Zwei Jahre zuvor war er zum Präsidenten des Volksgerichtshofs berufen worden und sicherlich der Jurist nach dem Bilde des Regimes. Ein gewisses Misstrauen auf Seiten Hitlers schwand gleichwohl nie, und der Hinweis auf den Hauptankläger der Moskauer Prozesse, Andreij Wyschinskij, deutete dessen Ursachen an. Denn nachdem Freisler während des Ersten Weltkriegs in russische Kriegsgefangenschaft geraten war, hatte er es im Verlauf der Oktober-Revolution zum Kommissar gebracht und rühmte sich, seine Laufbahn als überzeugter Kommunist begonnen zu haben. Radikal und zynisch, wie er war, hatte er sich 1925 der NSDAP angeschlossen und eine rastlose politische wie publizistische Tätigkeit entfaltet, die ihm schliesslich die Ernennung zum Staatssekretär im Reichsjustizministerium eintrug. Ein Wort Hitlers aus dessen Reichstagsrede zur Rechtfertigung des sogenannten Röhm-Putschs aufgreifend, war er bald zum entschiedensten Verfechter des sogenannten Gesinnungsstrafrechts geworden, wonach ein politisch Angeschuldigter nicht nach dem Umfang und Ausmass seiner Tat, sondern nach der darin zutage getretenen Gesinnung bestraft werden sollte.

Seine lärmende, herrische Verhandlungsführung mit dem Ziel, wie er gelegentlich bekannte, den Angeklagten zu «atomisieren», hatte nicht zuletzt mit seinem theatralischen Temperament zu tun, den radikalen Posen, die er liebte, dem ausgekosteten Nachweis, Herr über Leben und Tod zu sein, dem die Unterwürfigkeit gegenüber Hitler nur zu genau entsprach. Er spielte gern seine Rollen aus, gab sich entrüstet, sarkastisch, leutselig und mitunter auch als Freund des scharfen Dialogs. Im Ganzen war er eine Fi-

gur, wie sie in turbulenten, die Begriffe wie die Werte durcheinanderwerfenden Zeiten nach oben kommt, und der erste Leiter der preussischen Gestapo, Rudolf Diels, hat von ihm gesagt, er sei «glänzender, geschmeidiger und teuflischer als irgendwer in der Ahnenreihe der revolutionären Ankläger» gewesen. Trotz aller abstossenden Züge, seiner offenen Lust an der Infamie und der Herabwürdigung der Angeklagten, haben sich nur wenige der merkwürdigen Faszination entziehen können, die er verbreitete. Helmuth v. Moltke hat nach seiner Verhandlung geschrieben, Freisler sei «begabt, genial und nicht klug, und zwar alles dreies in der Potenz», während Freislers Vorgänger Otto Thierack ihn einfach geisteskrank nannte.¹²

Freisler eröffnete den ersten Sitzungstag mit dem Bemerkten, das Gericht habe über «die ungeheuerlichste Anklage (zu befinden), die in der Geschichte des deutschen Volkes je erhoben worden ist», und setzte die Entwürdigungspraktiken fort, indem er die Beschuldigten durchweg als «Lumpen», «Verbrecher», «Verräter» oder «Charakterschweine» bezeichnete und Stauffenberg immer wieder «den Mordbuben Stauffenberg» nannte. Es war die Rolle des masslos Empörten, in der er diesmal auftrat. Gezielt beschränkte er die Vernehmungen auf den blossen Tathergang und schnitt alle Versuche der Angeklagten ab, sich zu ihren Motiven zu äussern. Als Stieff, der als erster vorgeführt wurde, darüber sprechen wollte, verwahrte Freisler sich, es gebe nur «gehören, siegen, sterben können, kein rechts und links», und fügte hinzu: «Wir wollen darüber nichts weiter von Ihnen hören.» Überhaupt wurde den Angeklagten keine Gelegenheit gegeben, sich im Zusammenhang zu äussern, auch hatten sie keine Möglichkeit zur Verständigung mit ihren entfernt sitzenden Verteidigern, und diese wiederum schlugen sich, bei allen Ausnahmen, die es auch gab, vielfach offen auf die Seite der Anklage. So vertrat der Verteidiger Witzlebens, Dr. Weissmann, in seinem Plädoyer die Auffassung, das Urteil sei im Grunde schon gesprochen durch «das göttliche Schicksal in der Form des Wunders der Errettung, als es dem deutschen Volke den Führer vor der Vernichtung bewahrte», und schloss daran die Bemerkung: «Die Tat des Angeklagten steht, und der schuldige Täter fällt mit ihr.» Am Ende verurteilte Freisler alle acht Angeklagten zum Tod durch den Strang und beendete die Verhandlung mit den Worten: «Wir kehren zurück in das Leben, in den Kampf. Wir haben keine Gemeinschaft mehr mit Ihnen. Das Volk hat sich von Ihnen befreit, ist rein geblieben. Wir kämpfen. Die Wehrmacht grüsst: Heil



Ulrich-Wilhelm Graf Schwerin von Schwanenfeld war ein früherer Freund von Peter Yorck von Wartenburg und Adam von Trott zu Solz. Schon 1935 trat er für eine gewaltsame Beseitigung Hitlers und für eine soziale Erneuerung Deutschlands aus christlichem Geist ein. Bei Kriegsausbruch 1939 kämpfte er als Offizier in Polen. Danach zum Ordonnanzoffizier von Generalfeldmarschall von Witzleben befördert, erfuhr er von den Greueln der deutschen Einsatzgruppen in Polen, worüber er sich offen äußerte, als er am 8. September 1944 aufgrund seiner Beteiligung am 20. Juli vor dem Volksgerichtshof stand. Auf die Frage Freislers, ob er unter der «Gemeinheit» seiner Anklage nicht zerbreche, antwortete er: «Nein!»

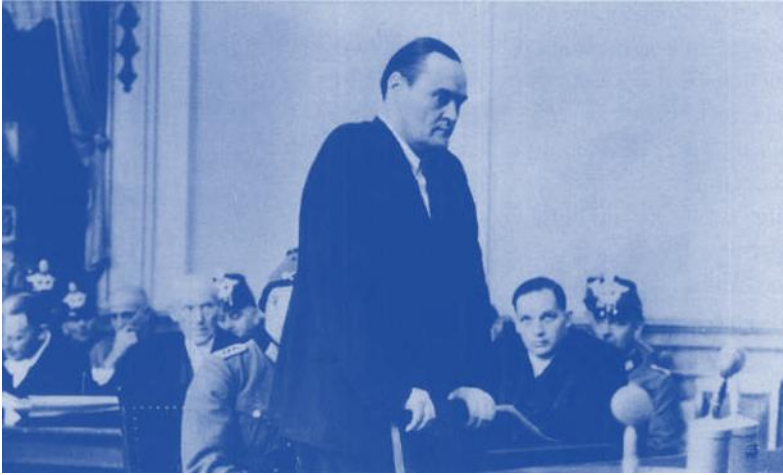
Hitler! Wir grüssen alle: Heil Hitler! Wir kämpfen mit unserm Führer, ihm nach für Deutschland!»¹³

So war es von nun an Mal um Mal. Schon am 10. August folgte die nächste Verhandlung mit den Angeklagten Fellgiebel, Berthold v. Stauffenberg und Alfred Kranzfelder sowie vor allem Fritz v. d. Schulenburg, der Freisler mit seinem Ernst und seinem Hohn zusetzte. Ebenso trat später Josef Wimmer auf, der eine Äusserung Freislers, er werde sich bald in der Hölle wiederfinden, mit einer knappen Verneigung entgegennahm: «Es wird mir ein Vergnügen sein, wenn Sie bald nachkommen, Herr Präsident!» Nicht immer gelang es dem Vorsitzenden, den Vorgeladenen das Wort abzuschnei-

den. Hans-Bernd v. Haefen sprach von der «weltgeschichtlichen Rolle» Hitlers als eines «grossen Vollstreckers des Bösen», Kleist-Schmenzin bekannte sich zum Hochverrat seit dem 30. Januar 1933 als einem «gottverordneten Gebot», Schwerin erwähnte die «vielen Morde im In- und Ausland» und erwiderte, als Freisler ihn daraufhin anfuhr, ob er unter dieser Gemeinheit zerbreche, nur: «Nein!» Cäsar v. Hofacker hatte schon im Verhör erklärt, er habe am 20. Juli mit dem gleichen Recht gehandelt wie Hitler am 9. November 1923, und sein Bedauern ausgedrückt, nicht für das Attentat bestimmt worden zu sein; es hätte dann kein Scheitern gegeben. Jetzt fiel er dem Vorsitzenden bei einer der zahlreichen Unterbrechungen seinerseits ins Wort: «Sie schweigen jetzt, Herr Freisler! Denn heute geht es um meinen Kopf. In einem Jahr geht es um Ihren Kopf!», und Fellgiebel riet ihm, er möge sich mit dem Aufhängen beeilen, sonst werde er eher hängen als die Verurteilten.¹⁴

Am Nachmittag des 8. August, unmittelbar nach dem Ende der Gerichtsverhandlung, wurden die Verurteilten zur Hinrichtungsstätte Plötzensee überführt. Und obwohl ihnen jeder geistliche Beistand versagt worden war, gelang es dem Gefängnispfarrer Harald Poelchau, Witzleben und Hase «noch rasch zu sprechen». Als er Yorck aufsuchte, wurde, seinem Bericht zufolge, «die Aussprache gewaltsam unterbrochen. SS-Männer mit Scheinwerfern drangen in die Zellen ein und filmten die einzelnen Gefangenen, ehe sie zur Hinrichtung geschleppt wurden. Der Film, im Auftrag des Führers gedreht, sollte den gesamten Prozess in allen seinen Phasen ausführlich und in allen Einzelheiten zeigen.»¹⁵

In der Haftanstalt wurde den Verurteilten nur die Zeit zum Umkleiden gewährt. Einzelnen, im Zuchthausdrillich und in Holzschuhen, überquerten sie, vorbei an einer laufenden Kamera, den Gefängnishof und betraten dann durch einen schwarzen Vorhang den Hinrichtungsraum. Auch hier war eine Kamera aufgestellt, die jedem ihrer Schritte folgte, von der Ankunft bis hinüber unter die Haken, die an einer quer über die Decke laufenden Schiene befestigt waren. Grelles Scheinwerferlicht lag über der Szenerie, ein paar Beobachter standen herum: der Generalstaatsanwalt, Gefängnisbeamte, Fotografen. Die Henker nahmen den Verurteilten die Handschellen ab, legten ihnen eine kurze, dünne Schlinge um den Hals und entkleideten sie bis zur Hüfte. Und auf ein Zeichen hin hoben sie die Delinquenten in die Höhe,



*Der Rechtsanwalt **Josef Wirmer** zählte zum linken Flügel der katholischen Zentrumspartei. Er war ein enger Vertrauter Jakob Kaisers, der dem Vorstand der Christlichen Gewerkschaftsbewegung angehörte. Seine Wohnung in Berlin war ein Treffpunkt der Opposition; er selber hat vor allem die Verbindung zwischen den Gewerkschaften und dem zivilen Widerstand hergestellt. Nach dem 20. Juli wurde auch Wirmer verhaftet und in Plötzensee gehängt.*

liessen sie teils plötzlich, teils behutsam in die Schlingen fallen und zogen ihnen, noch bevor das Ende kam, die Hosen herunter. Nach jeder Exekution gingen der Scharfrichter und seine Gehilfen zu dem Tisch im vorderen Teil des Raumes und stärkten sich mit Schnaps, bis von draussen die Schritte des nächsten Opfers zu hören waren. Während der gesamten Zeit, vom ersten Aufbäumen bis zu den letzten Zuckungen des Todeskampfes, lief die Kamera.

Hitler hatte schon die Berichte über die Verhaftungen, über neu auftauchende Verdachtsgruppen sowie die Protokolle der Vernehmungsbeamten «gierig verschlungen». Noch in der frühen Nacht trafen jetzt die Filme vom Prozess und von der Exekution in der Wolfschanze ein, und Hitler liess auch seine Umgebung daran teilhaben. Der Putsch sei «vielleicht das segensreichste Ereignis für unsere Zukunft gewesen», sagte er und konnte sich an den Bildern seiner überwundenen Gegner nicht satt sehen. Aufnahmen der Erhängten lagen noch Tage später auf dem grossen Kartentisch in seinem Bunker. Es waren, vor einem auf allen Seiten einstürzenden Horizont, grosse Befriedigungen, die er daraus zog, seine letzten Triumphgefühle.¹⁶

Das exzesshafte Wesen des Regimes trat aber nicht nur in der Intensität zutage, mit der es seine Vergeltungsbedürfnisse befriedigte, sondern auch in der Breite der einsetzenden Verfolgungen: Eine mit altgermanischem Brauchtum verbrämte Rachsucht traf auch die entfernten Angehörigen der Verdächtigten. Zwei Wochen nach dem 20. Juli, auf einer Gauleitertagung in Posen, erklärte Himmler in einer Rede, die sich in aller Breite mit dem gescheiterten Staatsstreich befasste, er werde «hier eine absolute Sippenhaftung einführen», wie sie «sehr alt und bei unseren Vorfahren gebräuchlich gewesen (ist). Sie brauchen bloss die germanischen Sagas nachzulesen. Wenn sie eine Familie in die Acht taten und für vogelfrei erklärten oder wenn eine Blutrache in der Familie war, dann war man masslos konsequent... Dieser Mann hat Verrat geübt, das Blut ist schlecht, da ist Verräterblut drin, das wird ausgerottet. Und bei der Blutrache wurde ausgerottet bis zum letzten Glied in der ganzen Sippe. Die Familie Graf Stauffenberg wird ausgelöscht werden bis ins letzte Glied.»¹⁷

Dieser Androhung entsprechend liess Himmler alle Angehörigen der Gebrüder Stauffenberg, von den Ehefrauen bis zum drei Jahre alten Kind einerseits und zum funfundachtzigjährigen Vater eines Vetters andererseits, festsetzen. Auch der Bruder Alexander, der nicht eingeweiht war, wurde aus Athen nach Berlin geschafft und im Anschluss an ausgedehnte Verhöre in ein Lager eingeliefert, der Besitz der Verwandten «insgesamt» eingezogen. Gräfin Stauffenberg kam nach ergebnislosen Vernehmungen ins Konzentrationslager Ravensbrück, ihre Mutter desgleichen, während die Kinder unter dem von der Gestapo erdachten, denkbarerweise als Anspielung auf den George-Kreis gemeinten Namen «Meister» einem Heim übergeben wurden. Ähnlich erging es den Angehörigen der Familien Goerdeler, Tresckow, Lehdorff, Schwerin, Kleist, Oster, Trott, Haeften, Popitz, Hammerstein und vielen anderen. Wie weit der Kreis gezogen und wie willkürlich gleichzeitig die Praxis war, geht daraus hervor, dass selbst die zeitweilige Lebensgefährtin des Generals Alexander v. Falkenhausen, Elisabeth Prinzessin Ruspoli, in Haft kam, während die Familie Moltke weitgehend unbehelligt blieb.

Zuletzt, in den Wochen des hereinbrechenden Untergangs, wurde die Mehrzahl der Angehörigen mit anderen sogenannten prominenten Häftlingen zusammengelegt und auf eine zusehends hektischer werdende Odyssee von Lager zu Lager geschickt. Am späten Nachmittag des 28. April 1945 traf der Konvoi in Niederdorf im Tiroler Pustertal ein.

Bewacht von achtzig SS-Leuten, entstieg den Lastwagen unter anderen Hjalmar Schacht und der ehemalige französische Ministerpräsident Léon Blum mit Frau, General Halder, der letzte österreichische Bundeskanzler Kurt v. Schuschnigg, Pastor Martin Niemöller, General v. Falkenhausen, der einstige ungarische Ministerpräsident Nicholas Graf Kállay, ferner ein Neffe Molotows, britische Geheimdienstleute und eine Anzahl von Generälen ehemals verbündeter Staaten, insgesamt 160 Personen. Dem Liquidierungsbefehl mit höchster Dringlichkeitsstufe zufolge, den der Transportleiter, SS-Obersturmführer Stiller, bei sich hatte, sollten die Häftlinge in das unweit gelegene Prager Hochtal geschafft, dort erschossen und die Leichen im nahen Wildsee versenkt werden. Als einer der SS-Leute den Wartenden verkündete, dies sei «die letzte Station vor dem Ende», gelang es dem Obersten Bogislav v. Bonin, der selbst zu den Häftlingen gehörte, in der ausbrechenden Panik eine Verbindung zum Generalstab beim Oberbefehlshaber Südwest in Bozen herzustellen. Von dort wurde der Hauptmann Wichard v. Alvensleben beauftragt, zu überprüfen, «was los ist», doch Alvensleben erweiterte kurzerhand seinen Auftrag und rückte zum Unwillen seiner Vorgesetzten in den Morgenstunden des folgenden Tages mit einem eilig zusammengerufenen Aufgebot an und befreite die Gefangenen.¹⁸

Einen neuen Schub und neue Hinweise erhielt die Arbeit der Ermittlungsbehörden, als es am 12. August gelang, Carl Goerdeler zu verhaften. Drei Wochen lang hatte er sich bei ergebenen Freunden meist in oder nahe Berlin versteckt und, wie besessen vom Glauben an seine auch jetzt nicht endende Berufung, noch einmal eine Denkschrift verfasst. Auf seine Ergreifung war ein Kopfgeld von einer Million Mark ausgesetzt, und nach langem, erschöpftem Schwanken, ob er sich weiterhin verbergen oder ins Ausland fliehen solle, hatte er schliesslich alle Hoffnung fahren lassen und sich aufgemacht, um ein letztes Mal seine westpreussische Heimat zu sehen. Nach einer abenteuerlichen Reise von drei Tagen, in Wäldern und Warteräumen kampierend, war er bis nach Marienwerder gelangt, wo er auf dem Weg zum Grab seiner Eltern erstmals von einer Frau erkannt und so ausdauernd verfolgt worden war, dass er umkehren musste. Nach einer weiteren Nacht im Freien hatte er am folgenden Morgen, am Ende seiner Kraft, eine Gastwirtschaft aufgesucht, war aber von einer Luftwaffen-Angestellten, die einst im Hause seiner Eltern verkehrt hatte, erkannt und weniger aus Bosheit oder Geldgier als aus wichtigtuerischem Eifer denunziert worden.

Seine Beteiligung an den Umsturzplänen hat er gleich im ersten Satz des ersten Verhörs eingeräumt, doch vom Attentat rückte er auch jetzt wieder ab und bezeichnete das Scheitern Stauffenbergs als «Gottesurteil». «Du sollst nicht töten!» hatte er mahnend einer Bekannten zugerufen, mit der er wenige Tage nach dem 20. Juli auf einer U-Bahn-Station zusammengetroffen war.¹⁹ Welche führende Stellung er jedoch im Kreis der Regimegegner eingenommen hatte und wie weit die Verbindungen in die zivile Welt reichten, erfuhren die Ermittler, die noch immer vornehmlich auf das Bild vom Militärkomplott festgelegt waren, zu ihrer eigenen Überraschung erst jetzt, und zwar durch keinen anderen als durch Goerdeler selbst.

Die Bereitwilligkeit, mit der er Namen von Unternehmern, Gewerkschaftsführern und Kirchenleuten, auch Motive, Absprachen und Ziele preisgab, hat ihm nicht nur bei einer Anzahl von Mithäftlingen den Ruf eines «Verräters» eingetragen, sondern auch seine Biographen vor beunruhigende Fragen gestellt. Gewiss wird man den Schock berücksichtigen müssen, den die Einkerkерung ihm zugefügt hatte. Hinzu kam im Lauf der Zeit die nervliche Zerrüttung eines Mannes, der weitaus länger als alle anderen Verurteilten in einer Einzelzelle isoliert war, an schwere Ketten gefesselt, durch nicht endende Verhöre gezerrt, und Nacht für Nacht in grellem Scheinwerferlicht bei offener Tür, mit einem Posten davor, zugebracht hatte. Gleichwohl ist er in der Sache keinen Schritt zurückgewichen. Noch in seinen Aufzeichnungen während dieser Wochen hat er Hitler einen «Vampyr» und «Schänder des Menschentums» genannt, von der «viehischen Ermordung von einer Million Juden» gesprochen und über die Feigheit derer geklagt, die solche Verbrechen «teils unwissend, teils verzweifelt» geschehen lassen.²⁰ Nachweislich hat er zahlreiche Freunde und Mitverschwörer vor dem Zugriff der Gestapo bewahrt und wohl auch die Taktik der Irreführung durch eine verwirrend gemeinte, Tatsache auf Tatsache und Detail auf Detail häufende Gesprächigkeit verfolgt.

Aber aufs Ganze gesehen ist Goerdeler sichtlich auch vor den Vernehmungsbeamten seinem lebenslangen Wahrheits- und Vernunftglauben auf geradezu todbringende Weise treu geblieben. In der Überzeugung, dass der Sonderkommission der Umriss des Geschehens ohnehin bekannt sei, dachte er nicht daran, irgendetwas abzuschwächen und die grosse, mühsame Sache des Widerstands als das Werk weniger missgelaunter Querulanten erscheinen zu lassen. Nichts dispensierte ihn, wie er glaubte, von der Pflicht zu ei-

nem letzten Versuch, dem verblendeten, das Land zum Abgrund reissenden Hitler die Augen zu öffnen und vielleicht doch noch zu einem Dialog mit ihm zu kommen. Denn im Grunde lassen sich jene «ausserordentlich weitgehenden Angaben», von denen in den Kaltenbrunner-Berichten die Rede ist, auch als Antwort auf Hitlers Bemerkung über die «ganz kleine Clique ehrgeiziger Offiziere» verstehen.

Es war ein Entschluss von fataler und zugleich bewundernswerter Konsequenz. Sein Biograph Gerhard Ritter hat dazu bemerkt: «Er wollte seine Tat nicht verkleinern, sondern so gross, so bedeutend und so gefährlich für das Hitler-Regime als möglich erscheinen lassen. Für ihn handelte es sich überhaupt nicht um einen Offiziersputsch..., sondern um den Aufstandsversuch eines ganzen Volkes, repräsentiert durch die besten und edelsten Köpfe aller seiner Schichten, aller Parteien von rechts bis links und beider christlicher Kirchen. Und so, wie er selbst mannhaft zu seiner Tat stand, so erwartete er es – wie selbstverständlich – auch von allen seinen Freunden. Angesichts des Galgens hat er an nichts anderes gedacht als daran, die Wahrheit, die volle und ganze Wahrheit endlich ans Licht zu bringen und den Machthabern ins Gesicht zu schleudern. Im öffentlichen Schauprozess war das unmöglich, wie der schmachvolle Verlauf der Verhandlung gegen Feldmarschall v. Witzleben ... schauerlich klar gezeigt hatte. So suchte er umso lauter, deutlicher und vollständiger in den Verhören zu Wort zu kommen.»²¹

Die Vergeblichkeit auch dieses Versuchs, auf den er offenbar grosse Hoffnung setzte, wurde ihm kaum vier Wochen nach seiner Einlieferung in das Gestapoquartier im Prinz-Albrecht-Palais offenbar. Am 8. September stand er zusammen mit Ulrich v. Hassell, Josef Wirmer, Paul Lejeune-Jung und Wilhelm Leuschner vor dem Volksgerichtshof. Die Verhandlung verlief wie alle voraufgegangenen auch: mit einem ständig ins Wort fallenden, tobsüchtigen und wild gestikulierenden Freisler, der keinem der Angeklagten eine Gelegenheit gab, sich zu seinen Motiven zu erklären, und Goerdeler am Ende als «ehrgeizzerfressenen, ehrlosen, feigen Verräter und politischen Kriegsspion», als «Verräter durch und durch» zum Tode verurteilte. Doch während Wirmer, Lejeune-Jung und Hassell am gleichen Tag hingerichtet wurden und Leuschner vierzehn Tage später, blieb Goerdeler fast noch fünf Monate am Leben. Teils wollte man wohl weitere Informationen aus ihm herausholen, teils auch von dem Verwaltungsfachmann Me-



*Die geretteten Tagebücher **Ulrich von Hassells** sind eines der wichtigsten Dokumente zur Geschichte des Widerstands gegen Hitler. Bis zu seiner Abberufung 1938 Botschafter in Rom, war er eine der auffälligsten Erscheinungen der bürgerlich-konservativen Opposition. Von allen Seiten respektiert, steht sein Name auf sämtlichen Kabinettslisten des Widerstandes seit dem Januar 1943. Die Aufnahme zeigt Hassell am 8. September 1944 vor dem Volksgerichtshof.*

moranden über die Reformen und den Wiederaufbau nach dem Kriege ausarbeiten lassen, aber die eigentliche Absicht war vermutlich, ihn als letzte Karte bereitzuhalten, falls Himmler doch noch jenes aberwitzige Spiel versuchen würde, über Hitler hinweg Verbindung zum Gegner aufzunehmen. Dafür spricht unter anderem, dass auch Popitz, der am 3. Oktober zum Tode verurteilt worden war, zunächst verschont blieb.²²

Goerdeler hat in jenen Wochen auch gehofft, dass sich die Dinge hinauszögern liessen und der Krieg zu Ende gehen werde, so dass er und seine Mitgefangenen doch noch gerettet würden. Aber der alliierte Vorstoss ins Innere Deutschlands kam nicht voran, und inzwischen erhob der Justizminister Thierack immer dringlichere Vorstellungen, warum Goerdeler und Popitz noch am Leben seien. Als am Mittag des 2. Februar 1945 SS-Leute unter Geschrei in Goerdelers Zelle drangen, zerbrach, wie so vieles andere zuvor, auch diese letzte Hoffnung.

Das hintergründigste und zugleich ergreifendste Bild dieses Mannes, dessen Unnachgiebigkeit im Kampf gegen Hitler immer ein Teil seiner Wirklichkeitsferne gewesen war, stammt wiederum von Gerhard Ritter. Als Mitglied der Freiburger Professorengruppe inhaftiert, war er im Januar 1945 Goerdeler gegenübergestellt worden. «Ein jäh gealterter Mann stand vor mir», hat Ritter die Szene beschrieben, «in Ketten an Händen und Füßen gefesselt, in derselben leichten Sommerkleidung, in der man ihn verhaftet hatte, abgeschabt und ohne Kragen.» Doch am stärksten habe ihn der Anblick der ehemals leuchtenden Augen erschüttert. Es seien «die Augen eines Blinden» gewesen.²³

Am 15. September meldete Kaltenbrunner, dass die Untersuchungen im Wesentlichen abgeschlossen und weitere Gesichtspunkte nicht mehr zu erwarten seien. Nur acht Tage später jedoch fiel dem Reichssicherheitshauptamt ein Aktenbestand in die Hände, der das gesamte Bild umwarf. Nach dem Selbstmord des Abwehr-Oberstleutnants Werner Schrader, eines engen Vertrauten Osters, hatte dessen Fahrer sich, unglücklich und erfüllt von dem Gefühl, allein gelassen zu sein, an den Kommissar Franz Xaver Sonderegger gewandt und ihn auf ein Konvolut von Akten hingewiesen, das 1942 in die Preussische Staatsbank und später nach Zossen geschafft worden war. Als Sonderegger, neugierig geworden, nach Zossen fuhr und den Panzerschrank öffnete, kam das gesamte, von Dohnanyi zusammengetragene Material der von Beck, Oster und Halder organisierten Staatsstreichunternehmen aus den späten dreissiger Jahren zum Vorschein: Protokolle, Einsatzpläne, Adressen, Notizen zur Affäre Blomberg-Fritsch, lose Blätter, alles sorgfältig archiviert, und sogar einige Seiten der schon lange gesuchten Tagebücher des Admirals Canaris.

Es waren weniger die zusätzlich in Verdacht geratenen Namen, die diesem Quellenfund zu einer so entgeisternden Wirkung verhalfen, obwohl nun auch Halder, Brauchitsch, Thomas, Nebe und andere in den konspirativen Zusammenhang gerieten. Weit bestürzender war die plötzlich einbrechende Erkenntnis, dass die bislang allen Aufklärungsbemühungen zugrundeliegende Ausgangsüberlegung falsch und die Verschwörung des 20. Juli nicht das Werk einiger unzufriedener, zurückgesetzter oder abgehalfterter Offiziere aus den Zeiten des niedergehenden Kriegsglücks war. Vielmehr trat jetzt zutage, dass ihre Anfänge bis ins Jahr 1938 zurückreichten, die höchsten Wehrmachtsspitzen darin verwickelt und überdies die Motivkom-

plexe weitaus breiter waren, als irgendjemand je vermutet hatte: In dem von Kaltenbrunner angefertigten Protokoll war von der Absicht zur Verhinderung des Krieges die Rede, von verbreiteter Kritik an der «Behandlung der Judenfrage», von der Kirchenpolitik sowie dem generell «verderblichen Einfluss» Himmlers und der Geheimen Staatspolizei.²⁴ Hitler war so betroffen, dass er befahl, keines dieser Dokumente ohne seine besondere Genehmigung in den Prozessen vor dem Volksgerichtshof zu verwenden. Zudem ordnete er an, die Aufklärung dieser Vorgänge streng abzusondern und die Verhaftung General Halders und dessen Anwesenheit in der Prinz-Albrecht-Strasse vor allen übrigen Gefangenen geheimzuhalten.²⁵

In der Tat brach mit diesem Dokumentenfund und den Aufschlüssen, die er vermittelte, die selbstverfertigte Legende der Einheit von Führer und Volk zusammen, und es war offenbar diese Einsicht, die einen hohen Beamten des Justizministeriums verzweifelt sagen liess: «Der zwanzigste Juli wächst uns über den Kopf. Wir werden der Sache nicht mehr Herr.»²⁶ Auch hat es den Anschein, als habe der Fund von Zossen auf Hitler selber eine fast schockartige Wirkung gehabt. Jedenfalls liess er den Prozess über die neu ans Licht gekommene Verschwörung zurückstellen und die damit belasteten Häftlinge Anfang Februar, als ein amerikanischer Luftangriff Teile der Gestapo-Zentrale zerstörte, nach Buchenwald und anschliessend nach Flossenbürg in der Oberpfalz bringen. Womöglich hat er sogar daran gedacht, die Angelegenheit totzuschweigen und dem allmählichen Vergessen anheimzugeben.

Da kamen am 4. April durch einen Zufall, wiederum in Zossen, die legendenumwobenen Tagebücher von Canaris zum Vorschein. Der Fund schien Kaltenbrunner so wichtig, dass er die schwarzen Hefte schon am folgenden Tag nach Rastenburg brachte. Und jetzt, während der Lektüre dieser Aufzeichnungen, verdichtete sich in Hitler der Eindruck, bei seinem grossen und von allen Seiten bedrohten Werk seit Beginn von Intrigen, Meineid, Täuschung und Verrat umgeben gewesen zu sein. In einem masslosen Ausbruch entluden sich sein Zorn, sein Hass und die Gefühle der Ohnmacht. Dann gab er dem SS-Brigadeführer Rattenhuber, dem Chef der für seinen persönlichen Schutz zuständigen SS-Einheit, den Befehl: «Vernichtung der Verschwörer!»²⁷

Als sei dies immer noch die Zeit der Komödien, rief Kaltenbrunner augenblicklich zwei Standgerichte zusammen, die aber als SS-Gerichte nicht einmal die formale Zuständigkeit besaßen und den Schein des Rechts, den sie herstellen sollten, sogleich wieder zerstörten. Das eine begab sich ins

Konzentrationslager Sachsenhausen, wo Hans v. Dohnanyi festgesetzt war. Er hatte sich einige Zeit zuvor, um den Folterungen durch die Vernehmungsbemten zu entgehen, mit Diphtheriebazillen infiziert und davon ein schweres Herzleiden, anhaltende Krampfstände und Lähmungen zurückbehalten. Auf einer Bahre, «halb besinnungslos», wurde er vor seine Richter getragen und ohne weitere Umstände, ohne selbst das zwingend vorgeschriebene Protokoll, zum Tod durch den Strang verurteilt.

Ähnlich war es in Flossenbürg, wo zwei Tage später, am 8. April 1945, das andere Standgericht zusammentrat, um Canaris, Oster, Dietrich Bonhoeffer, den Abwehr-Hauptmann Ludwig Gehre sowie den Heeresrichter Karl Sack zu verurteilen. Von Oster wird berichtet, dass er dem noch immer nach Auswegen suchenden Canaris während der Gegenüberstellung entgegenhielt: «Ich kann nichts anderes aussagen, als was ich weiss. Ich bin doch kein Lump!», und sich leidenschaftlich zu seiner Tat bekannte. Am Ende wurden alle zum Tode verurteilt. Canaris klopfte am Abend seinem Zellennachbarn, einem dänischen Geheimdienstoffizier, die Worte zu: «Meine Zeit ist um. War kein Landesverräter.»²⁸

Im Morgengrauen des folgenden Tages fanden die Hinrichtungen statt. Die Verurteilten wurden in die Badezelle geführt, wo sie sich nackt ausziehen hatten, und dann einzeln über den Hof zum Galgen getrieben. Im Gebälk eines offenen Holzdachs waren Haken angebracht worden, darunter standen Trittbretter, die sie auf ein Kommando hin bestiegen. Dann wurde ihnen die Schlinge um den Hals gelegt und das Trittbrett weggestossen.

Auf den zurückgelassenen Kleidern fand man die Bücher, die die Häftlinge zuletzt gelesen hatten, bei Bonhoeffer die Bibel und einen Band der Werke Goethes, bei Canaris «Kaiser Friedrich der Zweite» von Ernst Kantorowicz. Josef Müller, der im Auftrag Osters mehrfach nach Rom gefahren und zu jener Zeit ebenfalls als Häftling in Flossenbürg war, doch unerklärlicherweise nicht mitverurteilt wurde, erfuhr am späten Vormittag von einem englischen Mitgefangenen, dass die Leichen seiner Freunde bereits auf einem Scheiterhaufen hinter dem Zellenbau verbrannt wurden. «Fetzen wirbelten durch die Luft», hat er berichtet, «sie wirbelten durch die Gitterstäbe meiner Zelle... Teile von menschlicher Haut.» Zwei Tage später war aus der Ferne das Grollen der näherrückenden Front zu hören.²⁹



Adam von Trott zu Solz auf der Anklagebank des Volksgerichtshofs in Berlin. Wenige Tage später, kurz vor seinem Tode, bemerkte er, seine Beteiligung habe er als die Berufung verstanden, seinem Land zu dienen.

Je aussichtsloser die Kriegslage wurde, desto summarischer war auch die grosse Abrechnung, die damit einsetzte, und das Strafgericht traf Beteiligte wie Entfernte. Anfang Oktober erinnerte sich Hitler, durch seinen Kanzleileiter Martin Bormann aufmerksam gemacht, des Feldmarschalls Rommel, der ihm Mitte Juni, bei seinem Besuch im Hauptquartier bei Margival, so offen widersprochen hatte und später noch einmal mit der Forderung an ihn herangetreten war, den Krieg zu beenden. Der Selbstmord Kluges hatte weitere, wenn auch nie erhärtete Verdachtsgründe auf ihn gehäuft, und überdies besass er eine Popularität, die Hitler nur noch eifersüchtiger und misstrauischer machte. Kaum von seinen schweren Verletzungen genesen, erhielt Rommel am 7. Oktober den Befehl, sich drei Tage später in Berlin einzufinden. Als er auf den Rat seiner Ärzte hin die Reise ablehnte und um die Entsendung eines Offiziers bat, erschienen am 14. Oktober die Generäle Ernst

Maisel und Wilhelm Burgdorf, beide Mitglieder des «Ehrenhofs», am Wohnsitz Rommels in Herrlingen bei Ulm und stellten ihn vor die Wahl zwischen Gift und anschliessendem Staatsbegräbnis einerseits und einem Prozess vor dem Volksgerichtshof andererseits. Während der Unterredung umstellten SS-Einheiten das Dorf. Als die beiden Sendboten das Haus verliessen, sagte Rommel zu seiner Frau, er scheue den Prozess nicht, sei aber sicher, niemals lebend nach Berlin zu kommen. Auch fürchtete er für den Fall, dass er sich für das Gericht entschied, die Folgen für seine Familie. Infolgedessen wählte er Gift. «In einer Viertelstunde bin ich tot», sagte er, bevor er vor die Tür trat, wo die beiden Generäle warteten. Es war kurz nach ein Uhr.

Rund zwanzig Minuten später lieferten Maisel und Burgdorf den Toten in einem Ulmer Lazarett ab. Als der Chefarzt eine Obduktion vornehmen wollte, warnte Burgdorf: «Berühren Sie den Leichnam nicht, alles ist von Berlin aus geregelt.» Keitel hat später bemerkt, der Vorschlag zur Ermordung Rommels sei von Hitler ausgegangen, doch habe er die wahren Hintergründe selbst seiner engsten Umgebung verschwiegen und auch Göring, Jodl oder Dönitz gegenüber daran festgehalten, dass der Feldmarschall eines natürlichen Todes gestorben sei.³⁰

Während der gesamten Zeit, im Abstand von zunächst einer Woche und später von jeweils etwa vierzehn Tagen, hatten die Prozesse ihren Fortgang genommen. Am 15. August 1944 waren Helldorf, Hayessen, Hans-Bernd Haefen und Adam Trott verurteilt worden, am 21. August Thiele, Oberst Jäger und Schwerin v. Schwanefeld, eine Woche später Stülpnagel, Hofacker, Linstow und Finckh, dann, ungeachtet seiner Weigerung vom 20. Juli, General Herfurth, auch Thüngen, Langbehn, Jessen und Meichssner, am 20. Oktober Julius Leber und Adolf Reichwein, später Hauptmann Hermann Kaiser, General Lindemann, Theodor Haubach und viele andere.

Am 9. und 10. Januar 1945 stand Moltke zusammen mit Alfred Delp, Gerstenmaier und einigen weiteren Kreisauer Freunden vor Gericht, und es war eher ein prozesstechnischer als ein innerer Zusammenhang, der ihn jetzt so eng mit dem gescheiterten Staatsstreich in Verbindung brachte. Schon unmittelbar nach dem 20. Juli hatte er bemerkt: «Wenn ich frei gewesen wäre, wäre das nicht passiert», und ganz entsprechend hat er auch im Verlauf der Verhandlung an seinen Vorbehalten gegen jeglichen Gewaltakt festgehalten.

Trotz dieses Abstands hat womöglich kein anderer so wie er das tiefste

Dilemma des Widerstands zum Ausdruck gebracht. Die Protokolle auch dieser Gerichtssitzung sind verlorengegangen. Aber es gibt zwei Briefe von Moltke, beide kurz nach der Verhandlung am 10. und 11. Januar 1945 an seine Frau geschrieben und durch Poelchau aus der Zelle gebracht, die mehr als nur persönliche Bekenntnisse sind. In ihrer Mischung aus Gedankenstolz, Tatverachtung und ins Religiöse gewendetem, fast Kleistschem Todesjubel verweisen sie auf grössere Zusammenhänge und sind, wie einer der frühen Chronisten des Widerstands nicht ohne Grund bemerkt hat, nur «mit Grausen und Bewunderung» zu lesen.³¹

Sie beginnen mit einer ausführlichen Schilderung der Vernehmungen, in deren Verlauf Freisler bemüht war, nicht Goerdeler, sondern den Kreisauer Kreis, «diese jungen Männer», als geheimen «Motor» des 20. Juli auszugeben. Und es fand nicht nur Moltkes Zustimmung, sondern machte sein ganzes, wieder und wieder hervorgehobenes Glück aus, dass Freisler zuletzt alle konkreten, auf praktische oder organisatorische Anstalten zielenden Vorwürfe fallenliess und stattdessen den «Defätismus» des Denkens, die christlichen und ethischen Grundsätze, zu denen er und seine Freunde zurückwollten, als das eigentlich strafwürdige Verbrechen bezeichnete.

«Letzten Endes», heisst es im ersten dieser über viele Seiten gehenden Briefe, «entspricht diese Zuspitzung auf das kirchliche Gebiet dem inneren Sachverhalt und zeigt, dass Freisler eben doch ein guter politischer Richter ist. Das hat den ungeheuren Vorteil, dass wir nun für etwas umgebracht werden, was wir a) getan haben und was b) sich lohnt... Wir haben keine Gewalt anwenden wollen – ist festgestellt; wir haben keinen einzigen organisatorischen Schritt unternommen, mit keinem einzigen Mann über die Frage gesprochen, ob er einen Posten übernehmen wolle – ist festgestellt; in der Anklage stand es anders. Wir haben nur gedacht, und zwar eigentlich nur Delp, Gerstenmaier und ich... Und vor den Gedanken dieser drei einsamen Männer, den blossen Gedanken, hat der NS eine solche Angst, dass er alles, was damit infiziert ist, ausrotten will. Wenn das nicht ein Kompliment ist Wir sind nach dieser Verhandlung aus dem Goerdeler-Mist raus, wir sind aus jeder praktischen Handlung heraus, wir werden gehenkt weil wir zusammen gedacht haben. Freisler hat recht tausendmal recht; und wenn wir schon umkommen müssen, dann bin ich allerdings dafür, dass wir über dieses Thema fallen... Vivat Freisler!»

Es ist hier auf wenigen Zeilen zusammengerafft was am Widerstand ge-

gen Hitler erinnerungswürdig bleibt, doch seine Schwäche und der tiefste Grund seiner Vergesslichkeit auch. Denn der «Goerdeler-Mist» war nichts anderes als das pragmatische Verhältnis zur Welt, zu den Menschen und den Kräften, kurzum zur Wirklichkeit. Diese Emphase der Distanz war eigentlich allen oppositionellen Gruppen eigen, den einen mehr, den andern weniger, und hat sie auch um ihre Wirkungsmöglichkeiten gebracht, zumal die Gegenseite die Unterscheidung nicht mitmachte und das Denken immer zugleich als Tun erachtete. Auf dem ausgefertigten Urteil gegen Moltke ist denn auch von einem Unbekannten, als habe er die Briefe eingesehen, nüchtern bemerkt: «Er hat mehr getan als nur gedacht.»

In dem zweiten Brief mit der Datumszeile «Tegel, den 11. Januar 1945» kam Moltke noch einmal auf diesen Gedanken zurück: «Von der ganzen Bande hat nur Freisler mich erkannt, und von der ganzen Bande ist er auch der einzige, der weiss, weswegen er mich umbringen muss... Der entscheidende Satz jener Verhandlung war: ‚Herr Graf, eines haben das Christentum und wir Nationalsozialisten gemeinsam, und nur dies eine: Wir verlangen den ganzen Menschen/ Ob er sich klar war, was er damit gesagt hat? Denk mal, wie wunderbar Gott dies sein unwürdiges Gefäss bereitet hat: In dem Augenblick, in dem die Gefahr bestand, dass ich in aktive Putschvorbereitung hineingezogen wurde – Stauffenberg kam am Abend des 19. (Januar 1944) zu Peter (Yorck) –, wurde ich rausgenommen, damit ich frei von jedem Zusammenhang mit der Gewaltanwendung bin und bleibe.»

Solche Tonlagenwechsel vom Bericht in die fromme Kontemplation finden sich schon im ersten, überwiegend beschreibenden Teil der Briefe. Doch in den folgenden, dem Privaten gewidmeten Passagen äussern sie sich zusehends befreiter, bis sich schliesslich aus spiritueller Versenkung, Bibelverweis und Liedervers eine überschwengliche Sterbensbereitschaft löst, die an Unglück und Abschied nicht mehr denken kann, sondern nur noch Auftrag, Erfüllung und Gnade wahrnimmt. Mehrfach vermerkt Moltke, dass er sich in geradezu «gehobener Stimmung» befinde, auch wenn, wie es einmal heisst, die Umgebung «etwas chokierte» darüber sei. Gegen Ende schreibt er: «Ich habe ein wenig geweint, eben, nicht traurig, nicht wehmütig, nicht weil ich zurück möchte, nein, sondern vor Dankbarkeit und Erschütterung über diese Dokumentation Gottes. Uns ist es nicht gegeben, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, aber wir müssen sehr er-



Am 20. Juli 1944 befand sich **Helmuth von Moltke** bereits seit einem halben Jahr in Haft. Als jedoch seine Verbindungen zu den Verschwörern ans Licht kamen, geriet er in die Prozessmaschinerie des Volksgerichtshofes, obwohl er ein Attentat immer abgelehnt hatte. «Wir werden gehängt, weil wir zusammen gedacht haben», schrieb er in einem seiner letzten Briefe, fast glücklich über die im Todesurteil attestierte Kraft des Geistes. Die Photographie zeigt Moltke am 10. Januar 1945 vor dem Volksgerichtshof

schüttert sein, wenn wir plötzlich erkennen, dass er ein ganzes Leben hindurch am Tage als Wolke und bei Nacht als Feuersäule vor uns hergezogen ist, und dass er uns erlaubt, das plötzlich, in einem Augenblick, zu sehen. Nun kann nichts mehr geschehen.»

Am 12. Januar erging das Todesurteil, und am 23. Januar wurde Moltke zusammen mit neun weiteren Häftlingen hingerichtet. Nur einige Tage später, als Freisler soeben die Verhandlung gegen Fabian v. Schlabrendorff aufgerufen hatte, heulten die Alarmsirenen. In dem schwersten Luftangriff, der im Verlauf des Krieges auf Berlin niederging, beschädigte eine Bombe das Gebäude in der Bellevuestrasse, in dem die Sitzungen des Volksgerichtshofs unterdessen stattfanden. Ein herabstürzender Balken traf Freisler am Kopf, er hielt die Akte Schlabrendorff umklammert, sonst war niemand verletzt. Ein von der Strasse herbeigerufener Arzt stellte nur seinen Tod

fest; es war der Bruder Rüdiger Schleichers, den Freisler am Tag zuvor zum Tode verurteilt hatte. Die Verhandlung musste ausgesetzt werden, und als der Fall Mitte März erneut aufgegriffen wurde, erreichte Schlabrendorff unter Hinweis auf die erlittenen Foltern einen Freispruch.³²

Wie Schlabrendorff überlebten einige weitere Beteiligte, darunter fast alle Freunde Tresckows aus der Heeresgruppe Mitte: Philipp v. Boeselager, Gersdorff, Breitenbuch; von den Angehörigen des Kreisauer Kreises unter anderem Einsiedel, Trotha, v. d. Gablentz und der Jesuitenpater Rösch, ferner Gerstenmaier, der die Rolle des naiven, durch die fremde Welt der Politik stolpernden Theologen so überzeugend gespielt hatte, dass Freisler ihn zu lediglich sieben Jahren Zuchthaus verurteilte. Gisevius gelang es, dank seiner Auslandsverbindungen, insbesondere durch das Eingreifen von Allen W. Dulles, des Leiters der Organisation für Strategische Dienste «OSS» in Bern, in die Schweiz zu fliehen, Erich Kordt war auf diplomatischem Posten im fernen China, Theo Kordt in der Schweiz. Friedrich Wilhelm Heinz, vertraut mit dem Leben im Untergrund, zählte zur geringen Anzahl derer, die, wie Jakob Kaiser oder die Brüder Hammerstein, in Verstecken überlebten; Boineburg wurde strafversetzt, desgleichen Oberst Harald Momm, der am Nachmittag des 20. Juli in Krampnitz auf die Nachricht vom Attentat laut nach Champagner gerufen hatte.³³ Nicht entkommen konnte dagegen Arthur Nebe, der am 24. Juli untertauchen musste, durch fingierte Abschiedsbriefe und eine Reihe kriminalistischer Tricks einen Selbstmord vortäuschte, ehe er am 16. Januar doch gefasst, vor Gericht gestellt und im März 1945 hingerichtet wurde. Im gleichen Monat erging auch das Urteil gegen Friedrich Fromm. Der Vorwurf lautete auf Feigheit, und es war als eine Art Strafmilderung anzusehen, dass die Richter auf Tod durch Erschiessen erkannten. Das Urteil wurde am 12. März 1945 im Zuchthaus Brandenburg vollstreckt.

Als einen Monat später die Rote Armee zum Angriff auf Berlin ansetzte, ging der Rachefeldzug zunächst ungestört weiter. Denn noch immer waren die Gefängnisse überfüllt mit politischen Häftlingen, die entweder bereits verurteilt waren oder ihren Prozess erwarteten. Am 14. April gab Himmler den Befehl, dass keiner der Inhaftierten überleben dürfe, und schon einige Zeit zuvor hatte der Gestapo-Chef Heinrich Müller gegenüber Freya v. Moltke, der Frau Helmuth Moltkes, erklärt: «Wir werden nicht den gleichen Fehler machen, der 1918 begangen wurde. Wir werden unsere innerdeutschen Feinde nicht am Leben lassen.»³⁴



*Im Gegensatz zu den meisten anderen Kreisauern hatte sich **Eugen Gerstenmaier** immer für eine gewaltsame Beseitigung Hitlers ausgesprochen. Als protestantischer Theologe hielt er enge Verbindung zum Ökumenischen Rat in Genf und kam 1942 über Adam von Troitz und Hans-Bernd von Haeflten in Verbindung mit Helmuth von Moltke, der seinen Rat in kirchen- und aussenpolitischen Fragen schätzte. Von Peter Torck gerufen, begab er sich am 20. Juli in die Bendlerstrasse und wurde am Abend des Tages dort verhaftet. Vor dem Volksgerichtshof verteidigte er sich mit grosser Geschicklichkeit und erhielt deshalb nur eine Gefängnisstrafe. Unser Bild zeigt Eugen Gerstenmaier im Januar 1945 während der Verhandlung vor dem Volksgerichtshof in Berlin. Im Hintergrund rechts: **Helmuth von Moltke**.*

Aber die Ereignisse schlugen jetzt über Himmler, Müller und der Gestapo zusammen. Am 21. April, dem Tag, an dem Hitler, aufs Höchste erregt, General Koller in Wildpark-Werder anrief und ihm mitteilte, dass das Stadtzentrum schon unter Feuer liege, wurden elf noch nicht Verurteilte freigelassen. Die augenblickliche Bemühung eines aus der Gruppe, die Entlassung auch der übrigen Häftlinge zu erreichen, gelang am Nachmittag des 23. April im Gefängnis Moabit, doch im Gefängnis an der Lehrter Strasse hatte die SS bereits mit der Auflösung der Anstalt begonnen. Auch hier waren einundzwanzig weniger Belastete freigesetzt worden, darunter der Anwalt Hans Lukaschek sowie der Goerdeler-Freund Kraft v. Palombini aus

Rahnisdorf. Den übrigen hatte man versichert, sie würden vom Prinz-Albrecht-Palais aus auf freien Fuss gesetzt werden, und zog mit ihnen gegen ein Uhr nachts bei regnerischem Wetter los. An der Invalidenstrasse bogen die begleitenden SS-Mannschaften jedoch unter einem Vorwand von der Strasse ab, führten die Häftlinge auf ein Trümmergelände und gaben ihnen allen auf das Kommando «Fertigmachen, los!» den Genickschuss. Unter den Ermordeten befanden sich Klaus Bonhoeffer, Rüdiger Schleicher, Friedrich Justus Perels und Albrecht Haushofer.³⁵

Von den Zurückgebliebenen wurden am folgenden Tag noch einmal einige freigelassen und die übrigen anschliessend den Justizbehörden übergeben. Aber nach Mitternacht erschien erneut ein SS-Kommando, nahm drei der Gefangenen mit und ermordete sie: Albrecht v. Bernstorff, Karl Ludwig v. Guttenberg und den Gewerkschaftsführer Ernst Schneppenhorst. Erst wiederum einen Tag darauf konnten die noch immer Inhaftierten den Gefängnisdirektor überzeugen, dass es zu seinem eigenen Besten sei, sie noch vor der Ankunft der russischen Truppen freizulassen. Um 18 Uhr verliessen die letzten politischen Gefangenen die Anstalt, darunter Justus Delbrück von der Abwehr, die Professoren Gerhard Ritter und Adolf Lampe sowie Theodor Steltzer. Ihre Spur verlor sich in der einsetzenden Schlacht um Berlin.

In den Debatten der zurückliegenden Jahre hatte Goerdeler stets die Auffassung vertreten, die erste und erfolgversprechendste Aufgabe der Verschwörer sei es, die Bevölkerung über die Verbrechen des Regimes aufzuklären: über die vorsätzliche Entfesselung des Krieges, die weit über alle Begriffe hinausreichende Korruption, die Praktiken der Einsatzgruppen, die Vorgänge in den Vernichtungslagern und anderes mehr. Ein Schrei der Entrüstung, so hatte er geglaubt, werde laut werden und Hitler mitsamt seinen Komplizen wie von selbst beseitigen.

Das Scheitern des Attentats und das Unvermögen der Beteiligten, mit einer Kundmachung vor die Öffentlichkeit zu treten, haben es dazu nicht kommen lassen. Ernst Jünger hat nach einem Gespräch mit Cäsar Hofacker in einer Tagebuchnotiz festgehalten, dass Hitler vor den Mikrofonen sicherlich der Stärkere gewesen wäre.³⁶ In der Tat war seine psychologische Macht zwar rückgängig, aber doch weitgehend ungebrochen, wie sehr sich die Motive unterdessen auch gewandelt hatten. Es war nun nicht mehr die gläubige Bewunderung von einst, die die Massen an ihn band, sondern das dumpfe, fatalistisch getönte Gefühl einer Verkettung, aus der es kein Ent-

rinnen gab. Die Schicksalspropaganda der letzten Kriegsmonate sowie die Ängste vor der heranrückenden Roten Armee haben dieses Empfinden gegenseitigen Gebundenseins noch verstärkt, obwohl die Kritik an dem immer unverhüllter sichtbar werdenden Unwesen des Regimes, an der Feigheit, Korruption und Selbstsucht seiner Funktionäre beständig zunahm. Hinzu kam der alles erstickende Druck von Überwachung, Spitzelwesen und Terror, und das eine wie das andere war überlagert von der undeutlichen Hoffnung, dass dieser Mann, wie so oft in der Vergangenheit schon, das eine Mittel kenne, um die nahende Katastrophe doch noch abzuwenden: Am 16. Juni 1944 waren die ersten, lärmend angekündigten Vergeltungswaffen V-1 gegen London zum Einsatz gekommen. Treffend berichtete der Korrespondent der norwegischen Zeitung «Aftenposten» unmittelbar nach dem 20. Juli: «Die Masse ist apathisch, sie sieht weder noch hört sie etwas und bleibt daher völlig unberührt... Sie weinen weder noch jubeln oder wüten sie.»³⁷

So blieben Opposition und Widerstand, was sie von Beginn an gewesen waren: eine Stimmung womöglich bei nicht wenigen, aber die Tat und die Konsequenz einer geringen Minderheit. Der Vereinzelung, die sie stets begleitet hat, entkam sie auch nach dem Ende der Hitlerjahre nicht. In fataler Übereinstimmung haben die Propagandatechniker des Regimes und die Wortführer der gegnerischen Mächte im Verlauf der letzten Phase des Krieges ihre Tat verkleinert und ihre Beweggründe herabgesetzt. Churchill beschrieb den 20. Juli im Unterhaus als inneren, mörderischen Streit um die Macht, und aus Moskau begrüßte Rudolf Herrnstadt das Scheitern dieses letzten Versuchs von «Herrenclub, Reaktion usw.»³⁸

Das setzte sich über das Ende des Regimes im Mai 1945 hinaus fort. Der Widerstand scheiterte noch einmal. So wenig wie in den zurückliegenden Jahren stiess er auf Zustimmung oder nur Verständnis, weder von aussen noch im Innern. Die kirchliche Trauerfeier für den hingerichteten Grafen Schwerin v. Schwanefeld am ersten Jahrestag seines Todes musste als Gottesdienst für «einen Gefallenen» ausgegeben werden, die Hinterbliebenen Fritz-Dietlof v. d. Schulenburgs und anderer hatten Mühe, Besitz oder Anrechte geltend zu machen. Geraume Zeit untersagten auch die Besatzungsbehörden alle Veröffentlichungen zum Widerstand oder stellten ihnen doch Hindernisse in den Weg. Ulrich v. Hassells Tagebücher erschienen zuerst in der Schweiz, dann in Schweden, Fabian von Schlabrendorffs



Auf der Grenzlinie zwischen totalitärem Terror und Widerstand findet sich eine der zwiespältigsten Figuren des Dritten Reiches. Als Chef des Reichskriminalpolizei-amtes, das später ins Reichssicherheitshauptamt übernommen wurde, spielte **Arthur Nebe** eine zentrale Rolle bei der Schaffung des totalen Überwachungsstaates. Zu Beginn des Russlandfeldzuges zum Chef der Einsatzgruppe B, eines der vier Massenmordkommandos der SS, ernannt, hielt er dennoch einen gewissen Kontakt vor allem zu Oster und Gisevius und gab ihnen wichtige Hinweise. An seiner Behauptung die Hitlerschen Befehle nur als erfüllt zu melden, sie aber nicht auszuführen, sind starke Zweifel angebracht. Obwohl nicht wirklich zum Widerstand gehörig verlor er Ende Juli 1944 die Nerven und tauchte unter. Mitte Januar 1945 in einer Mühle bei Zossen aufgespürt, wurde er Anfang März zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Das Bild zeigt ihn (rechts) im August 1940 zusammen mit dem Chef der spanischen Polizei, Graf Mayalde, und **Heydrich**.

«Offiziere gegen Hitler» stand ebenso auf dem Index wie Rudolf Pechels «Deutscher Widerstand».³⁹

Doch waren Abwehr und Verneinung überall verbreitet. Als der renommierte englische Militärschriftsteller Basil H. Liddell Hart in einer Londoner Zeitung die Hintergründe des Staatsstreichversuchs vom Herbst 1938 darstellen wollte, wurde die Veröffentlichung von Regierungsseite verhindert. In den amerikanischen Gefangenen- und Internierungslagern sahen Offiziere aus dem Widerstand sich unterschiedslos mit nach wie vor hitlertreuen Generälen oder Angehörigen der SS zusammengespart: Die These von der Identität zwischen Führer und Volk blieb weiterhin gültig. Wer im Kampf gegen das Regime sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, wurde über Jahre und oftmals länger als seine Gegenspieler von gestern festgehalten.

Im Sommer 1947 entliess die amerikanische Militärverwaltung Hitlers Heeresadjutanten, General Engel, und eine Anzahl von Generalstabsoffizieren aus der Kriegsgefangenschaft. Der zurückgehaltene General v. Gersdorff, der sich im März 1943 mit Hitler hatte in die Luft sprengen wollen, erhielt vom Lagerkommandanten die Belehrung darüber, warum er weiterhin im Lager bleiben müsse: «Der General Engel hat in seinem ganzen militärischen Leben gezeigt, dass er stets nur die ihm gegebenen Befehle ausführt. Er wird uns auch im Zivilleben keinen Widerstand leisten und ist daher für uns keine Gefahr. Sie aber haben bewiesen, dass Sie gegebenenfalls Ihrem Gewissen gehorchen und dann unter Umständen unseren Anordnungen nicht Folge leisten würden. Deshalb sind Leute wie Sie oder auch der (ebenfalls weiterhin gefangengehaltene, d.Verf.) General v. Falkenhausen für uns gefährlich. Aus diesem Grunde müssen wir Sie noch weiterhin in Gewahrsam behalten.»⁴⁰

Zur Überlieferung des Widerstands gehört das Bild des in einer Zelle im Keller des Reichssicherheitshauptamts vereinsamten Carl Goerdeler. Zu Beginn des Jahres 1945 unternahm er noch einmal einen Versuch, das Schweigen zu durchbrechen, das über allem zusammenschlagen begann, was er und seine Mitverschworenen gedacht und gewollt hatten. In seiner letzten Denkschrift meldet sich die Ahnung, ob er nicht doch in die Irre gegangen und seine Anstrengung vergeblich gewesen sei, Hitler von der Katastrophe abzuhalten. Er hoffte auf Freunde, die längst hingerichtet waren, notierte Erinnerungen, wandte sich an die Jugend, die Nachwelt und unterbrach die Niederschrift gleichsam mitten im Satz mit einem Katarakt

verzweifelter Grübeleien über den «gleichgültigen Gott», die Verlorenheit der guten Sache und den Triumph des Bösen, «über Schuld und Gerechtigkeit». «Wie der Psalmist hadere ich mit Gott», schrieb er, «dieser Kampf schmückt die kahlen Wände meiner kleinen Zelle, erfüllt den öden Raum mit Gebilden der Phantasie und einer überwältigend grossen Erinnerung.» Am Ende wusste er nicht weiter und fand keine Antwort auf die Frage, um die sich seine Gedanken im Kreis zu drehen begannen: «Soll dies ein Gericht sein?»⁴¹

SCHLUSSBETRACHTUNG:

Lohn der Vergeblichkeit

Wer auf das Ganze des Widerstands, sein Denken und sein Tun, die Anstrengung oft mühsam erweckter Hoffnungen wie die Enttäuschungen zurückschaut, kommt um das Eingeständnis nicht herum, dass er die eigene Sterbestunde kaum überdauert hat. Sein seltsam unscharfer Prospekt, vor dem sich das eine dramatische Bild des 20. Juli drängt, hat an Kontur in allen Jahren nicht gewonnen. Rasch und unauffällig verlor sich seine Spur in Gefängniszellen, auf Todesgeländen und Irrfahrten von einem Lager zum anderen, in Hinrichtungsstätten und auf unbekanntem Friedhöfen. Zwar gehört die jährliche Feierstunde im Hof des Bendlerblocks in den informellen Gedekkalender der Republik. Aber ins allgemeine Bewusstsein hat wenig davon Eingang gefunden, und mehr als jener «unwillig bezeugte Respekt», von dem schon vor mehr als dreissig Jahren die Rede war, ist dem Widerstand nie zuteil geworden. Fabian v. Schlabrendorff hat ihn eine «Episode» genannt,¹ die ausserhalb der Erinnerung geblieben ist.

Auf merkwürdige Weise hat das von Hitler ausgegebene und von der Propaganda des Regimes geräuschvoll aufgegriffene Zerrbild von der «ganz kleinen Clique ehrgeiziger Offiziere» die Zeit überdauert. Viele unterschiedliche, wenn auch parallel laufende Beweggründe vor und nach dem Untergang des Dritten Reiches haben daran mitgewirkt. Einmal hineingeraten in die Abwehrmechanismen aus Schuldkomplex und Verdrängungsbedürfnis, begünstigt zudem von der Politik der Sieger, ist dem Widerstand jenes Gedächtnis versagt geblieben, das alles war, was diejenigen, die ihm angehörten, sich zuletzt versprochen haben.

Dieses rasche Zerrinnen des Bildes mutet umso erstaunlicher an, als gerade das deutsche Bewusstsein eine tiefe Neigung für das Pathos der verlorenen Sache kennt, deren Lichter auch über der Szene vom Juli 1944 liegen. Doch die hergebrachten obrigkeitsstaatlichen Reflexe erwiesen sich als stärker, und der Vorwurf des Verrats, des Rückzugs aus der Schicksalsge-

meinschaft der gegen eine Welt von Feinden kämpfenden Nation, behauptete fast ungebrochen seine Kraft. Wohl wurde der Widerstand verschiedentlich benutzt, um der Kollektivschuldthese entgegenzutreten. Im Übrigen aber blieb er, was er nach der geringschätzigen Bemerkung des Feldmarschalls v. Kluge war: eben ein missglückter «Staatsstreich».

Ganz im Gegenteil verschaffte sich bald schon der von einer kritischen Publizistik verbreitete Verdacht Gehör, die deutsche Opposition habe sich erst als die Niederlage längst unvermeidbar war, zur Tat entschlossen und dabei überdies höchst eigensüchtige Zwecke verfolgt: die vor allem standespolitischen Interessen einer alten, zum Abtreten bestimmten Führungsschicht die ihre viel zu lange währende Komplizenschaft mit Hitler verdecken und aus dem angerichteten Desaster in letzter Stunde Besitzstände, Privilegien und Einflussmöglichkeiten retten wollte. Bereits die oberflächliche Kenntnis der Zusammenhänge lehrt jedoch, wie verfehlt und voreingenommen diese Sicht der Dinge ist. Denn die vermutlich aussichtsreichste Widerstandsaktion entzündete sich 1938 an Hitlers Entschluss zur aussenpolitischen Gewaltanwendung, und auch die Planung des zweiten Anlaufs bei der Heeresgruppe Mitte lag vor Stalingrad und der Wende des Krieges.

Der Wahrheit näher kommt die Umkehrung dieses Einwands. Angesichts der Kette politischer und militärischer Triumphe Hitlers von München bis vor Moskau, die sämtlich auch Niederlagen der Opposition waren, ist die Zähigkeit umso bemerkenswerter, mit der die Widersacher des Regimes an ihrer Gegnerschaft festgehalten haben. Sieht man von Halder ab, tauchen die Namen der ersten Stunde, wiewohl ergänzt um viele weitere, auch in der letzten auf. Einiges spricht denn auch dafür, dass in der Abwertung des Widerstands, zumindest in den frühen Nachkriegsjahren, der Affekt einer Generation von Mitläufern und deren Nachkommen zum Vorschein kam, die sich die eigenen Versäumnisse nicht ausgerechnet von der noch einmal gross ins Blickfeld rückenden, zum Untergang verurteilten Schicht von Militärs und Aristokraten ins Bewusstsein rufen lassen wollte.

Darin lag immer ein Missverständnis, das nicht zuletzt von der Erinnerungsliteratur der frühen Jahre erzeugt oder doch begünstigt worden ist. Längst hat sich erwiesen, dass der Widerstand, der in den 20. Juli 1944 einmündete, kein hintergrundloses Offiziersunternehmen war. Vielmehr vereinten sich in dem Staatsstreichversuch dieses Tages verschiedene teils

enger, teils lockerer verbundene Oppositionsgruppen in einem dramatischen Ereignispunkt. Die Geschichte, wie sie sich entrollte, hat sichtbar gemacht, dass das Militär dabei gleichsam nur die Exekutive des Umsturzwillens war. Die Kabinettslisten der Verschwörer, die in geringfügig abweichenden, durch Zeit und Umstände veränderten Fassungen erhalten sind,² machen in jeder Version nicht nur die Breite und gesellschaftliche Vielfalt des Widerstands erkennbar, sondern auch den nie bestrittenen Primat der Politik. Die schriftlichen Quellen, in denen Meinungsverschiedenheiten zu allem und jedem zum Austrag kommen, vermerken zu dieser Frage keine einzige ernsthafte Auseinandersetzung. Schon die Teilnehmer an der sogenannten Septemberverschwörung des Jahres 1938 waren sich, von Oster über Halder bis Witzleben, darüber einig, dass das Offizierskorps nur die organisierte, technisch gerüstete Vorhut des Unternehmens bildete und nach dem vollzogenen Sturz des Regimes zurückzutreten habe.

Aber auch die Beweggründe der Opposition waren keineswegs standespolitischer Art. Wohl hat bei vielen das Bewusstsein, einer ausgewiesenen Führungsschicht anzugehören, den Ablösungsprozess eingeleitet und, je willkürlicher das Regime sich im Lauf der Jahre über alle hergebrachten Grundsätze des Rechts und der Ordnung hinwegsetzte, verstärkende Kraft entfaltet. Doch war es niemals der vorherrschende oder gar einzige Impuls der Gegnerschaft, sowenig wie in der Mehrzahl der Fälle das moralische Motiv, dessen Bedeutung vielfach überdehnt worden ist, als sei es von Beginn an ausschliesslich die empörte Rechtlichkeit gewesen, die den Entschluss zu Widerstand und Umsturz geweckt habe. In Wirklichkeit kamen bei allen Beteiligten zahlreiche Beweggründe zusammen. Sie setzten meist bei fachlichen Erfahrungen an, weiteten sich bald ins allgemein Politische und waren durch ein von Fall zu Fall unterschiedlich starkes moralisches, religiöses oder nationales Empfinden unterbaut.

Allein zwanzig der Angeklagten aus den verschiedenen Gruppen der zivilen wie der militärischen, der nationalkonservativen, bürgerlichen oder sozialistischen Richtung haben im Verhör oder vor dem Volksgerichtshof die Judenverfolgungen als den entscheidenden Anstoss zum aktiven Widerstand angeführt,³ andere die Abschaffung der Bürgerrechte, das staatliche Willkürregiment, den Kampf gegen die Kirchen. In engem Zusammenhang damit, wenn auch ins Grundsätzliche erweitert, wurden religiöse Motive benannt. Sie traten naturgemäss besonders bei den Theologen hervor, zu-

dem bei den Kreisauern bis hin zu Theodor Haubach, der den Ernst der neu gewonnenen Einsicht durch seine Konversion beglaubigte. Was sie alle einte, kam in Hans-Bernd v. Haeflens Äusserung gegenüber Freisler zum Ausdruck, dass Hitler «ein grosser Vollstrecker des Bösen» sei. Gerstenmaier hat diese Bemerkung «das entscheidende Wort des ganzen Widerstands» genannt, aus dem sich das Weitere wie eine Christenpflicht ergab.⁴

Am schwersten hatten es sichtlich diejenigen, die ihre Gegnerschaft auf überwiegend nationale Motive stützten. Ihr Dilemma rührte nicht allein daher, dass Hitler, wie kaum einem von ihnen verborgen blieb, auch ein Exzess jenes nationalstaatlichen Denkens war, in dem sie selber sich bewegten, sondern dass seine Erfolge während geraumer Zeit auch den eigenen Bestrebungen entsprachen. Von der Eingliederung Österreichs bis zum Sieg über Frankreich wird in den Aufzeichnungen und Berichten wieder und wieder der verwirrende Konflikt spürbar, in den die Hassell, Stieff oder Schulenburg sich hineingerissen sahen: die tiefe Kränkung des eigenen Landes und seines Namens durch ständig neue Unrechtsakte auf der einen sowie der Stolz auf seine zunehmende Grösse und hegemoniale Macht auf der anderen Seite. Der immer neue Zwiespalt stürzte sie in ein kaum entwirrbares Durcheinander der Empfindungen. «Es ist kein Zweifel», hat Ulrich v. Hassell im Oktober 1940 notiert, «dass, wenn dieses System siegt, Deutschland und Europa fürchterlichen Zeiten entgegengehen. Bringt es aber Deutschland in eine Niederlage, so sind die Folgen erst recht nicht auszudenken.»⁵

Umso beeindruckender sind die Entschiedenheit und Intransigenz, mit der sie an ihrer Gegnerschaft festhielten, und jene späteren Stimmen, die sie dennoch für ihren gelegentlichen Widerstreit der Gefühle tadeln, wissen zuwenig von der Liebe zum eigenen Land und dass sich auch lautere Gründe dafür ins Treffen führen liessen. Olbricht jedenfalls entschloss sich auf dem Höhepunkt der Machtausdehnung Hitlers zum tätigen Widerstand und hat wie eh und je noch am Abend des 20. Juli, als das Scheitern der Erhebung zur Gewissheit geworden war, bekannt, er sei von der «unendlichen Sorge um unser Vaterland» getrieben gewesen und werde jetzt dafür sterben.⁶ Der Abstand der Gegenwart nicht nur zu solchen Formulierungen, sondern zu der ganzen Empfindungswelt, die sich dahinter auftut, ist unübersehbar. Dennoch kann man nicht ohne Bewegung lesen, wie Ulrich v. Hassell im Juli 1944, als mache er sich zum Abschiednehmen auf, nach

Friedrichsruh fährt, das Mausoleum Bismarcks aufsucht und in verzweifelttes Nachsinnen gerät: über das törichtfalsche Bild des «Gewaltpolitikers», das die Deutschen von Bismarck in der Welt verbreitet, sich aber auch selbst zu eigen gemacht hätten; «kaum zu ertragen», klagte er, «ich war dauernd an Tränen beim Gedanken an das zerstörte Werk».⁷

Unterschiedlich wie die Beweggründe waren auch die Formen der Opposition. Sie reichten von der bloss schweigenden oder sich entziehenden «Resistenz» über zahlreiche Hilfeleistungen für Diskriminierte und Verfolgte bis zum aktiven Widerstand, der seinerseits wiederum die verschiedenartigsten Ausprägungen fand. Einfach sind die Beispiele einer von Beginn an nie erschütterten Verneinung vor allem bei den politischen Gegnern wie Leber oder Mierendorff, den Kreisauern, Hammerstein oder Oster. Etwas komplizierter fällt das Urteil bei den gebrochenen Biographien der Mertz v. Quirnheim, Jens Peter Jessen oder Fritz-Dietlof v. d. Schulenburg aus, deren anfänglich emphatische Zustimmung in Enttäuschung, Zorn und schliesslich erbitterte Ablehnung umschlägt. Wiederum anders verhält es sich mit Ernst v. Weizsäcker, dem Staatssekretär des Auswärtigen, der sich auf die halsbrecherische Gratwanderung zwischen Anpassung und Widerstand mit allen unausbleiblichen Illusionen und Verstrickungen begab, noch einmal anders bei Graf Helldorf, einem Mann von derbem, landsknechtshaftem Zuschnitt, der nicht ohne Grund in der SA aufgestiegen war, und fast unlösbar bei dem SS-Gruppenführer Arthur Nebe, der als Chef des Reichskriminalpolizeiamts im RSHA einer der Schöpfer des totalen Polizeistaats war, zugleich Befehlshaber der Einsatzgruppe B, und sich doch seit seiner engeren Bekanntschaft mit Oster während der späten dreissiger Jahre im Umkreis des Widerstands findet. Kein Fall gleicht dem anderen, auf jeden fällt ein besonderes Licht und über alle der Schatten jener Jahre.

Schon diese knappen Andeutungen lassen erkennen, dass die Opposition gegen Hitler, trotz der Querverbindungen, wie sie durchweg zwischen den Einzelnen und vielfach zwischen den Gruppen bestanden, keinen noch so weiten gemeinsamen Nenner hatte, keine verbindende Idee und nicht einmal einen Namen. Es war gerade keine alte, annähernd geschlossene Führungsschicht die sich zu behaupten versuchte. Stattdessen handelte es sich um eine Ansammlung höchst ungleichartiger, nach Herkunft, Denkweise, politischer Richtung und Methode vielfach voneinander geschiedener Ein-

zelfiguren. Selbst der Begriff «Widerstand» ist erst eine spätere Wortprägung und die gebräuchliche Wendung, dass jemand sich ihm «anschloss», im Grunde irreführend. Anhaltendes Suchen, Zufall oder Freundschaft mochten ihn mit Menschen zusammenbringen, die sich in der Ablehnung des Regimes einig waren; er blieb dabei oder nicht, sah sich womöglich von den Launen des Krieges hierhin oder dorthin verschlagen, wo Suche und Zufälle zu neuen Verbindungen führten. Wieweit die Auffassungen auseinandergingen, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass selbst innerhalb der engsten Freundes- und Gesinnungsgruppen kein Einverständnis über eine der Grundsatzfragen wie die Bejahung oder Verneinung des Attentats herzustellen war.

Es gab nur eine Anzahl elementarer Maximen, die allen gemeinsam und das Stück festen Grundes waren, auf dem sie standen: kein Teilhaben an der Gewalt, auch nicht an der Besinnungslosigkeit und dem Unrecht ringsum, sich das Bewusstsein für Recht und Unrecht erhalten oder, wie eine der Frauen aus dem Umkreis Tresckows es ausgedrückt hat, «einfach irgendwie anständig überleben». ⁸ Im Oktober 1944 schrieb Helmuth v. Moltke aus der Zelle an seine beiden Söhne: «Ich habe mein ganzes Leben, schon in der Schule, gegen einen Geist der Enge und der Gewalt, der Überheblichkeit und des Absoluten, erbarmungslos Konsequenzen angekämpft, der in den Deutschen steckt und der seinen Ausdruck in dem nationalsozialistischen Staat gefunden hat. Ich habe mich auch dafür eingesetzt, dass dieser Geist mit seinen schlimmen Folgeerscheinungen wie Nationalismus im Exzess, Rassenverfolgung, Glaubenslosigkeit, Materialismus überwunden werde.» ⁹ Schlichter, noch geprägt von den Lebensregeln einer älteren Zeit, hat Hans Oster seinem Sohn aus der Haft den gleichen Gedanken mitgeteilt. Es gehe darum, schrieb er, «bis zum letzten Atemzug der anständige Kerl (zu bleiben), wie wir es in der Kinderstube und in der Soldatenzucht gelernt haben». ¹⁰

Der Rückgriff auf Gewissen und Moral, in dem sie einzig übereinstimmen, hat ihnen den Zug ins Unbedingte und die innere Stärke gegeben. Zugleich ist dadurch jedoch auch eine Tendenz zum Skrupulösen, Verwickelten und Umständlichen in den Widerstand geraten, die dem konspirativen Tun nicht selten im Wege stand. Man mag die Einwände gegen den Attentatsgedanken, über die so viele nicht hinwegkamen, als Folge des biblischen Tötungsverbots begreiflich finden. Aber dass die Verschwörer, als die Gewaltanwendung einmal beschlossen und der Staatsstreich im Gange

war, noch am Nachmittag des 20. Juli in der Bendlerstrasse auf den Waffengebrauch verzichteten, um nicht die Rechtlichkeit der eigenen Sache zu «beflecken», war nicht Ausdruck moralischen Ernstes, sondern Lebensferne und Mangel an Konsequenz. Eugen Gerstenmaier, der stets ein Anhänger der Attentatsidee gewesen und, als wolle er die Vereinbarkeit von Religiosität und Tyrannenmord demonstrieren, mit Bibel und Revolver im Bendlerblock erschienen war, hat auf den Einsatz der Waffen gedrängt, um die Entschlossenheit des Umsturzes nach aussen kenntlich zu machen. Denn ein Staatsstreich, der nicht aufs Äusserste geht, ist nicht ein Staatsstreich, sondern das Geständnis der Bereitschaft zum Selbstopfer.¹¹

Doch setzten die moralischen Bedenklichkeiten weit früher ein. General v. Falkenhausen beispielsweise blieb der Zugang zum inneren Kreis der Verschwörer versperrt, weil er eine italienische Prinzessin zur Geliebten hatte; Helldorf wurde als dubioser Charakter auf Distanz gehalten und womöglich deshalb am 20. Juli ohne Weisung gelassen. Und selbst um den freilich seinerseits reservierten Rommel warben die Verschwörer nicht, weil er ihren strengen Imperativen, ihrer Moral und Gewissensnachdenklichkeit sichtlich fernstand. Die Tatsache, dass der Feldmarschall die einzige öffentliche Figur mit jener Autorität war, in deren Zeichen sich Hitler in diesem Stadium des Krieges halbwegs erfolgversprechend herausfordern liess, hat sie nie beirrt. Kein Unzugehöriger sollte die Moralität des Neubeginns, zu dem sie auf dem Weg waren, aufs Spiel setzen, und wenn Hemmnisse wie diese von der Hochherzigkeit der Verschwörer zeugen, so doch auch von ihrer Schwäche und Fremdheit im Wirklichen. Dergleichen tritt immer wieder ins Bild, bis hin zu dem Entschluss der Brüder Stauffenberg, sich am Ende, nach gelungenem Staatsstreich, freiwillig dem Urteil eines Gerichts zu stellen.¹²

Keiner der Beteiligten war oder fühlte sich, was stets zu bedenken bleibt, zum Verschwörer ausersehen. Geboren und erzogen in gesicherten Verhältnissen mit festen Grundsätzen, Bindungen und Loyalitäten, waren sie nur gesicherten Verhältnissen gewachsen und hatten Mühe zu begreifen, was mit Hitler in ihre so verlässlich scheinende Welt eingebrochen war. «Ich bedauere», hat Ernst v. Weizsäcker einmal geantwortet, als er nach einer Pistole für den äussersten Fall gefragt wurde. «Es hat nicht in meiner Erziehung gelegen, einen Menschen zu töten.»¹³ Eine Zeitlang hat die Mehrzahl den Widerstreit der Loyalitäten ertragen oder verdrängt; Henning v.

Tresckow beispielsweise widmete sich mit Hingabe den Aufmarschplänen gegen die Tschechoslowakei noch zu einem Zeitpunkt, als er schon energische Schritte gegen SS und Gestapo verlangt hatte. Schliesslich aber traten solche und andere Unvereinbarkeiten zusehends schärfer ins Bewusstsein und endeten bei der Erkenntnis, dass der militärische Einsatz für das eigene Land zugleich auf die Ermöglichung des Unrechts hinauslief, um dessentwillen man hasste und litt

Eine Minderheit hat sich aus dieser Zwangslage durch den Entschluss zum aktiven Widerstand befreit. Die Mehrheit selbst jener höheren Offiziere jedoch, die dem Regime mit Vorbehalten oder, wenn auch nur im vertraulichen Gespräch, sogar in scharfem Widerspruch gegenüberstanden, hat frühzeitig resigniert und sich auf die Position des moralisch unbeteiligten Spezialisten für das Wassenhandwerk zurückgezogen. Mit «masslosem Erstaunen» hat sogar ein Mann wie Franz Halder nach dem Krieg von dem Ansinnen gesprochen, den Umsturz ausgerechnet von denen zu verlangen, «die durch einen besonderen Eid zu einem besonderen Mass von Gehorsam verpflichtet» waren.¹⁴

Man kann aber nicht übersehen, wieviel bejahende Unterstützung und wieviel Hingabe das Regime auch von Seiten der reinen «Waffenhandwerker» fand, mit all der illusionären Eigensucht zu Beginn sowie der Anpassungsbereitschaft und subalternen Folgsamkeit in den späteren Jahren. «Schlägt den Kragen hoch und sagt: ‚Ich bin Soldat und habe zu gehorchen‘, heisst es in einer bitteren Tagebuchnotiz Hassells über einen der führenden Generäle.¹⁵ Doch worauf er deutete, war in Wirklichkeit der vorherrschende Typus. Unter diesem Aspekt ist die Geschichte jener Jahre eine einzige, von wenigen matten Einsprüchen unterbrochene Abfolge von Ausflüchten und Unterwerfungsgesten, auf die nur selten ein versöhnliches Licht fällt.

Wie immer in Zeiten politischer und sozialer Umbrüche war viel persönliche Schwäche im Spiel, Opportunismus und Kurzsichtigkeit, verstärkt durch die fortschreitende Auszehrung des gesamten Wertsystems, die spätestens mit der nie verwundenen Niederlage des Ersten Weltkriegs und dem Verdikt von Versailles einsetzte. Doch erklärt der Blick auf die individuellen Mängel ein so durchgängiges Versagen nur zum geringeren Teil. Will man den Ursachen für die fehlende Resistenz der grossen Mehrheit der Offiziere auf die Spur kommen, muss man die Gründe betrachten, auf die sie sich selber vorzugsweise berufen haben.

An vorderster Stelle ist jene Legende vom unpolitischen Soldaten zu

nennen, die als beherrschendes Motiv zahlreiche Rechtfertigungsversuche durchzieht. Vielfach ist erklärend hinzugefügt worden, gerade die unnach-sichtigsten Kritiker hätten der Armee in preussisch-deutscher und Weimar-er Zeit vorgeworfen, in die Domäne der Politik eingegriffen zu haben; sie könnten ihr daher jetzt nicht entgegenhalten, ebendies unterlassen zu haben. Der von so viel selbstgefälliger Ohnmacht zeugende Ausruf des General-obersten v. Fritsch in den turbulenten Tagen seiner Verabschiedung ist zu einer Art Standarddevise dieser Verteidigungslinie geworden: «Zur Politik fehlt mir alles!»¹⁶

Das Argument verkennt jedoch, worum es eigentlich geht. Denn tatsäch-lich hat sich die Reichswehr unter Blomberg und Reichenau wie auch später immer wieder in die Politik eingeschaltet und ihr Interesse mit grossem Nachdruck geltend gemacht. Sie war gerade nicht unpolitisch. Und es wa-ren keine anderen als politische Gründe, die sie zu einer Vielzahl von Zu-geständnissen an Hitler veranlasst hat. Der Vorwurf ihrer Kritiker zielt je-doch nicht einmal so sehr auf die Akte politischer Einmischung, sondern auf ihr fehlendes oder ausgeschaltetes moralisches Unterscheidungsvermö- gen. Um kurzfristiger Einflusschancen willen, auch für den Anspruch, der einzige Waffenträger der Nation zu heissen, hat die Armee elementare Prin- zipien und Traditionen preisgegeben. Die Röhm-Affare, die wortlos hingee- nommenen Morde an Schleicher und Bredow, die aus eigenem Entschluss überstürzt angeordnete Vereidigung auf die Person Hitlers waren Zug um Zug ein Spiel mit immer höherem, immer vergeblicher geleistetem Einsatz gewesen, und die Fritsch-Krise hatte endgültig über den Ausgang entschie- den. Alles Weitere war nur die Exekution der Niederlage.

Erst von diesem Zeitpunkt an oder doch mit Beginn des Krieges hat sich die Mehrzahl der Offiziere in die Haltung des unpolitischen Expertentums zurückgezogen. Was sie dazu bestimmte, war jedoch nicht so sehr die Re- signation der Unterlegenen. Vielmehr verbarg sich dahinter häufig eine akti- ve Flucht aus dem lange gültigen Kodex selbstverständlicher Normen und Kriegsregeln. Öfter jedenfalls, als sich rechtfertigen lässt, blieb die Armee, vor allem angesichts der Tätigkeit der Einsatzgruppen, unerreichbar für menschliche Hilferufe aus den jeweiligen Befehlsgebieten. Sofern sie je ihr Gewährenlassen als ein letztes Zugeständnis an Hitler betrachtet hat, für das ihr eine Gegenleistung zustehe, sah sie sich wiederum getäuscht. Denn der geschmeidige Militärtechniker entsprach keineswegs dem Bild, das Hit-

ler sich vom nationalsozialistischen Offizier machte. Schon 1941, kurz vor Beginn des Feldzugs gegen die Sowjetunion, hatte er sich kritisch über den «beweglichen» Reichenau geäußert und ihm einen Mann wie Hammerstein gegenübergestellt, der zwar sein «Feind» gewesen sei und daher «weg musste», wie er sagte, der «aber seine Linie als Hasser seiner Person und seiner Weltanschauung» wenigstens konsequent durchgehalten habe. Und später hat er bemerkt, er habe es «schon oft bitter bereut, mein Offizierskorps nicht so gesäubert zu haben, wie Stalin es tat». ¹⁷ Der exzessive Charakter der Verfolgungen nach dem 20. Juli war nicht zuletzt ein Versuch, die versäumte grosse Liquidierung nachzuholen.

Ganz in diesem Sinne fällten auch die Kaltenbrunner-Berichte in einer Art Resümee ein vernichtendes Urteil über das Offizierskorps, das den Nationalsozialismus nie begriffen, ihn lediglich als Instrument zur Befreiung von Versailles gesehen und Hitler im Grunde nicht anders als Friedrich Ebert gegenübergestanden habe: mit äusserer Anpassung und innerer Reserve. Weniges beleuchtet Hitlers fortbestehenden Groll gegen die Offiziere krasser als die Tatsache, dass er ausgerechnet ihren bedrohlichsten Rivalen Heinrich Himmler in einer Geste wohlberechneter Demütigung am 20. Juli 1944 zum Befehlshaber des Ersatzheeres ernannte. Himmler machte sich auch augenblicklich an den Umbau der Armee zum nationalsozialistischen «Volksheer» und erklärte, die Theorie von den zwei staatstragenden Säulen aus Partei und Wehrmacht, auf die sich Blomberg und Reichenau so viel zugute gehalten hatten, müsse aus dem Sprachgebrauch verschwinden: Denn das deutsche Volk bestehe nicht aus Säulen, und die Wehrmacht sei nur «Funktionsträgerin der Partei». Es war die äusserste Degradierung und das Kommende darin vorgezeichnet. ¹⁸ Am Ende des Krieges verfügte die Waffen-SS bereits über siebzehn Divisionen.

Ein weiteres Motiv für das Unvermögen vieler Offiziere, sich in welcher Form auch immer den Gegenbestrebungen anzuschliessen, hatte mit ihrer tiefsitzenden, kaum überwindbaren Scheu vor einem Staatsstreich zu tun. Natürlich wirkten auch dabei wieder überkommene obrigkeitstaatliche Traditionen mit sowie die traumatischen, auf die Revolution von 1918 zurückgehenden Bilder von Aufruhr und öffentlicher Erniedrigung der Armee. Eingeschlossen in diese Schreckensvorstellung war die Sorge um die anvertrauten Soldaten und die Zerreißproben, in die sie, zumal während des Krieges, bei schon wankenden Fronten, im Gefolge eines Staatsstreichs

geraten mussten. Es kann kein Zweifel bestehen, dass die Frage, wie solche Belastungen durchzustehen und, mehr noch, zu verantworten seien, zahlreiche Offiziere umgetrieben hat. Hier lag zugleich ihr engster Berührungspunkt mit den Verschwörern. Das Beispiel Tresckows zeigt, dass selbst die zum Umsturz entschlossenen Offiziere Mühe hatten, jene letzte Hemmung zu überwinden, die alles, was sie dachten und planten, als Pflichtvergessenheit erscheinen liess, als Anmassung und verantwortungsloses Tun vor allem der eigenen Truppe gegenüber, mit der vielberedeten Gefahr des Bürgerkriegs im Hintergrund.

Kaum weniger hinderlich wirkte der Entschluss zur Tötung des Staatsoberhauptes. Auch damit haben sich sogar viele der Verschwörer schwer getan. Der Hinweis auf die ungezählten täglichen Opfer des von Hitler entfesselten Krieges sowie der von ihm veranlassten Ausrottungsmassnahmen, den Stauffenberg geltend gemacht hat, verfiel im Grunde nicht. Denn zwischen der Tötung des einen und dem Sterben der vielen gab es einen komplexbeschwerten Unterschied, der sachlich schwer zu fassen und eher symbolhafter Art war.¹⁹ Uneingeschränkt hat sich kaum einer darüber hinwegsetzen können, und Hitler, nach den Worten Gersdorffs, «wie einen tollen Hund totzuschlagen», war vermutlich nicht einmal Stauffenberg möglich. Die Unentschiedenheit jedenfalls, mit der schon im Verlauf der Septemberverschwörung von 1938 und mehr noch im November 1939 die Frage, was mit dem Diktator zu geschehen habe, gleichsam sich selber überlassen wurde, markiert die gefühlsmässige Schwelle, die den Beteiligten zu schaffen machte.

Das Problem taucht in der Vorgeschichte des 20. Juli aufs Neue auf, wenn auch in kaum merklichen Indizien. Schon die geläufige Umschreibung des Attentats als «Initialzündung» hat dessen Bedeutung verringert und es zum blossen Auftakt entwertet, während in Wirklichkeit buchstäblich alles darauf ankam. In den vorbereitenden Gesprächen haben der nachfolgende Umsturz sowie die Täuschungs- und Überrumpelungsmanöver der Operation «Walküre» jedenfalls das weitaus stärkere Interesse der Beteiligten erregt und damit vermutlich dem Tathergang im Führerhauptquartier das nötige Mass an planender Aufmerksamkeit entzogen. Zwar ist es richtig, dass das Attentat und die Umstände am Orte selber nicht in jeder Einzelheit vorausbedacht werden konnten, doch sah sich Stauffenberg am Mittag des 20. Juli weit mehr als erforderlich zu eilig improvisierenden Entschlüssen gezwungen. Die immer wieder gestellten Fragen, warum

nicht Haefen den Sprengsatz gezündet, warum sich Stauffenberg sichtlich unzureichend über die Explosionskraft der Bombe in einem Barackenbau unterrichtet hat oder warum schliesslich der zweite Sprengkörper unbenutzt blieb und auf dem Weg zum Flugplatz aus dem fahrenden Auto geworfen wurde, finden die einleuchtendste Antwort, wenn man die unbewusste Scheu in Rechnung stellt, die der Mordtat am Staatsoberhaupt entgegenstand.

Darüber hinaus hatte die fehlende Bereitschaft vieler höherer Militärs, der Opposition beizutreten, mit der Erinnerung an die Serie verblüffender Erfolge Hitlers sowohl vor dem Krieg als auch während der ersten Feldzüge zu tun. Durchweg gehörten sie einer Generation an, deren Leben ausschliesslich von Niederlagen begleitet gewesen war, angefangen vom Ersten Weltkrieg über Versailles und die Folge nicht abreisender Gering-schätzigkeiten während der Weimarer Jahre. Umso nachhaltiger hatte sich ihnen die Erfahrung eingeprägt, wie es war, auf der Siegerseite zu stehen, zumal wenn alle Warnungen gleichsam in den Wind gesprochen sind und die Scharen der Fachleute ein ums andere Mal widerlegt werden. Hitlers Triumphe haben die Urteilssicherheit gerade des Offizierskorps weitgehend zunichte gemacht, das wie die Offizierskorps aller Welt erzogen und gewohnt war, in den Kategorien von Erfolg und Misserfolg zu denken.

Geht man die Quellen nach weiteren Gründen für die distanzierte Haltung vieler Offiziere zum Widerstand durch, stösst man darauf, dass der Hochverrat überdies zumindest seit Beginn des Krieges vom Odium des Landesverrats umgeben war, der, wie der Fall Oster zeigte, selbst bei hohem persönlichem Respekt keine Billigung fand. Auch Stauffenberg hat noch zu Anfang des Russlandfeldzugs bemerkt, dass ein Staatsstreich-unternehmen während des Krieges nicht denkbar sei.²⁰ Ganz ähnlich hat sich Halder geäussert, und bezeichnenderweise lagen die Umsturzvorhaben, an denen er beteiligt war, vor Kriegsausbruch oder, wie im Fall der Verschwörung von 1939, zu einer Zeit, als die Ausweitung des Konflikts zum Weltkrieg noch vermeidbar schien.²¹

Das alles deutet einige der Bedenken an, mit denen sich die Rundstedt und Leeb und Sodenstern und Kluge, die durchweg keine sogenannten «Nazigeneräle» waren, in der Frage von Attentat und Staatsstreich konfrontiert sahen. Sie verrieten die Verschwörer nicht, gaben ihnen aber auch weder Ermutigung noch Unterstützung. «Macht nur, macht man!» pflegte General Heusinger den Aufforderungen der Tresckow-Gruppe entgegenzuhalten, sich an der Verschwörung zu beteiligen.²² Er selber dagegen zog sich,

wie andere auch, in einen mehr oder minder blinden oder jedenfalls stumm bleibenden Gehorsam zurück. Zweifellos war eine nicht geringe Zahl zu der Einsicht fähig, dass ihre Unterwerfung unter den abstrakten soldatischen Pflichtbegriff das Land in die Katastrophe reissen müsse, und einigen, wie Manstein oder Bock, ist diese Konsequenz ausdrücklich vorgehalten worden. Doch es blieb beim grossen Achselzucken, der Flucht in die längst formelhaft wirkenden Gründe, hinter denen mitunter wohl auch die Hoffnung herumgeisterte, das Unheil werde sich vermeiden und, wie schon manches Mal, selbst gegen das Urteil der Fachleute, ein Ausweg finden lassen.

Daneben gab es andere, die, ohne zum Widerstand zu stossen, den Konflikt nicht durchgehalten und als einzigen verbliebenen Ausweg den Tod gesucht haben. Gerd v. Tresckow gehört dazu, dessen beharrliche Selbstbezeichnung nur auf diese Weise zu erklären ist. Desgleichen General Erich Marcks, kommandierender General vor Cherbourg, der mit dem Bemerkten nach vorn ging, der Soldatentod sei das Beste, was einem widerfahren könne, sowie, wenn auch fast im Nachhinein, der viele Jahre lang regimetreue Feldmarschall Walter Model. Mitte April 1945 überfiel ihn im sogenannten Ruhrkessel die jähe Erkenntnis, einem falschen Herrn und der falschen Sache gedient zu haben. Sein Nachfolger Kesselring richtete das Bild wieder ins Gewohnte zurück; er trat den Oberbefehl mit dem Vorwurf gegenüber seinem Stab an, während der Anfahrt im gesamten rückwärtigen Armeegebiet keinen einzigen erhängten Deserteur entdeckt zu haben.²³

Zu den Gründen für das Zögern zählte schliesslich auch, dass aller Widerstand, in welchen Gruppen er sich auch sammelte, ein «Widerstand ohne Volk» war. Von Halder bis zu General Wagner rissen die Klagen darüber nicht ab. Kaum etwas hat die in ihrer standespolitischen Exklusivität abgeschlossenen Militärs seit Reichenau und Fritsch mehr fasziniert als Hitlers Fähigkeit, die Massen zu gewinnen und sich zu ihrem umjubelten Sprecher zu machen. Zwar hatte Wilhelm Leuschner mit dem aus ehemaligen Gewerkschaftsmitgliedern errichteten Netzwerk von Vertrauensleuten eine Art Öffnung in die Breite unternommen, doch war die Isolierung der Regimegegner damit keineswegs überwunden. Erkundigungen, die vor allem Julius Leber und Pater Delp einholten, führten zu dem Ergebnis, dass die Masse der Industriearbeiterschaft das Regime auch während des Krieges loyal unterstützte, und die Stimmungsberichte des SD aus den Tagen nach

dem 20. Juli ergaben sogar eine ansteigende Popularität Hitlers selbst in den traditionell «roten» Bezirken wie dem Berliner Wedding.²⁴ Die Frage, wie man die Menschen erreichen und über den verbrecherischen Charakter des NS-Staates aufklären könne, hat den Widerstand im Laufe der Jahre unablässig beschäftigt, ohne dass er je eine befriedigende Antwort gefunden hätte.

Es war dies einer der Unterschiede zwischen dem deutschen Widerstand und den Widerstandsbewegungen in den vom Reich besetzten Ländern. Gewiss vereinten auch sie nur verschwindende Minderheiten und sind sozusagen erst postum zu jenem Massenanhang gekommen, den die nationale Legende verlangte. Dennoch bildeten sie richtiggehende Bewegungen. Zudem verfügten sie, anders als die deutschen Zusammenschlüsse, über Rückhalt in der Bevölkerung, über Infrastrukturen, Stützpunkte sowie einsatzfähige Kommandos und hatten ein einfach zu beschreibendes Ziel: den Feind aus dem Land zu treiben. Das hiess zugleich, dass es keinen Konflikt der Loyalitäten, keine Eidkomplexe, keine Neuordnungsdebatten und kein Verratsproblem gab, kurzum der Widerstand seine moralische, politische und nationale Rechtfertigung in sich selber fand.

Ausserdem besass er die psychologische und materielle Unterstützung der Kriegsmächte. Als Anthony Eden im Sommer 1943 Bischof Bell entgegenhielt, der deutsche Widerstand sei bislang, im Unterschied zum Widerstand in den unterworfenen Ländern, den Beweis seiner äussersten Entschlossenheit schuldig geblieben, antwortete Bell, den anderen Völkern habe man die Befreiung in Aussicht gestellt, den Deutschen dagegen die bedingungslose Kapitulation.²⁵ Gewiss war im einen wie im anderen Fall die Abschüttelung der NS-Herrschaft das Ziel. Aber anders als für den europäischen Widerstand bedeutete dies für die deutsche Seite zunächst die Selbstausslieferung an einen erbitterten Gegner nicht nur im Westen, sondern, näher und schreckenerregender, auch und gerade im Osten, und nur ein ahnungsloser Rigorismus kann den Konflikt derer ignorieren, die bei allem Hass auf Hitler und allem Entsetzen über die angerichteten Barbareien doch die Verbrechen Stalins, vom Roten Terror bis zu Katyn, nicht vergessen konnten.

Anders sah es nach Westen aus, und die Darstellung hat gezeigt, wie sich beide Seiten immer wieder verfehlten. Zweifellos war Edens Einwand begründet. Nicht zu Unrecht jedoch hat man zugleich die Unzulänglichkeit der psychologischen Kriegführung im westlichen Lager beklagt.²⁶ Ihr

wichtigstes Instrument war, aufs Ganze gesehen, der Bombenkrieg, der die Bevölkerung, allen Erwartungen zuwider, gerade nicht zermürbt, sondern in einer grossen Trotzreaktion zusammengeschlossen hat. Sie kam zuletzt den Machthabern zugute, die seit der Wende des Krieges im Winter 1942/43 die sich ausbreitende, aus Angst, Überdross und Lethargie gemischte Atmosphäre mit steigender Besorgnis vermerkt hatten. Durch den Luftkrieg, sah sich die Bevölkerung, dem Urtrieb zum Zusammenrücken in Gefahr folgend, paradoxerweise wieder an das Regime herangeführt, und gerade eine Stimmungsdiktatur wie diese hat daraus unverhofften Gewinn gezogen. Die Opposition hingegen ist dadurch noch tiefer in die Isolierung geraten.

So ist der Entschluss zum Widerstand stets ein Entschluss zum Übertritt in ein gesellschaftliches Abseits und oft auch in die menschliche Einsamkeit gewesen. Er verlangte die Umstellung aller Lebensverhältnisse, den Rückzug auf wenige Gleichgesinnte und nach aussen nicht nur den Abbruch gewachsener Beziehungen, sondern überdies die Nötigung zu Argwohn, Verstellung und Zweideutigkeit. Eine Vielzahl unbedacht scheinender Verhaltensweisen zeigt, welche Mühe viele damit hatten. Darüber hinaus bedeutete dieser Schritt die stete Gefährdung von Angehörigen und Freunden. Moltke hat in einem Brief an Lionel Curtis vom Juni 1942 die Umständlichkeiten im Alltäglichen beschrieben, zu denen er und sie alle gezwungen waren. Wie weit sie reichten, geht unter anderem daraus hervor, dass Oster und Tresckow sich trotz der ungezählten Einzelfragen, die sie beständig klären und abstimmen mussten, nie persönlich getroffen oder gesprochen haben.²⁷

Alle diese Bewandnisse zusammen haben dem Widerstand den auffällig individuellen und sogar introvertierten Zug verschafft. Man hat später, in den generalisierenden Abrechnungen der nachhitlerschen Ära, das Bürgertum, das Militär, die Kirchen, den klassischen Bildungskanon und anderes mehr für das Versagen jener Jahre verantwortlich gemacht. Der Wahrheit näher kommt, dass keine Institution, kein Ideengrund von links bis rechts, keine Tradition oder gesellschaftliche Schicht im Ganzen zureichende Sicherungen oder Abwehrkräfte liihen. Das Widerstehen war ausschliesslich eine Sache der Charaktere, im Bürgertum, in der Arbeiterschaft, im Militär. Die gesellschaftlichen Zusammenhänge oder ideellen Gerüste boten allenfalls einen Rückhalt gegen die gelegentlichen Zweifel und die Versuchun-

gen der Resignation. Mit Recht hat man den Widerstand einen «Aufstand des Gewissens» genannt²⁸

Die überaus persönliche, von charakterlichem Eigensinn geprägte Farbe ist aber zugleich zu einer der Ursachen der äusseren Erfolglosigkeit des Widerstands geworden. Das ideologisch Unverbundene und sogar Gegensätzliche hat damit zu tun, desgleichen die kennzeichnende Tatschwäche. Zu jeder Position gab es den Widerspruch, dem andere Widersprüche folgten, endlos, ins Grundsätzliche sich weitend und immer weniger miteinander vereinbar, aber doch der Klärung bedürftig, wie jeder glaubte, und durch keinen Kompromiss aus der Welt zu schaffen. Im Rückblick stellt sich der Widerstand als ein ewiges und leidenschaftliches Selbstgespräch dar. Der Jubel Moltkes über das von Freisler ausgestellte Attest, nichts getan, nichts organisiert, keine Gewaltanwendung geplant, sondern nur gedacht zu haben, bleibt eines seiner Schlüsseldokumente. Wenn die Distanz zur Wirklichkeit zu den Eigentümlichkeiten des deutschen Denkens zählt, liegt hierin auch der besondere deutsche Charakter des Widerstands. Die Denkschriften, Verfassungsentwürfe und Kabinettslisten, die ganze unendliche Neuordnungsdebatte waren immer auch ein Rückzug aus der Realität. Nur eine Minderheit erlag dieser Neigung nicht. Walter Bargatzky beispielsweise, der zu den Mitverschworenen im Stab Stülpnagels gehörte, war fassungslos über diese Problematisierungsmanie, die, wie er meinte, den Sinn für «die Hauptsache» vermissen liess:²⁹ nämlich dass es einfach ein Ende haben müsse mit dem Hitlerregime. Alles weitere sei die Sorge eines anderen Tages. In der Tat ist es wohl so, dass sich der Widerstand ohne das Hinzutreten Stauffenbergs, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, im Glück seiner gedankenvollen Ausweglosigkeiten ganz und gar verloren hätte.

Dem genaueren Blick bleibt auch der Ausdruck tiefer Melancholie nicht verborgen, der über dem Gruppenbild im Ganzen liegt, und nur Goerdeler mit seiner unverwüstlichen Zuversicht steht seltsam fremd zwischen allen übrigen. Schon bei Tresckow ist davon die Rede. Von Yorck wird berichtet, er sei «in den letzten Wochen von einem tiefen Ernst und grosser Traurigkeit» gewesen, und Trott sagte in den Tagen vor dem Attentat: «Wenn dieser Koloss Hitler zusammenbricht, reisst er uns alle mit in die Tiefe.»³⁰ Im Grunde wusste jeder, dass sie ohne ernsthafte Erfolgchance waren. Selbst ein gelungenes Attentat befreite das Land noch nicht aus dem Griff der Machthaber. Vielmehr löste es lediglich die Eidesbindung und womög-

lich die Erstarrung der höheren Offiziere aus ihrem moralischen Immobilitismus. Aber entschieden war damit sowenig wie mit einem funktionierenden Ablauf der «Walküre»-Operation. Der Kampf begann dann erst, und sein Ausgang war überaus ungewiss. Goerdeler's Einwände gegen die Gewalttat waren denn auch niemals nur in moralischen, sondern stets zugleich in politischen Erwägungen begründet: der Furcht vor einem Bürgerkrieg, der die letzten Hoffnungen zunichte machen musste, vor dem Einsturz der Fronten zumal im Osten, vor Chaos und Gesetzlosigkeit, ehe dann doch noch die bedingungslose Kapitulation über das Land kam, die er bis zuletzt zu vermeiden hoffte.

Vieles spricht dafür, dass Goerdeler die Ungewissheiten der Attentatslösung schärfer erfasste als deren Befürworter. Nur rechnete Stauffenberg anders. Zum Sturz des Regimes entschlossen, erkannte er, dass es zur Gewalt keine halbwegs realistische Alternative gab. Absurd erschien ihm der Gedanke, die Machthaber, wie Langbehn und Popitz es versucht hatten, gegeneinander auszuspielen und das System von innen her aufzubrechen. Und für nicht weniger abwegig hielt er die Hoffnung auf jene breite Volksbewegung, die Goerdeler durch sein öffentliches Streitgespräch mit Hitler in Gang zu setzen beabsichtigte. Wenn es aber keine weiteren, auch nur erörterungsfähigen Umsturzkonzepte gab, blieben Attentat und Staatsstreich die einzige Möglichkeit, aus der debattierenden Genügsamkeit der Herrenrunden oder, wie Stauffenberg zu sagen pflegte, der «Verschwörerkränzchen» auszubrechen und überhaupt zum Handeln zu kommen.

Dabei hegte er, ganz wie Goerdeler, die Zuversicht, an der bedingungslosen Kapitulation vorbeizukommen, und vergeblich hat Julius Leber versucht, ihm diesen Irrtum auszureden. Noch in einer offenbar selbst verfassten Denkschrift, die Stauffenberg am 20. Juli in der Bendlerstrasse zurückgelassen hat, ist von der Hoffnung die Rede, Deutschland als «einen im Spiel der Kräfte einsetzbaren Machtfaktor» zu erhalten und mit der Wehrmacht als einem weiterhin «verwendbaren Instrument» Verhandlungen mit der Gegenseite «auf gleicher Ebene» herbeizuführen.³¹ Die Hartnäckigkeit, mit der Stauffenberg an dieser Illusion festgehalten hat, ist verschiedentlich nicht ohne Verwunderung vermerkt worden. Aber vielleicht hat der Hinweis einiges für sich, dass er neben der moralischen Empörung, die ihn trug, eine Illusion wie diese benötigte, um überhaupt zur Tat zu kommen.³² Denn

alle streng realistische Betrachtung konnte nur darin enden, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Gordon Craig hat die Akteure des Widerstands «Romantiker» genannt, und das waren sie wohl, Stauffenberg eingeschlossen. Der kritische Unterton indessen, den der Einwand mitführt, nimmt ihnen zugleich, was ihrem verzweifelten, womöglich überspannten und jedenfalls mit Vernunftgründen schwerlich erreichbaren Vorhaben den historischen Rang verleiht.

Denn gerade die Aussichtslosigkeit, gegen die sie sich zur Tat entschlossen, hat dem Widerstand die ihm eigene Grösse gegeben. Er war der «Aufzug des verlorenen Postens».³³ Ohne jeden Beistand im Innern und ohne Ermutigung von aussen, hat er am Ende seinen Kampf für kein nationales oder konkret politisches Interesse geführt, und daher war Tresckows «*coûte que coûte*» für die Tat vom 20. Juli das auslösende Wort, auch für Stauffenberg, an den er es schliesslich gerichtet hatte. Insgeheim verkannte wohl auch Stauffenberg nicht, dass der von ihm mit dem Umsturz verfolgte politische Zweck nur eine Fiktion war und die Entscheidung in Wahrheit «um jeden Preis» lautete. Der bedingungslosen Kapitulation setzten er und seine Freunde den bedingungslosen Entschluss zum Handeln entgegen, den nur noch die allgemeinsten, abstraktesten Beweggründe bestimmten: Würde des Menschen, Gerechtigkeit, Verantwortung, Selbstachtung. Nicht ohne Grund war jetzt auch keine Rede mehr von jenem «psychologisch richtigen Zeitpunkt», der in den Debatten früherer Jahre vor jedem Tatentschluss eine so beherrschende Rolle gespielt hatte.

Zuletzt kam es nicht einmal mehr auf Erfolg oder Misserfolg an. Vielmehr ging es nur noch darum, ein Zeichen zu setzen und durch eine grosse verneinende Geste Widerspruch einzulegen gegen Hitler und alles, was er und seine Herrschaft bedeuteten. Tresckows Botschaft an Stauffenberg ist nicht zuletzt deshalb das meistzitierte Wort des Widerstands, weil es diesem Gedanken den entschiedensten Ausdruck gab und die Nötigung zur Tat auf eine Weise sichtbar machte, der weder ein politisches noch ein praktisches Argument etwas anhaben konnte.

Insoweit war der 20. Juli vor allem eine symbolische Tat. Die Einwände, die gegen die Aussichtslosigkeit des Vorhabens erhoben worden sind, gegen die Unzulänglichkeiten der Durchführung sowie überhaupt die Urteile nach den Kategorien des Erfolgs gehen an den Intentionen des Täterkreises im wesentlichen Punkt vorbei. Ohne Übertreibung, mit nur geringfügiger Zuspitzung liesse sich sogar sagen, dass die Entscheidung auf nichts weni-

ger als einen Entschluss zum Opfergang hinauslief Schulenburg hat diesem Gedanken am späten Abend des 20. Juli, als anscheinend noch einmal Fluchtgedanken auftauchten, offen Ausdruck gegeben: «Wir müssen diesen Kelch bis zur Neige leeren», sagte er zu Hans Fritzsche, «wir müssen uns opfern.»³⁴

Aus diesem Grund wog der Vorwurf des Hochverrats, des Eidbruchs oder der Meuterei, wie sehr er allen auch zu schaffen machte, vergleichsweise leicht, und kein Zweifel am Gelingen vermochte die Frondeure noch zurückzuhalten. Wenige Tage vor der Tat hat Tresckow diesen Gedanken ein letztes Mal bekräftigt, als er einem Freund gegenüber bemerkte, «dass mit der grössten Wahrscheinlichkeit alles schiefgehen» werde, und auf die «voller Entsetzen» gestellte Frage, ob das Unternehmen trotzdem notwendig sei, nur erwidert: «Ja, trotzdem!»³⁵ Der Sinn des 20. Juli lag einzig in der Tat selber, sie trug ihre Rechtfertigung in sich. Das ist der Schlüssel, ohne den alles unverständlich bliebe. Ein Fehlschlag tat der Idee, die dahinterstand, keinen Abbruch, und mitunter scheint es sogar, als hätten die Verschwörer im Gegenteil geglaubt, dass ein Scheitern ihre Tat nur in noch reinerem Licht hervortreten lasse. Eben dies war der Lohn der Vergeblichkeit. Wie sehr solche tatsächlich romantischen Motive das Verhalten des engeren Täterkreises mitbestimmten, lehrt neben allem anderen die Gefasstheit, mit der sie sich den Verfolgern stellten. Auf die Frage, was ihn zu seinem Entschluss bewogen habe, antwortete Stieff: «Wir reinigen uns selbst.»³⁶

Bezeichnenderweise hatten sie ihren grossen Augenblick vor Gericht, als die Gewichte des Wirklichen sie nicht mehr beschwerten und der reine Gedanke zu Wort kam, die Grundsätze und die Bekenntnisse. Sie nutzten die geringe Chance, die der entwürdigend gedachte Verfahrensgang und ein tobender Freisler ihnen liessen. Als Unterlegene kehrten sie die Situation um und entwandten dem Regime die Möglichkeit, die Prozesse zu einem massenwirksamen Spektakel seiner Zwecke zu machen. Die rasch kleinlaut werdende und bald eingestellte Berichterstattung war der wohl schwerste propagandatechnische Rückschlag, den es bis dahin erlitten hatte.

Man hat den Widerstand einen «einzigartigen Vorgang» genannt, weil er sich in einer noch ganz und gar von nationalen Vorstellungen beherrschten Zeit gegen die Politik der eigenen Regierung wandte, als diese noch Erfolg auf Erfolg häufte. Was er dagegensetzen hatte, war lediglich die Überzeugung, dass kein politischer Gewinn das Verbrechen aufwiege, das

ihn ermöglichte.³⁷ Zu seinen ebenfalls denkwürdigen Zügen zählt vielleicht überhaupt jene unter inzwischen kaum noch begreifbaren Nöten vollzogene «Desertion nach vorwärts», von der Hans Rothfels gesprochen hat: der gegen alle machtvollen Traditionen, zeitbedingten Fixierungen und Hemmnisse zustande gebrachte Abschied nicht nur der konservativen Gruppen von den nationalstaatlichen und anderen beengenden Denkmustern, auch wenn vieles davon kaum über Ansätze hinausgelangte. Die Geschichtsschreibung über den Widerstand hat in der frühen, verklärenden Phase die Mehrzahl der auftretenden Akteure aus der anfangs häufig bestehenden Nähe zu Hitler oder doch zu manchen seiner Zielsetzungen sowie überhaupt aus dem Geist der Epoche gelöst und in die Regionen zeitlosen Heldentums entrückt. Unvermeidlicherweise ging damit nicht nur das Drama verloren, das zahlreiche dieser Biographien erfüllt. Vielmehr sind dadurch zugleich der Abstand und die Fremdheit noch vergrößert worden, die diejenigen, die dazugehörten, ohnehin umgaben.

So hat sich das «Elend der Vergeblichkeit», das dem Widerstand, zumindest von aussen gesehen, zeit seines Bestehens anhing, über das Ende hinaus verlängert. Historisch blieb er folgenlos und gehört in allem Für und Wider weit eher in die Epoche des Dritten Reiches als zur Vorgeschichte des Folgenden, obwohl immer wieder darauf hinzuweisen ist, dass jene Jahre ohne ihn nicht angemessen zu erfassen sind. An seiner Folgenlosigkeit ändern auch die europäischen Zukunftsideen nichts, wie sie vor allem im Kreisauer Kreis vorausgedacht wurden, weil niemand daran angeknüpft, niemand sich darauf berufen und, über die marginalen Gruppen der Fachleute hinaus, kaum einer überhaupt davon gewusst hat. Wenn es so etwas wie ein Vermächtnis des Widerstands gab, war es der antitotalitäre Konsens, der die politischen Lager der Bundesrepublik über alle Grundsatzkontroversen der Anfangsjahre hinweg verband. Er ging nicht allein auf den Widerstand im engeren Sinne zurück, vielmehr auf die Erfahrung der Geschichte, hat aber von ihm seine anschaulichste Bekräftigung erhalten. Als Wilhelm Leuschner am 29. September 1944 starb, rief er unmittelbar vor der Hinrichtung «Einigkeit!»³⁸ Der alte gewerkschaftliche Kampfruf beschwor jetzt zugleich eine Gemeinsamkeit, die in Weimar verlorengegangen und selbst zwischen den Gruppen des Widerstands nur unter Schwierigkeiten gefunden worden war. Sie hat bis zu Beginn der siebziger

Jahre als verbindendes Element gewirkt, ehe sie von einer jüngeren Generation, die auf der Zurückweisung der Geschichte und ihrem Recht auf Unwissenheit bestand, in Frage gestellt wurde.

Zu den dauernden Lehren, die mit der Vergeblichkeit des Widerstands zu tun haben, zählt überdies, dass ein totalitäres Regime von innen her nicht zu stürzen ist. Selbst die Ereignisse der Jahre 1989/90 ändern daran nichts. Insofern war der erfolversprechendste Akt eines Widerstands *avant la lettre* die Intervention, die der Chef der Heeresleitung, General v. Hammerstein, am Vormittag des 26. Januar 1933 bei Hindenburg unternahm, als er dem Reichspräsidenten eindringlich seine Bedenken gegen die Berufung Hitlers zum Kanzler vortrug. Alle späteren Vorhaben, Unternehmungen und Opfer waren moralische Gewinne. Politisch blieben sie zum Scheitern verurteilt. Doch stehen sie deshalb nicht ausserhalb der Politik.

Die Literatur über den Widerstand hat gelegentlich die Frage erörtert, was ein erfolgreicher Verlauf des 20. Juli, sei es des Attentats, sei es des nachfolgenden Staatsstreichs, am Gang der Dinge geändert hätte. Die übereinstimmend gefundene ernüchternde Antwort lautet: so viel wie nichts. Denn es hätte keinen Wechsel der Kriegsziele auf alliierter Seite gegeben, keinen Verzicht auf die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation und sicherlich nicht auf den späteren, in Jalta gefassten Beschluss zur Besetzung und Aufteilung des Landes. Vermutlich auch, im Gegensatz zu vielen nie zum Schweigen gebrachten Befürchtungen, keine Dolchstosslegende. Goerdelers Zuversicht, dass ein Aufschrei der Empörung durch die Öffentlichkeit gehen werde, sobald ihm und seinen Freunden «nur vierundzwanzig Stunden lang» die Mikrophone zur Verfügung stünden und die Wahrheit über die Verbrechen des Regimes ungehindert verbreitet werden dürfe, stand zwar auf keinem gesicherten Grund und noch weniger seine Hoffnung, auf diese Weise Hitler gewaltlos beseitigen zu können. Aber sie enthielt einen zutreffenden Kern. Das Dritte Reich hat wohl eine umfangreiche Literatur der persönlichen Apologien hervorgebracht, doch nicht einen einzigen nennenswerten Versuch, es historisch-moralisch freizusprechen. Der Schock über jene gewaltige Verbrechensspur, auf den Goerdeler gesetzt hatte, stand immer dagegen. Wie überhaupt zu sagen ist, dass die totalitären Systeme jenseits der sektiererischen Zirkel, die mit dem Dahingegangenen zugleich die entschwundenen eigenen Lebenschancen betrauern, unfähig sind, ihre Legende zu erfinden. Sie überleben ihr Ende nicht.

An der Vergeblichkeit seiner Anstrengungen und seinen unerfüllten Hoffnungen ist der Widerstand aber nicht zu messen. Alles, was ihn ausmacht, liegt ausserhalb der prosaischen Erfolgsrechnungen. Er hat den Lauf der Dinge nicht beeinflusst und doch das Urteil über jene Jahre von Grund auf verändert. Denn die Akte der Selbstachtung und der moralischen Unbeirrbarkeit sind auch in der Geschichte, nicht weniger als jene Grossdaten, die das Kalenderbewusstsein beherrschen, und sogar darüber hinaus. Äusserungen von Beck, Schulenburg, Goerdeler und anderen verweisen auf den Unterschied, den es für den Ruf des Landes und seine Rückkehr in die Welt mache, ob das Regime von aussen zerschlagen oder von innen abzuschütteln unternommen werde.³⁹ Moralisch wiegt der Versuch so viel wie der Erfolg.

Diese Grösse des Widerstands ist nicht ernsthaft in Frage zu stellen, wenn auch dem Blick der Öffentlichkeit noch immer auf merkwürdige Weise verdeckt. Zu allem übrigen gehen die Meinungsverschiedenheiten weiter: zu seinen Verstrickungen, seinem Gesellschaftsbild, seinen Illusionen, seiner Tatschwäche und dem doch noch gefundenen Entschluss zum Handeln. Die Fragen, die seinen Weg im Leben wie im Sterben begleitet haben, kamen früh zum Vorschein. Am Tag nach dem Attentat kehrte Emmi Bonhoeffer, die Frau Klaus Bonhoeffers, nach Berlin zurück und traf ihren Mann und ihren Bruder, Justus Delbrück, bei Aufräumarbeiten in der Ruine eines Nachbarhauses. Als sie sich zu einer Pause in den Trümmern zusammensetzten, fragte sie, ob denn nun irgendein Sinn in dem Scheitern zu entdecken sei. Eine Zeitlang wusste keiner etwas zu erwidern. Dann gab ihr Bruder eine Antwort, die noch einmal das Pathos der Vergeblichkeit hörbar machte, auch wenn sie, wie so viele Antworten zu diesem Thema, nur eine neue Frage enthielt: «Ich glaube, es war gut, dass es gemacht wurde, und vielleicht auch gut, dass es misslang.»⁴⁰

Abkürzungsverzeichnis

Abwehr	Amt Ausland/Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht. Leiter: Admiral Wilhelm Canaris
AHA	Allgemeines Heeresamt des Oberkommandos des Heeres. Amtschef: General der Infanterie Friedrich Olbricht
Gestapo i.G.	Geheime Staatspolizei, seit 1934 Heinrich Himmler unterstellt im Generalstab (hinter Rangbezeichnungen)
IMT	International Military Tribunal (Internationales Militärtribunal), hier als Abkürzung für die Dokumentation über die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse verwandt
IfZ	Institut für Zeitgeschichte, München
OKH	Oberkommando des Heeres
OKW	Oberkommando der Wehrmacht
OSS	Office of Strategic Services
RSHA	Reichssicherheitshauptamt. Im September 1939 errichtete Behörde, die verschiedene Dienststellen des Staates (Geheime Staatspolizei, Sicherheitspolizei etc.) und der NSDAP, besonders der SS (vor allem den Sicherheitsdienst) zusammenfaßte. Bis 1942 von Reinhard Heydrich, danach von Ernst Kaltenbrunner geleitet. Einem Referat des RSHA unterstanden die Vernichtungs- und Ausrottungsmaßnah- men des Regimes
SD	Reichssicherheitsdienst
Tscheka	Abkürzung für »Außerordentliche Kommission zum Kampf gegen Konterrevolution und Sabotage«. Politische Polizei der Sowjetunion nach der Revolution von 1917, fünf Jahre später in GPU umgewandelt
VJHfZ	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

Anmerkungen

Vorwort

- 1 S. u. Kapitel »Vorstöße und Entwürfe«, S. 141 ff.
- 2 Alexander Stahlberg, »Die verdammte Pflicht. Erinnerungen 1932-1945«, Berlin/Frankfurt a.M., 1994, S. 456 ff.
- 3 Vgl. Karl Dietrich Bracher, »Das deutsche Dilemma. Leidenswege der politischen Emanzipation«, München 1971, S. 158.
- 4 Peter Hoffmann hat in seinem Werk »Widerstand. Staatsstreich. Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler«, 3. Ausgabe, München 1979 (im weiteren zit. als »Widerstand«), S. 34 ff. und S. 226 ff., eine größere Anzahl dieser Vereinigungen wenigstens überblicksweise aufgeführt. Einige von ihnen sind jedoch nach wie vor in Motiven, praktischem Tun und Zielsetzung nahezu unbekannt.

1. Kapitel

- 1 Vgl. Walter Frank, »Zur Geschichte des Nationalsozialismus«, in: »Wille und Macht«, 1934/17, S. 1 ff.
- 2 Harry Graf Kessler, »Tagebücher 1918-1937«, Frankfurt a.M. 1962, S. 702. Zum Prozeß der Machtergreifung, zu dem hier nicht mehr als einige Stichworte gegeben werden können, soll aus der Fülle der Publikationen nur genannt werden: Karl Dietrich Bracher, »Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus«, Köln/Berlin 1969, S. 209 ff.
- 3 Wilhelm Hoegner, »Flucht vor Hitler«, München 1977, S. 56.
- 4 Einführungsrede von Goebbels zur Hitlerrede im Berliner Sportpalast vom 10. Februar 1933, abgedr. in: Josef und Ruth Becker, »Hitlers Machtergreifung«, München 1983, S. 59 f.
- 5 Vgl. dazu und zu dem gesamten Zusammenhang Heinz Höhne, »Die Machtergreifung. Deutschlands Weg in die Hitlerdiktatur«, Reinbek 1983, S. 279 ff.
- 6 Fritz Stern, »Der Nationalsozialismus als Versuchung«, in: »Der Traum vom Frieden und die Versuchung der Macht. Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert«, Berlin 1988.
- 7 Zit. bei Dorothea Beck, »Julius Leber. Sozialdemokrat zwischen Reform und Widerstand«, Berlin 1983, S. 257.

- 8 Brief vom 30. Januar 1933 an die Eltern: »It makes one feel so uprooted as if not belonging to the country.« Zit. nach Ger van Roon, »Widerstand und Krieg«, in : Jürgen Schmäddecke/Peter Steinbach (Hrsg.), »Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler«, München 1986, S. 55 (im weiteren zit. als »Schmäddecke/Steinbach«). Ferner Wilhelm Hoegner, a.a.o., S. 111 ff., insbes. S. 122 f.
- 9 Martin H. Sommerfeldt, »Ich war dabei. Die Verschwörung der Dämonen«, Darmstadt 1949, S. 42.
- 10 Zu diesen und weiteren Angaben s. P. Hoffmann, »Widerstand«, S. 31f.
- 11 Zit. bei André François-Poncet, »Botschafter in Berlin 1931-1938«, Berlin/Mainz 1962, S. 136.
- 12 Heinrich Brüning, »Memoiren 1918-1934«, Stuttgart 1970, S. 657.
- 13 So Julius Leber, zit. nach Hagen Schulze, »Weimar. Deutschland 1917-1933«, Berlin 1982, S. 313.
- 14 Zit. bei Fabian v. Schlabrendorff, »Offiziere gegen Hitler«, Frankfurt a.M./Hamburg 1959, S.12; zu Julius Lebers Bemerkung s. die Dokumentation »Ein Mann geht seinen Weg. Schriften, Reden und Briefe von Julius Leber«, Berlin 1952, S. 123 f.
- 15 Vgl. »Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg, 14. November 1945 - 1. Oktober 1946«, Nürnberg 1949, Bd. XLI, S. 267 (im weiteren zit. als IMT).
- 16 So zu Ewald v. Kleist-Schmenzin, zit. in »Politische Studien« 10 (1959), S. 92; zur zuvor zitierten Bemerkung v. Papens s. Lutz Graf Schwerin v. Krosigk, »Es geschah in Deutschland. Menschenbilder unseres Jahrhunderts«, Tübingen/Stuttgart 1951, S. 147.
- 17 Vgl. hierzu und zum folgenden Erich Mathias/Rudolf Morsey (Hrsg.), »Das Ende der Parteien 1933«, Düsseldorf 1960, S. 152 ff.
- 18 A.a.o., S. 175 ff.
- 19 A.a.o., S. 692, 698.
- 20 So der Titel der Darstellung von Günther Weisenborn, Hamburg 1953.
- 21 Karl Otmar v. Aretin in: Ulrich Cartarius, »Opposition gegen Hitler«, Berlin 1984, S. 14.
- 22 Vgl. Konrad Heiden, »Geburt des Dritten Reiches. Die Geschichte des Nationalsozialismus bis Herbst 1933«, 2. Aufl., Zürich 1934, S. 260.
- 23 Zit. nach Wilfried Berghahn, »Robert Musil in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten«, Hamburg 1963, S. 123.
- 24 So der Stichwortzettel von Albert Grzesinski, preußischer Staatsminister und bis 1933 Polizeipräsident von Berlin, für seine Wahlkampfreden, vgl. E. Mathias/R. Morsey, a.a.o., S. 160.
- 25 Zit. nach Hans Rothfels, »Deutsche Opposition gegen Hitler. Eine Würdigung«. Neue erweiterte Ausgabe, Tübingen 1969, S. 59.
- 26 So Hans Mommsen, »Der Widerstand gegen Hitler und die deutsche Gesellschaft«, in: Schmäddecke/Steinbach, a.a.o., S.8.
- 27 Zit. bei Michael Krüger-Charlé, »Carl Goerdelers Versuche der Durchsetzung einer alternativen Politik 1933 bis 1937«, in: Schmäddecke/Steinbach, a.a.o., S. 385.

- 28 Vgl. Helmut Krausnick, »Vorgeschichte und Beginn des militärischen Widerstandes gegen Hitler« in: »Vollmacht des Gewissens«, hrsg. von Europäische Publikation e.V., Bd. I. Berlin/Frankfurt a. M. 1960, S. 208 (im weiteren zit. als »Vorgeschichte«).

2. Kapitel

- 1 Vgl. dazu Christian Müller, »Oberst i.G. Stauffenberg. Eine Biographie«, Düsseldorf 1970, S. 93 ff. Zu v. Tresckow und Mertz v. Quirnheim s. Bodo Scheurig, »Henning v. Tresckow. Eine Biographie«, Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1980, S. 44.
- 2 Rudolph-Christoph Frhr. v. Gersdorff, »Soldat im Untergang. Lebensbilder«, Frankfurt a.M./ Berlin/Wien 1979, S. 51.
- 3 Bericht von Horst v. Mellenthin, dem damaligen 2. Adjutanten v. Hammersteins, in: »Zeugenschrifttum des IfZ München«, Nr. 105, S. 1 ff.
- 4 Aufzeichnungen Generalleutnants Curt Liebmann, vgl. Thilo Vogel-sang, »Neue Dokumente zur Geschichte der Reichswehr 1930-1933«, in: VJHfZ 1954/2, S. 434 f.
- 5 So gegenüber v. Blomberg, vgl. Hermann Foertsch, »Schuld und Verhängnis. Die Fritsch-Krise im Frühjahr 1938 als Wendepunkt der nationalsozialistischen Zeit«, Stuttgart 1951, S. 33.
- 6 Rudolf Diels, »Lucifer ante portas... Es spricht der erste Chef der Gestapo«, Stuttgart 1950, S. 278.
- 7 Zit. nach Klaus-Jürgen Müller, »Das Heer und Hitler. Armee und nationalsozialistisches Regime 1933-1940«, Stuttgart 1969, S. 53 (im weiteren zit. als »Heer«).
- 8 Heinz Höhne, »Mordsache Röhm. Hitlers Durchbruch zur Alleinherrschaft«, Reinbek 1984, S. 168.
- 9 Helmut Krausnick, in: Zimmermann, Erich / Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.), »20. Juli 1944«, Sondernummer »Das Parlament«, 3. Aufl., Bonn 1960, S. 319.
- 10 Gerhard Roßbach, »Mein Weg durch die Zeit«, Weilburg 1959, S. 150.
- 11 So hat Generalmajor v. Weichs die den Befehlshabern mitgeteilten Äußerungen Röhm's überliefert. Es ist aber verschiedentlich die Vermutung geäußert worden, Reichenau könnte in einem Akt »wirkungsvoller Regie« das schon vom Vortag her bekannte Schreiben Röhm's in den entscheidenden Sätzen interpretatorisch zitiert haben, vgl. K.-J. Müller, »Heer«, a.a.o., S. 97 (Anm. 53).
- 12 A.a.o., S. 59.
- 13 Mitteilung von Ludwig v. Hammerstein vom 20.12.1983 an den Verfasser.
- 14 Der sog. Arierparagraph des »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« v. 7.4.1933 bestimmte, daß u.a. Beamte nichtarischer Abstammung in den Ruhestand zu versetzen seien. Ausnahmen galten für Vorkriegsbeamte oder solche Beamte, die im Ersten Weltkrieg an der Front gekämpft hatten, sowie für diejenigen Beamten, deren Väter oder Söhne im Krieg gefallen waren. In der Armee fielen siebenzig Offiziere und Soldaten unter diese Bestimmung.

- 15 H. Krausnick, »Vorgeschichte«, a.a.o., S. 319.
- 16 Franz v. Papen, »Der Wahrheit eine Gasse«, München 1952, S. 344.
- 17 Der Ablauf des Mordgeschehens vom 30. Juni und 1. Juli kann im einzelnen hier nicht beschrieben werden, vgl. dazu aber die Darstellungen bei K.-J. Müller, »Heer«, a.a.o., S. 88 ff., H. Höhne, »Röhm«, a.a.o., S. 247 ff., die erwähnte Arbeit von H. Krausnick und zahlreiche weitere, leicht auffindbare Schilderungen.
- 18 Walter Görlich, »Kleine Geschichte des deutschen Generalstabs«, 2. Aufl., Berlin 1977, S. 298.
- 19 Vgl. die Dokumentation von Theodor Eschenburg, »Zur Ermordung des Generals Schleicher«, in VJHfZ 1953/1, S. 71 ff.
- 20 H. Krausnick, »Vorgeschichte«, a.a.o., S. 234.
- 21 A.a.o., S. 243; ferner S. 336 f. (zu Halder).
- 22 Aussage Hans Bernd Gisevius', zit. nach K.-J. Müller, »Heer«, a.a.o., S. 136 ff. mit weiteren Äußerungen und Quellenhinweisen. Zur folgenden Bemerkung s. Gersdorff, a.a.o., S. 56 ff.
- 23 A. François-Poncet, a.a.o., S. 264.
- 24 Friedrich Hoßbach, »Zwischen Wehrmacht und Hitler 1934-1938«, Wolfenbüttel/Hannover 1949, S. 219. Zur vorhergehenden These, wonach die militärische Führung durch die ungeduldige Aufrüstungspolitik selbst den Zeitdruck geschaffen hatte, mit dem Hitler jetzt argumentierte, vgl. Klaus-Jürgen Müller, »Deutsche Militär-Elite in der Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs«, in: Martin Broszat/Klaus Schwabe (Hrsg.), »Die deutschen Eliten und der Weg in den Zweiten Weltkrieg«, München 1989, S. 263 ff.
- 25 F. v. Schlabrendorff, a.a.o., S. 49.
- 26 Zit. bei Gert Buchheit, »Ludwig Beck, ein preußischer General«, München 1964, S. 106. Zur Blomberg-Affäre im ganzen, auch mit allem Für und Wider zu der Frage, ob es sich dabei um eine zumindest teilweise inszenierte Intrige gehandelt habe, vgl. Harold C. Deutsch, »Das Komplott oder die Entmachtung der Generäle. Blomberg- und Fritsch-Krise. Hitlers Weg zum Krieg«, München 1974.
- 27 Vgl. Walter Görlich/Herbert A. Quint, »Adolf Hitler. Eine Biographie«, Stuttgart 1952, S. 489.
- 28 Zit. nach Romedio Galeazzo Graf v. Thun-Hohenstein, »Der Verschwörer. General Oster und die Militäropposition«, Berlin 1982, S. 70.
- 29 A.a.o., S. 71.
- 30 Vgl. K.-J. Müller, »Heer«, a.a.o., S. 269 f.
- 31 K. D. Bracher, »Diktatur«, a.a.o., S. 428.
- 32 Zit. bei M. Krüger-Charlé, a.a.o., S. 387.
- 33 Vgl. B. Scheurig, a.a.o., S. 59.
- 34 Zit. bei R. v. Thun-Hohenstein, a.a.o., S. 90. Der Hinweis auf die »Bonzokratie« zielte gegen die Partei, der auf die »Tschekamethoden« gegen die SS.

3. Kapitel

- 1 Vgl. Klemens v. Klemperer, »Die verlassenen Verschwörer. Der deutsche Widerstand auf der Suche nach Verbündeten 1938-1945«, Berlin 1994, dessen Werk eine ausführliche und überaus informative Beschreibung aller Versuche enthält, Frankreich und vor allem England zu einer demonstrativ unnachgiebigen Haltung gegenüber Hitler zu bewegen, die dem Widerstand das geeignete Mittel zur Bewahrung des Friedens schien. Einen Überblick gibt auch P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.O., S. 79 ff.
- 2 Zit. nach R. v. Thun-Hohenstein, a.a.O., S. 93; Nach H. Rothfels, a.a.O., S. 73, haben aber weder F. v. Schlabrendorff noch Kleists Sohn die Äußerung Becks im Wortlaut bestätigt, so daß ein Fragezeichen bleibt.
- 3 Erich Kordt, »Nicht aus den Akten ... Die Wilhelmstraße in Frieden und Krieg. Erlebnisse, Begegnungen und Eindrücke 1928-1945«, München 1949, S. 248.
- 4 s. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.O., S. 92.
- 5 Carl J. Burckhardt, »Meine Danziger Mission 1937-1939«, Zürich/München 1960, S. 182.
- 6 Vgl. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.O., S. 81.
- 7 Sebastian Haffner, »Winston Churchill in Selbstzeugnissen und Bild-dokumenten«, Reinbek 1979, S. 102. Die Bewertung der Appeasement-Politik stützt sich auf die geistvolle Deutung des Autors.
- 8 So Otto Hintze zu Friedrich Meinecke, s. »Die deutsche Katastrophe«, Wiesbaden 1955, S. 89.
- 9 Hevda Ben-Israel, »Im Widerstreit der Ziele: Die britische Reaktion auf den deutschen Widerstand«, in: Schmäddecke/Steinbach, a.a.O., S. 739. Hugh Dalton war Labour-Abgeordneter und später, in der Regierung Attlee, eine Zeitlang Schatzkanzler. Zur Bemerkung von Sir Robert Vansittart s. Lothar Kettenacker, »Der nationalkonservative Widerstand aus angelsächsischer Sicht«, in: Schmäddecke/Steinbach, a.a.O., S. 715.
- 10 Vgl. Hans Frank, »Im Angesicht des Galgens«, Neuhaus 1955, S. 209.
- 11 Ulrich Schlie, »Das Ausland und die deutsche Opposition gegen Hitler. Widerstandsforschung und politische Gegenwart seit 1945«, in: »Militär-geschichtliche Mitteilungen« 52 (1993), Heft 1, S. 166.
- 12 Vgl. Rainer Hildebrand, »Wir sind die Letzten«, Neuwied/Bern 1949, S. 92.
- 13 Die Denkschrift Becks sowie dessen damit zusammenhängende »Notiz« sind abgedr. in: »Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart. Eine Urkunden- und Dokumentensammlung zur Zeitgeschichte«, hrsg. von Herbert Michaelis und Ernst Schraepler, 27 Bde., Berlin div. Jahre, S. 206 ff.
- 14 K.-J. Müller, »Heer«, a.a.O., S. 336.
- 15 A.a.O., S. 343.
- 16 Harold C. Deutsch, »Verschwörung gegen den Krieg. Der Widerstand in den Jahren 1939-1940«, München 1969, S. 95. Zur erwähnten brieflichen Äußerung v. Mansteins s. K.-J. Müller, »Heer«, a.a.O., S. 333.

- 17 Aussage Christine v. Dohnanyis, der Witwe Hans v. Dohnanyis, vgl. Kurt Sendtner, «Die deutsche Militäropposition im ersten Kriegsjahr», in: «Vollmacht des Gewissens», a.a.O., Bd. I, S. 441.
- 18 Ulrich v. Hassell, «Die Hassell-Tagebücher 1938-1944. Aufzeichnungen vom Andern Deutschland», nach der Handschrift revidierte und erweiterte Ausgabe, hrsg. von Friedrich Frhr. Hiller von Gaertingen, Berlin 1988, S. 289 (Eintrg. v. 21.12.41) und noch an anderen Stellen, vgl. S. 345 und 382.
- 19 Hans Bernd Gisevius, «Bis zum bittern Ende», Zürich 1954, S. 318. Dort auch weitere, im Folgenden herangezogene Auskünfte.
- 20 P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.O., S. 96.
- 21 H.B. Gisevius, a.a.O., S. 324.
- 22 Zit. nach Gerhard Ritter, «Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung», Stuttgart 1984, S. 190. Zu Halders Persönlichkeit vgl. das informative Porträt von H. Krausnick, «Vorgeschichte», a.a.O., S. 336 ff.
- 23 K.-J. Müller, «Heer», a.a.O., S. 349.
- 24 So der Mitverschwörer Friedrich Wilhelm Heinz, vgl. P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.O., S. 125. Was die sogenannte Septemberverschwörung, insonderheit den Stosstrupp Heinz angeht, besteht noch eine Anzahl von Forschungslücken, die der Aufklärung bedürfen.
- 25 Dazu H.B. Gisevius, a.a.O., S. 332.
- 26 Vgl. H. Krausnick, «Vorgeschichte», a.a.O., S. 345.
- 27 H.B. Gisevius, a.a.O., S. 340.
- 28 F. Hossbach, a.a.O., S. 136.
- 29 H.B. Gisevius, a.a.O., S.350.
- 30 Vgl. Ivone Kirkpatrick, «Im innern Kreis. Erinnerungen eines Diplomaten», Berlin 1964, S. 462. Dazu auch Paul Schmidt, «Statist auf diplomatischer Bühne 1923-1945», Bonn 1950, S. 409.
- 31 E. Kordt, a.a.O., S. 262.
- 32 William L. Shirer, «Aufstieg und Fall des Dritten Reiches», Köln/Berlin 1961, S. 376.
- 33 Helmuth Groscurth, «Tagebücher eines Abwehroffiziers 1938-1940», Stuttgart 1970, S. 35. Bei dem Treffen der Brüder muss es sich, entgegen verbreiteter Annahme, wohl nicht um einen Abend Mitte September gehandelt haben, sondern um den Vorabend des 28. September. Mitte des Monats nämlich war das Stosstruppunternehmen, sofern die darüber vorliegenden Zeitangaben zutreffend sind, in den Einzelheiten noch gar nicht verabredet. Andererseits ist bei dem hier angenommenen Zeitpunkt schwer verständlich, warum G. davon spricht, dass Hitler «in dieser Nacht» verhaftet werde, da die gesetzte Frist erst am folgenden Tag um 14 Uhr ablief. Es wird sich, hier oder da, um einen Erinnerungsfehler handeln, aber plausibler erscheint die Datierung auf den Abend des 27. September.
- 34 H.B. Gisevius, a.a.O., S. 360. Zum Vorhergehenden vgl. ebd. sowie Kordt, a.a.O., S. 270 f. Brauchitsch selber hat nach dem Krieg versichert, er habe nie die Absicht gehabt, einen Befehl zum Umsturz zu geben, und sogar bestritten, dass Halder, Witzleben oder sonstwer mit dem Plan zum

- Sturz Hitlers an ihn herangetreten sei. Vgl. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.O., S. 128 und dazugehörige Anmerkung.
- 35 H.B. Gisevius, a.a.O., S. 361.
- 36 Zit. nach F. v. Schlabrendorff, a.a.O., S. 169.
- 37 »Le Testament politique de Hitler«, hrsg. von Hugh R. Trevor-Roper, Paris 1959, S. 118 f. Zu Schachts Äußerung s. IMT, Bd. XIII, S. 4.
- 38 H.B. Gisevius, a.a.O., S. 362.
- 39 Hassell-Tagebücher, a.a.O., S. 71 (Eintrg. v. 18.12.38). Zur Bemerkung Halders vgl. H. Krausnick, »Vorgeschichte«, a.a.O., S. 370.
- 40 Zit. nach F. v. Schlabrendorff, a.a.O., S. 168 f.
- 41 H.B. Gisevius, a.a.O., S. 362 f.; ferner H. Rothfels, a.a.O., S. 91.
- 42 Vgl. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.O., S. 317 f. sowie zu B. Römer, S. 50.
- 43 Hildegard v. Kotze (Hrsg.), »Heeresadjutant bei Hitler 1938-1943. Aufzeichnungen des Majors Engel«, Stuttgart 1974, S. 39.

4. Kapitel

- 1 Rede vom 10. Februar 1939 in der Krolloper vor den Gruppenbefehlshabern. Vgl. dazu und zu dem zuvor erwähnten Erlaß K.-J. Müller, »Heer«, a.a.O., S. 379 ff.
- 2 A.a.O., S. 271. Zu dem im folgenden angeführten Jodl-Zitat s. ebd., S. 382. Die Spaltung des Offizierskorps hat F.-D. v. d. Schulenburg in den Verhören durch die Gestapo nach dem 20. Juli 1944 auf die Fritsch-Krise zurückgeführt, vgl. »Spiegelbild einer Verschwörung. Die Kaltenbrunner-Berichte über das Attentat vom 20. Juli 1944«, Stuttgart 1961 (im weiteren zit. als »Spiegelbild«), S. 273 f.
- 3 Zu v. Manstein und Guderian s. F. v. Schlabrendorff, a.a.O., S. 99 f., zu Keitel s. H.B. Gisevius, a.a.O., S. 39 f. Auch die weiter vorn erwähnte Anschwärzung Becks durch v. Reichenau gehört in diesen Zusammenhang. Desgleichen hat General Fritz Fromm, der am 20. Juli 1944 eine ruhmlose Rolle spielte, Halders Staatsstreicherwägungen vom Herbst 1939 in sein Diensttagebuch eintragen lassen, vgl. H.C. Deutsch, »Verschwörung«, a.a.O., S. 226 ff.
- 4 H. Krausnick, »Vorgeschichte«, a.a.O., S. 373.
- 5 Ebd., S. 373, sowie Erich Raeder, »Mein Leben«, 2 Bände, Tübingen 1956 und 1957, Bd. II, S. 133 ff.
- 6 Vgl. Chr. Müller, a.a.O., S. 148; ferner auch K.-J. Müller, »Heer«, a.a.O., S. 387.
- 7 Galeazzo Ciano, »Tagebücher 1939-1943«, Bern 1946, S. 225. Zu dem zuvor erwähnten Stimmungsdurcheinander vgl. die Äußerungen des damaligen Obersten und späteren Generals Eduard Wagner bei K.-J. Müller, »Heer«, a.a.O., S. 389.
- 8 So zu dem ehem. österreichischen Minister Glaise v. Horstenau, zit. nach Hassell-Tagebücher, a.a.O., S. 59 (Eintrg. v. 15.10.38).
- 9 Von der Ansprache sind insgesamt sechs Versionen mit unterschiedlichen Akzentuierungen, insgesamt aber identischer Aussage überliefert.

- Die hier zitierte Fassung findet sich in IMT XXVI, PS-798 (erster Teil) und PS-1014 (zweiter, hier nicht zitierter Teil). Zur Atmosphäre des Treffens vgl. die Äußerung Halders bei H. Krausnick, »Vorgeschichte«, a.a.o., S. 381.
- 10 F. Halder, »Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabs des Heeres 1939-1942«, Stuttgart 1962 ff., Bd. I, S. 34. Zu Halders Äußerung gegenüber Henderson vgl. H. Krausnick, »Vorgeschichte«, a.a.o., S. 377.
 - 11 H.B. Gisevius, a.a.o., S. 401 ff. Zu Osters Hinweis an die Mitglieder des Stoßtrupps Heinz vgl. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 142.
 - 12 Zit. nach K.-J. Müller, »Heer«, a.a.o., S. 419; dort auch S. 420, die zuvor erwähnte Notiz von Nikolaus v. Vormann, dem Verbindungsoffizier des OKH bei Hitler. Müller ist auch der Hinweis darauf zu danken, daß dies eben jene Situation war, auf deren Eintreten die Verschwörer gewartet hatten.
 - 13 H.B. Gisevius, a.a.o., S. 408. So auch zu General Lahousen, vgl. H. Krausnick, »Vorgeschichte«, a.a.o., S. 384.
 - 14 K.-J. Müller, »Heer«, a.a.o., S. 425.
 - 15 H. Groscurth, a.a.o., S. 201 (Eintrg. v. 8.9.39); ferner Martin Broszat, »Nationalsozialistische Polenpolitik 1939-1945«, Stuttgart 1961, S. 28.
 - 16 Aktenvermerk von Admiral Canaris vom 14.9.39, zit. nach K.-J. Müller, »Heer«, a.a.o., S. 428.
 - 17 Vgl. Hans-Adolf Jacobsen, »1939-1945. Der zweite Weltkrieg in Chronik und Dokumenten«, Darmstadt 1961, S. 607; ferner R. v. Thun-Hohenstein, a.a.o., S. 143.
 - 18 Vgl. dazu vor allem »Hitlers zweites Buch« mit der darin durchgängig vorgetragenen Kritik an der preußischen und bürgerlich-nationalen Polenpolitik der Kaiserzeit. Aber auch die sog. »Tischgespräche« enthalten umfangreiches Material zu diesem Thema. Zur folgenden Bemerkung von General Leeb s. Manfred Messerschmidt, »Militärische Motive zur Durchführung des Umsturzes«, in: Schmäddecke/Steinbach, a.a.o., S. 1023.
 - 19 Vgl. IMT XXVI, PS-864, S. 381 f.
 - 20 H. v. Kotze, »Aufzeichnungen des Majors Engel«, a.a.o., S. 68 (Eintrg. v. 18.11.39).
 - 21 So bspw. der damalige Oberst, spätere General Eduard Wagner, der bereits Pläne für einen militärischen Ausnahmezustand zu entwerfen begann, sowie der Oberquartiermeister IV, General v. Tippelskirch; vgl. H. Groscurth, a.a.o., S. 231 (Eintrg. v. 14.11.39). Zum Bericht Blaskowitz' an Brauchitsch vgl. H. Groscurth, a.a.o., S. 426.
 - 22 H.-J. Jacobsen, a.a.o., S. 606 f.; vgl. auch H. Groscurth, a.a.o., S. 426, Anm. 230.
 - 23 F. Halder, »Kriegstagebuch«, a.a.o., S. 160 ff. (Eintrg. v. 18.1.40).
 - 24 Vgl. Hassell-Tagebücher, a.a.o., S. 152 (Eintrg. v. 25.12.39). Zur Bemerkung Tresckows s. B. Scheurig, a.a.o., S. 76.
 - 25 So Jodl zu Halder über Hitlers Reaktion: »Mißtrauen. Erbittert darüber, daß Soldaten ihm nicht folgen.« Vgl. F. Halder, »Kriegstagebuch«, a.a.o., S. 97 f. (Eintrg. v. 4.10.39).

- 26 A.a.o., S. 105 (Eintrg. v. 14.10.39).
- 27 Zit. nach R. v. Thun-Hohenstein, a.a.o., S. 158.
- 28 Vgl. H. Groscurth, a.a.o., S. 218 (Eintrg. v. 16.10.39): »Admiral macht Besuch bei Halder. Kommt sehr erschüttert zurück. Völliger Nervenzusammenbruch. Auch Brauchitsch ratlos. Führer verlangt Angriff. Verschließt sich jeder sachlichen Einwendung. Nur noch Blutrausch.«
- 29 Hassell-Tagebücher, S. 133 (Eintrg. v. 19.10.39).
- 30 So eine Überlegung des ehemaligen deutschen Botschafters in Paris, v. Welczeck, vgl. Hassell-Tagebücher, S. 131 (Eintrg. v. 16.10.39).
- 31 Abgedruckt in H. Groscurth, a.a.o., S. 498 ff.
- 32 H. Groscurth, a.a.o., S. 223 (Eintrg. v. 1.11.39); die voraufgehende Darstellung der verschiedenen, weitgehend getrennt operierenden »Gravitationszentren«, die erst nach Halders Entschluß zum Handeln zusammenfanden, stützt sich auf die Darstellung von K.-J. Müller, »Heer«, a.a.o., S. 494 ff.
- 33 Vgl. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 320 f.
- 34 H.B. Gisevius, a.a.o., S. 418.
- 35 So hat Keitel berichtet, vgl. K.-J. Müller, a.a.o., »Heer«, S. 521. Zu der folgenden Beobachtung über den Zustand, in dem v. Brauchitsch den Raum verließ, vgl. die Niederschrift, die der damalige Heeresadjutant und spätere General Gerhard Engel für das Institut für Zeitgeschichte angefertigt hat, zit. bei H. Groscurth, a.a.o., S. 225 (Anm. 589).
- 36 So die nach dem Krieg von Halder an G. Ritter übermittelte Version, a.a.o., S. 504 f. Zum übrigen s. H. Groscurth, a.a.o., S. 225 (Eintrg. v. 5.11.39); dazu auch ebd., S. 246 (Eintrg. v. 14.2.40). Zur Bemerkung Brauchitschs vgl. H.B. Gisevius, a.a.o., S. 420.
- 37 Vgl. Harold C. Deutsch, »Verschwörung«, a.a.o., S. 259; zu V. Müller vgl. K.-J. Müller, »Heer«, a.a.o., S. 534. Anders die Darstellung bei H.B. Gisevius, a.a.o., S. 423 f.
- 38 Leeb hat dies nach dem Krieg in einer Stellungnahme für das Militärgeschichtliche Forschungsamt erklärt, zit. bei K.-J. Müller, »Heer«, a.a.o., S. 543. Zur den Äußerungen Halders s. H. Groscurth, a.a.o., S. 236 (Eintrg. v. 10.12.39) und S. 233 (Eintrg. v. 17.11.39).
- 39 Goerdeler hatte, immerhin zusammen mit Popitz und womöglich auch mit Oster, Beck und Schacht, den Plan entwickelt, einige Divisionen während ihrer Verlegung nach dem Westen (im Text offenbar irrtümlich: »nach dem Osten«) in Berlin ausladen zu lassen, dann v. Witzleben herbeizuholen, der mit deren Hilfe die SS entmachten sollte. Gleichzeitig würde Beck nach Zossen fahren, um »aus Brauchitschs schwacher Hand den Oberbefehl zu übernehmen«. Hitler, geht der Plan weiter, sollte »mit ärztlichem Gutachten für regierungsunfähig erklärt und verwahrt werden. Dann Aufruf an das Volk ...« Zit. nach Hassell-Tagebücher, S. 153 (Eintrg. v. 30.12.39).
- 40 H. Groscurth, a.a.o., S. 232 (Eintrg. v. 16.11.39) und ebd., S. 233 (Anm.).
- 41 E. Kordt, a.a.o., S. 377. Hitlers Rede vom 23. November 1939 ist in mehreren, weitgehend übereinstimmenden Mitschriften von Beteiligten überliefert, vgl. IMT XXVI, PS-789, S. 327 ff.; ferner H. Groscurth, a.a.o., S. 414 ff. (Dok. 40).

- 42 Zit nach Paul Seabury, «Die Wilhelmstrasse. Die Geschichte der deutschen Diplomatie 1930-1945», Frankfurt a. M. 1956, S. 149.
- 43 Die Assoziation ist Jerzy W. Borejsza zu danken, vgl. «Der 25. Juli 1943 in Italien und der 20. Juli 1944 in Deutschland. Zur Technik des Staatsstreichs im totalitären System», in: Schmäddecke/Steinbach, a.a.0., S. 1085.
- 44 Vgl. G. Buchheit, a.a.0., S. 228 f; ferner G. Ritter, a.a.0., S. 267.
- 45 So Hans Oster zu Korvettenkapitän Liedig, vgl. H.C. Deutsch, «Verschwörung», a.a.0., S. 104.

5. Kapitel

- 1 So S. Haffner in «The Day that Failed to End the War» in: «Contact», London 1947, S. 42 Nicht nur Haffners Neigung zu originellen Sichtweisen, sondern auch das frühe Datum der Veröffentlichung erklärt manche seiner Zuspitzungen, doch enthält seine Deutung einen zutreffenden, in die Kontroverse zur Soziologie des Widerstands eingegangenen Kern.
- 2 Hassell-Tagebücher, a.a.0., S. 289 (Eintrg. v. 21.12.41) ; die Formel «Revolution der Greise» fiel im Gespräch zwischen Stauffenberg und Leber, vgl. Eberhard Zeller, «Geist der Freiheit Der zwanzigste Juli», München 1963, S. 297.
- 3 Vgl. H.C. Deutsch, «Verschwörung», a.a.0., S. 104. Zum «Problem Oster», vgl. Kurt Sendtner, «Die deutsche Militäropposition im ersten Kriegsjahr», in: «Vollmacht des Gewissens», a.a.0., Bd. I, S. 507 ff.
- 4 G. Ritter, a.a.0., S. 271.
- 5 Offenbar spielten bei v. Reichenaus Bereitschaft zum Landesverrat auch die Greuelthaten in Polen eine Rolle, vgl. dazu und zu der von ihm gesuchten Begegnung mit Goerdeler H.C. Deutsch, «Verschwörung», a.a.0., S. 76 ff, der erstmals auf diese bemerkenswerte Episode hingewiesen hat.
- 6 A.a.0., S. 105.
- 7 Hassell-Tagebücher, a.a.0., S. 207 (Eintrg. v. 10.8.40).
- 8 Zit. nach Heinz Höhne, «Canaris. Patriot im Zwielicht», München 1976, S 403.
- 9 Vgl. K.-J. Müller, «Heer», a.a.0., S. 452 f.
- 10 G. Ritter, a.a.0., S. 274.
- 11 Zit. nach G. Ritter, a.a.0., S. 47 f: Die vorher angeführte, treffende Formel findet sich bei Margret Boveri, «Der Verrat im XX. Jahrhundert», Bd. II, «Für und gegen die Nation», Hamburg 1956, S. 26.
- 12 Vgl. dazu und zu den im Folgenden notgedrungen nur cursorisch behandelten Neuordnungs- und Verfassungsentwürfen des nationalkonservativen Widerstands vor allem: G. Ritter, a.a.0., passim, insbes. S. 272 ff; H. Rothfels, a.a.0., S. 104 ff; Hans Mommsen, «Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstands» in: Walter Schmitthenner/Hans Buchheim, «Der deutsche Widerstand gegen Hitler», Köln/Berlin 1966, S. 73 ff. Zu Hassells Beitrag s. Gregor Schöll

- gen »Ulrich v. Hassell 1881-1944. Ein Konservativer in der Opposition«, München 1990, S. 136 ff.
- 13 H. Mommsen, »Gesellschaftsbild«, a.a.o., S. 83.
- 14 Vgl. George K. Romoser, »The Politics of Uncertainty: The German Resistance Movement«, in: »Social Research«, 1964, Vol. 31, S. 73 ff.; Hannah Arendt, »Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen«, München 1964, S. 134 ff.; ferner dazu auch Ralf Dahrendorf, »Gesellschaft und Demokratie in Deutschland«, München 1965, S. 441 f.
- 15 H. Mommsen, »Gesellschaftsbild«, a.a.o., S. 76, hat auf diesen Sachverhalt hingewiesen und als einzige Ausnahme Wilhelm Leuschner genannt, der aber doch nur bedingt als typischer Repräsentant der Weimarer Republik gelten kann.
- 16 Zit. nach H. Mommsen, »Gesellschaftsbild«, a.a.o., S. 134 f.
- 17 Vgl. Hassell-Tagebücher, a.a.o., S. 293 f. (Eintrg. v. 24.1.42).
- 18 Vgl. zur Bewertung der Pläne im ganzen H. Mommsen, a.a.o., insbes. S. 161 ff.
- 19 Vgl. Dorothee v. Meding, »Mit dem Mut des Herzens. Die Frauen des 20. Juli«, Berlin 1992, S. 135 (Freya v. Moltke) und S. 198 (Marion Yorck v. Wartenburg).
- 20 Ger van Roon, »Neuordnung und Widerstand. Der Kreisauer Kreis innerhalb der deutschen Widerstandsbewegung«, München 1967, S. 187.
- 21 F. v. Moltke in: D. v. Meding, a.a.o., S. 135.
- 22 Vgl. H. Stehkämper, »Protest, Opposition und Widerstand im Umkreis der (untergegangenen) Zentrumsparterie – ein Überblick. Teil 2«, S. 895; ferner P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 444. Moltkes Bemerkung über den »Goerdeler-Mist« findet sich erst in seinem vorletzten Brief aus der Gefängniszelle, beschreibt aber eine Reserve, die von Anfang an bestand.
- 23 M. v. Yorck v. Wartenburg in: D. v. Meding, a.a.o., S. 203.
- 24 Zit. nach Chr. Müller, a.a.o., S. 368. Zu dem Brief an Lionel Curtis vgl. Klemens v. Klemperer u.a., »Für Deutschland. Die Männer des 20. Juli«, Frankfurt a.M./Berlin 1994, S. 170 f.
- 25 Zit. nach Hermann Gramls grundlegender Studie »Die außenpolitischen Vorstellungen des deutschen Widerstands«, in: W. Schmitthenner/H. Buchheim, a.a.o., S. 15 und 22.
- 26 A.a.o., S. 40.
- 27 Vgl. G. v. Roon, »Neuordnung«, a.a.o., S. 271; dort auch die zitierte Bewertung aus einem Brief Moltkes. Vgl. dazu ferner Hassell-Tagebücher, a.a.o., S. 335 f. (Eintrg. v. 22.1.43). Die Formel von der »Kerenski-Lösung« spielte auf Alexander F. Kerenski an, den Ministerpräsidenten nach der russischen Februarrevolution von 1917, dessen halbherzige, nach mittleren Lösungen suchende Politik den Bolschewisten den Weg freigemacht hatte. Moltke hat denkbarerweise beide möglichen Deutungen im Sinn gehabt: daß Goerdeler als Figur des Übergangs ihnen selber zur Macht verhelfen werde oder aber, ähnlich wie in Rußland und mit Hilfe der Sowjetunion, den Kommunisten.
- 28 Vgl. H. Rothfels, a.a.o., S. 187.

- 29 H.B. Gisevius, a.a.o., S. 455.
 30 A.a.o., S. 471.
 31 H.C. Deutsch, »Verschwörung«, a.a.o., S. 385 f.; auch Oscar Reile, »Geheime Westfront. Die Abwehr 1935-1945«, München 1962, S. 387.
 32 H. Höhne, »Canaris«, a.a.o., S. 291

6. Kapitel

- 1 Vgl. Karl Klee, »Das Unternehmen ›Seelöwe‹«, Göttingen 1985, S. 189 f.
 2 F. Halder, »Kriegstagebuch« II, S. 121. Die beiden zuvor erwähnten Äußerungen sind zitiert in: Kriegstagebuch OKW I, S. 275 (zu Mussolini am 20.1.41) sowie S. 996 (zu Jodl am 17.12.40). Wie unverhohlen der Weg zum Krieg gegen die Sowjetunion eingeschlagen wurde, geht auch daraus hervor, daß Hassell schon Anfang August gesprächsweise davon hörte; vgl. Hassell-Tagebücher S. 206 (Eintrg. v. 10.8.40).
 3 F. Halder, a.a.o., S. 335 ff.
 4 Vgl. G. Ritter, a.a.o., S. 323; zu Jodls Äußerung in Nürnberg, s. IMT XV, S. 339.
 5 Hassell über eine Zusammenkunft mit Oster und v. Dohnanyi am 8. April bei Beck, Hassell-Tagebücher S. 248 (Eintrg. v. 4.5.41). Zu den Richtlinien selber vgl. H.-A. Jacobsen, »Kommissarbefehl und Massenerschießungen sowjetischer Kriegsgefangener«, in: Hans Buchheim/Martin Broszat/Hans-Adolf Jacobsen/Helmut Krausnick, »Anatomie des SS-Staates«, Olten/Freiburg 1965, Bd. II, S. 223 f. und S. 225 ff.
 6 »Spiegelbild«, a.a.o., S. 368.
 7 B. Scheurig, »Tresckow«, a.a.o., S. 70.
 8 A.a.o., S. 84.
 9 R. v. Gersdorff, a.a.o., S. 87.
 10 Vgl. die anschauliche, weitere Details enthaltende Schilderung des Vorgangs bei R. v. Gersdorff, a.a.o., S. 87 ff. Die Szene mit dem nachgeworfenen Tintenfaß wird im übertragenen Sinne gemeint sein.
 11 Vgl. dazu H.-A. Jacobsen, »Kommissarbefehl«, a.a.o., S. 153, ferner Heinrich Uhlig, »Der verbrecherische Befehl«, in: »Vollmacht des Gewissens«, Bd. II, a.a.o., S. 320 ff. Kritischer gegenüber der Generalität ist Christian Streit, »Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945«, Stuttgart 1978, S. 83 ff. Gersdorff schrieb damals in das Kriegstagebuch der Heeresgruppe: »Bei allen längeren Gesprächen mit Offizieren wurde ich, ohne darauf hingedeutet zu haben, nach den Judenerschießungen gefragt. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß die Erschießungen der Juden, der Gefangenen und auch der Kommissare fast allgemein im Offizierskorps abgelehnt wird, die Erschießung der Kommissare vor allem auch deswegen, weil dadurch der Feindwiderstand besonders gestärkt wird. Die Erschießungen werden als eine Verletzung der Ehre der deutschen Armee, insonderheit des Deutschen Offizierskorps betrachtet.« Zit. nach P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 334 f. – Zu Arthur Nebe vgl. H. Graml, »Die deutsche Militäropposition vom Sommer 1940 bis zum Frühjahr 1943«, in: »Voll-

- macht des Gewissens«, Bd. II, a.a.o., S. 442. Gersdorff äußerte allerdings, er habe später bemerkt, daß Nebe viel häufiger die befohlenen Massenezekutionen ausführte, als er der Heeresgruppe gegenüber eingestand.
- 12 Hassell-Tagebücher, a.a.o., S. 256 (Eintrg. v. 29.5.41).
 - 13 Vgl. Heinz Boberach (Hrsg.), »Meldungen aus dem Reich. Auswahl aus den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS 1939-1944«, Neuwied/Berlin 1965, S. 155 ff., sowie Marlis G. Steinert, »Hitlers Krieg und die Deutschen. Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg«, Düsseldorf/Wien 1970, S. 206 ff., wo u.a. die Beobachtung des Generalstaatsanwalts von Bamberg wiedergegeben ist, wonach die »künftige Rolle Deutschlands als führender Staat Europas und die unmittelbare Einverleibung von Ostgebieten den Vorstellungen eines größeren Volksteiles noch kaum zugänglich« seien. – Bei dem erwähnten Stabsoffizier handelt es sich um Friedrich Olbricht, vgl. »Süddeutsche Zeitung« v. 7.8.86.
 - 14 Hans Meier-Welcker, »Aufzeichnungen eines Generalstabsoffiziers 1939-1942«, Freiburg 1982, S. 121. Das Judenpogrom in Kowno vom 25.6. bis 29.6.41 ging auf eine Anweisung Heydrichs zurück. Zu den angeführten Zitaten aus den Briefen H. Stieffs s. Horst Mühleisen (Hrsg.), »Hellmuth Stieff. Briefe«, Berlin 1991, S. 127 (5.9.41) und S. 138 (24.11.41).
 - 15 Vgl. dazu den ausführlichen Bericht bei v. Gersdorff, a.a.o., S. 96 ff., der den Vorfall auch dem Oberkommando des Heeres gemeldet hat. Ein Sichtvermerk auf dem wieder aufgefundenen Schriftstück belegt, daß es v. Brauchitsch vorgelegen hat, doch konnte Brauchitsch sich nach dem Krieg »an nichts mehr erinnern«.
 - 16 »Hitler's Table Talk. 1941-1944«, London 1953, S. 44.
 - 17 Vgl. dazu Gersdorff, S. 84 und S. 99; zu Stauffenberg vgl. Chr. Müller, a.a.o., S. 203 f. Welche bedeutende Rolle die Massenmorde im Osten als Motiv für den Widerstand gespielt haben, geht auch aus den sog. Kaltenbrunner-Berichten hervor, »Spiegelbild«, S. 424 ff.
 - 18 Vgl. H. Stieff, a.a.o., S. 123 (23.8.41): »Dieser blutige Dilettantismus, der von solch glorreichen Vertretern wie KEITEL und JODL auch noch unterstützt wird, kann uns, weiß Gott, diesen Krieg kosten.«
 - 19 Hassell-Tagebücher, a.a.o., S. 278 (Eintrg. v. 4.10.41).
 - 20 A.a.o., S. 280 (Eintrg. v. 1.11.41).
 - 21 Peter Bor, »Gespräche mit Halder«, Wiesbaden 1950, S. 214.
 - 22 Vgl. R. v. Gersdorff, a.a.o., S. 93. Dazu auch Henry Picker, »Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-1942«, Stuttgart 1965, passim. Ferner Werner Jochmann (Hrsg.), »Adolf Hitler. Monologe im Führerhauptquartier 1941-1944«, Hamburg 1980, passim.
 - 23 Hassell-Tagebücher, a.a.o., S. 283 (Eintrg. v. 30.11.41); zur zuvor zitierten Bemerkung vgl. H. Stieff, a.a.o., S. 150 (Brief v. 10.1.42).
 - 24 So Karl Silex zu Tresckow, vgl. B. Scheurig, a.a.o., S. 125 f.
 - 25 Hassell-Tagebücher, a.a.o., S. 307 (Eintrg. v. 28.3.42). Bei G. Ritter, a.a.o., S. 348, ist schon für den Winter 1941/42 von einem Dreierdirektorium die Rede, das aus Beck, Goerdeler und v. Witzleben bestehen und die provisorische Umsturzregierung bilden sollte.

- 26 Auf Olbrichts Maxime hat seine Witwe in der ersten Darstellung hingewiesen, die sich verdienstvollerweise zum Ziel gesetzt hat, diesem Versäumnis der Forschung abzuhelpfen und die Vernachlässigung, der Olbricht seit je begegnet, sowie den falschen Zuschreibungen, die sich in die Geschichte des 20. Juli eingeschlichen haben, zu korrigieren: Helena P. Page, »General Friedrich Olbricht. Ein Mann des 20. Juli«, Bonn/Berlin 1992.
- 27 F. v. Schlabrendorff, a.a.o., S. 55 f.; auch R. v. Gersdorff, a.a.o., S. 124 f.
- 28 F. v. Schlabrendorff, a.a.o., S. 55.
- 29 H.B. Gisevius, a.a.o., S. 389.
- 30 So jedenfalls Gisevius, a.a.o., S. 508. Von den gemeinsamen Überlegungen zur Verhaftung Hitlers hat Goerdeler Ende 1942 G. Ritter informiert, vgl. dort, S. 535, Anm. 14. Zur folgenden Notiz aus dem privaten Tagebuch H. Kaisers vgl. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 338.
- 31 Zit. nach B. Scheurig, a.a.o., S. 133.
- 32 H. Kaiser, zit. nach R. v. Thun-Hohenstein, a.a.o., S. 224.
- 33 Vgl. Detlef Graf v. Schwerin, »Dann sind's die besten Köpfe, die man henkt. Die junge Generation im deutschen Widerstand«, München 1991, S. 289.
- 34 Die Auskünfte über die Frage, warum der Boeselager-Plan nicht zum Zuge kam, sind widersprüchlich, und der Hergang ist vermutlich nicht mehr aufzuklären. Vgl. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 351; ferner ders., »Die Sicherheit des Diktators. Hitlers Leibwachen, Schutzmaßnahmen, Residenzen, Hauptquartiere«, München 1975, S. 165 f. B. Scheurig geht auf das Vorhaben nicht ein. Zum Ablauf des Besuchs in Smolensk im ganzen vgl. neben den erwähnten Arbeiten vor allem noch F. v. Schlabrendorff, a.a.o., S. 71 ff., der nach dem Krieg auch erklärt hat, die Zustimmung Kluges zu einem Attentat durch die Einheit Boeselager sei nicht zu haben gewesen; vgl. R. v. Thun-Hohenstein, a.a.o., S. 230.
- 35 Vgl. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 353 und S. 760 (Anm. 93); ferner F. v. Schlabrendorff, a.a.o., S. 74 f.
- 36 R. v. Gersdorff, a.a.o., S. 128 f.
- 37 A.a.o., S. 132 f.
- 38 Hassell-Tagebücher, a.a.o., S. 347 (Eintrg. v. 14.2.43).
- 39 Zit. nach P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 370. Zur Botschaft von H. Groscurth aus dem eingeschlossenen Stalingrad vgl. dessen »Tagebücher«, a.a.o., S. 93. Groscurth ging mit den Resten der 6. Armee in Gefangenschaft, erkrankte bald an Flecktyphus und starb am 7. April 1943 im Lager Frolow.
- 40 Vgl. Christian Petry, »Studenten aufs Schafott. Die Weiße Rose und ihr Scheitern«, München 1968, S. 122.
- 41 R. v. Gersdorff, a.a.o., S. 133.
- 42 A.a.o., S. 134 ff.
- 43 Vgl. Chr. Müller, a.a.o., S. 279 f.

7. Kapitel

- 1 Hassell-Tagebücher, a.a.O., S. 362 (Eintrg. v. 20.4.43) und S. 331 (Eintrg. v. 26.9.42).
- 2 F. v. Schlabrendorff, a.a.O., S. 107. Zu den Verdachtsgründen gegen Jäger und v. d. Schulenburg vgl. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.O., S. 363. Jäger wurde allerdings nach einigen Tagen wieder auf freien Fuß gesetzt, v. d. Schulenburg konnte das Mißtrauen der Vernehmungsbeamten gleich im ersten Verhör zerstreuen.
- 3 Zur Affäre Dohnanyi/Oster vgl. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.O., S. 363 ff.; R. v. Thun-Hohenstein, a.a.O., S. 236 ff.; sehr detailreich H. Höhne, »Canaris«, a.a.O., S. 472 ff.
- 4 H. Höhne, »Canaris«, a.a.O., S. 495.
- 5 Vgl. dazu vor allem die zahlreichen Hinweise in den Tagebüchern Hassells. Zur »Hauptfrage« s. S. 405 (Eintrg. v. 13.11.43).
- 6 Hassell-Tagebücher, a.a.O., S. 291 (Eintrg. v. 21.12.41) sowie S. 345 (Eintrg. v. 22.1.43).
- 7 Vgl. H. Rothfels, a.a.O., S. 163.
- 8 Zit. nach Patricia Meehan, »The Unnecessary War. White Hall and the German Resistance to Hitler«, London 1992, S. 337. Eine sehr ausgewogene Studie, die der neueren Tendenz der britischen Geschichtsschreibung entspricht, dem Widerstand und seinen Bemühungen um die westlichen Alliierten gerecht zu werden, ist auch: Richard Lamb, »The Ghosts of Peace 1935-1945«, London 1987.
- 9 Zit. nach G. v. Roon, »Neuordnung«, a.a.O., S. 316.
- 10 H. Rothfels, a.a.O., S. 187.
- 11 Vgl. Alfred Vagts, »Unconditional Surrender - vor und nach 1943«, in: VJHfZ, 1959, S. 298 f.
- 12 H. Rothfels, a.a.O., S. 161 f. Zum größeren Zusammenhang vgl. auch K. v. Klemperer, »Verschwörer«, S. 209 ff.
- 13 Vgl. Bodo Scheurig, »Ewald v. Kleist-Schmenzin. Ein Konservativer gegen Hitler«, Oldenburg/Hamburg 1968, S. 183. Zu der Bemerkung Trots s. H. Rothfels, a.a.O., S. 158.
- 14 G. v. Roon, »Neuordnung«, a.a.O., S. 317.
- 15 Vgl. R. v. Thun-Hohenstein, a.a.O., S. 228; zu Manstein und Röhrich vgl. B. Scheurig, »Tresckow«, a.a.O., S. 182 und S. 185; zu Fritsch: Hassell-Tagebücher, a.a.O., S. 71 (Eintrg. v. 18.12.38); zu Canaris und seinem »tiefen Fatalismus« s. H.C. Deutsch, »Verschwörung«, S. 386, sowie M. Boveri, a.a.O., S. 51.
- 16 Hassell-Tagebücher, a.a.O., S. 350 (Eintrg. v. 6.3.43).
- 17 So zu Rüdiger Graf v. d. Goltz, zit. bei B. Scheurig, »Tresckow«, a.a.O., S. 243 (Anm. 83).
- 18 »Spiegelbild«, a.a.O., S. 412; zu der Mitteilung an J. Wallenberg vgl. G. Ritter, a.a.O., S. 336 f.
- 19 Vgl. Joachim Kramarz, »Claus Graf Stauffenberg. 15. November 1907 - 20. Juli 1944: Das Leben eines Offiziers«, Frankfurt a.M. 1965, S. 131.
- 20 So zu dem damaligen Ordonnanzoffizier Richard v. Weizsäcker, vgl. Chr. Müller, a.a.O., S. 239. Zur vorauf zitierten Äußerung s. Eberhard Zeller, »Geist der Freiheit. Der zwanzigste Juli«, München 1963, S. 242.

- 21 E. Zeller, a.a.0., S. 244. Zur Bemerkung über Hitlers Unvermögen, eine vertretbare Politik im Osten zu verfolgen, vgl. Chr. Müller, a.a.0., S. 235.
- 22 G. Ritter, a.a.0., S. 367.
- 23 J. Kramarz, a.a.0., S. 113.
- 24 E. Zeller, a.a.0., S. 246 f.
- 25 Dazu die Darlegung bei Chr. Müller, a.a.0., S. 14 ff., wo die Entstehung und schrittweise Verwandlung fragwürdiger, zudem später fallengelassener Erinnerungsfetzen sowie einiger Vorurteile in eine historische Legende von immerhin erheblicher Wirkung knapp und erschöpfend nachgezeichnet ist. Die sowjetische Version ist zumal in der Bundesrepublik bekannt und im Zeichen der Entspannungspolitik begierig aufgegriffen worden durch: Daniel Melnikov, «20. Juli 1944. Legende und Wirklichkeit», Hamburg 1968. Vgl. ferner auch P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.0., S. 304 ff. und S. 744 ff (Anm. 139).
- 26 Gräfin Hardenberg, geb. v. Oven, bei J. Kramarz, a.a.0., S. 147 f.
- 27 S. H.P. Page, a.a.0., S. 246.
- 28 So zu General Olbricht, wenige Tage vor dem 20. Juli 1944, vgl. H.B. Gisevius, a.a.0., S. 582: «Na, wenn Ihr schon Euern Putsch macht, dann vergesst mir wenigstens den Wilhelm Keitel nicht.»
- 29 F. v. Schlabrendorff, a.a.0., S. 99 f.
- 30 E. Zeller, a.a.0., S. 334.
- 31 P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.0., S. 405, mit vielen weiteren Details.
- 32 Vgl. IMT XXXIII, S. 330 ff.
- 33 Vgl. B. Scheurig, «Kleist», S. 187; auch E.H. v. Kleists Darstellung in der Fernsehsendung von Hava K. Beller, «The Restless Conscience», London 1992; ferner E. Zeller, a.a.0., S. 190. Zum Gespräch Stauffenberg/ Kleist vgl. ebd., S. 337.
- 34 R. v. Gersdorff, a.a.0., S. 143.
- 35 P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.0., S. 410.
- 36 F. v. Schlabrendorff, a.a.0., S. 105.
- 37 G. v. Roon, «Neuordnung», a.a.0., S. 131.
- 38 Hassell-Tagebücher, a.a.0., S. 421 (Eintrg. v. 23.2.44). Weitere Notizen dazu auch auf S. 400 (Eintrg. v. 13.11.43) und S. 411 (Eintrg. v. 27.12.43). Hassell war es auch, der die Initiative von Popitz einen «Verzweiflungsschritt» nannte, vgl. a.a.0., S. 333 (Eintrg. v. 10.10.42). Ferner G. Ritter, a.a.0., S. 362 und S. 370. Zur Popitz-Affäre im Ganzen sehr knapp und treffend auch K.D. Bracher, «Die deutsche Diktatur», a.a.0., S. 485 f.
- 39 Von einer «band of brothers» sprach U. v. Hassell in schon melancholisch gestimmter Erinnerung im Dezember 1943, vgl. Hassell-Tagebücher, S. 408. Zu Goerdelers Anfrage bei Zeitler s. «Spiegelbild», a.a.0., S. 56, S. 112 und S. 178. K. v. Hammerstein, «Spähtrupp», Stuttgart 1963, S. 243 f. schreibt, dass Zeitler ihm 1956 mitgeteilt habe, er sei über Goerdelers Vorschlag nie unterrichtet worden.
- 40 So Elfriede Nebgen, zit. nach Chr. Müller, a.a.0., S. 385.
- 41 Vgl. Chr. Müller a.a.0., S. 393.
- 42 A.a.0., S. 374.
- 43 «Spiegelbild», a.a.0., S. 502.
- 44 P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.0., S. 305.

- 45 G. v. Roon, »Neuordnung«, a.a.o., S. 288 f. Zu Stauffenbergs Auffassung s. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 308. Mit Zweifeln an Stauffenbergs Zustimmung zu der Kontaktaufnahme: Chr. Müller, a.a.o., S. 419.
- 46 F. v. Schlabrendorff, a.a.o., S. 109, und mit etwas abweichenden Formulierungen in der älteren Taschenbuchausgabe.

8. Kapitel

- 1 E. Zeller, a.a.o., S. 346.
- 2 A. Speer, »Erinnerungen«, Berlin 1969, S. 388. Zu Mertz v. Quirnheim, der sich anfangs über die Versetzung von der Front unglücklich zeigte, dann aber »wie befreit« war, weil er in die Nähe Stauffenbergs kam und damit Anschluß an die Verschwörung fand, vgl. P. Hoffmann, »Claus Schenk Graf v. Stauffenberg und seine Brüder«, Stuttgart 1992, S. 386 f. (im folgenden zit. als »Stauffenberg«).
- 3 So Stauffenberg, vgl. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 468.
- 4 Vgl. Ferdinand Sauerbruch, »Das war mein Leben«, München 1976, S. 432 f.
- 5 E. Zeller, a.a.o., S. 506 (Anm. 9). Zu den im folgenden erwähnten Skrupeln H.-B. v. Haefens vgl. D. v. Meding, a.a.o., S. 255 f. Daß selbst Werner v. Haefen unter der Attentatsidee »gelitten« hat, geht aus einem bei P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 777 (Anm. 67) zitierten Bericht hervor.
- 6 J. Kramarz, a.a.o., S. 201; ferner P. Hoffmann, »Stauffenberg«, a.a.o., S. 338.
- 7 G. Ritter, a.a.o., S. 408.
- 8 Vgl. Harald Poelchau, »Die letzten Stunden. Erinnerungen eines Gefängnis Pfarrers«, Köln 1987, S. 117; ferner P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 465. Zu Hauptmann Gehre vgl. H. P. Page, a.a.o., S. 261. Was die umlaufenden Gerüchte angeht, s. Marie Wassiltschikow, »Die Berliner Tagebücher der »Missie« Wassiltschikow 1940-1945«, Berlin 1987, S. 229 f., S. 232.
- 9 K. v. Hammerstein, a.a.o., S. 262. Zu Stauffenbergs Bemerkung gegenüber Stieff vgl. »Spiegelbild«, a.a.o., S. 130.
- 10 E. Zeller, a.a.o., S. 327 ff.
- 11 Vgl. Hans Speidel, »Invasion 1944«, Stuttgart 1949, S. 138 f. Auch Chr. Müller, a.a.o., S. 422, hat auf diesen der Legende widersprechenden Abstand zwischen Rommel und dem Widerstand aufmerksam gemacht, und strenggenommen ist der Feldmarschall erst durch seinen erzwungenen Tod in die Nähe zum Widerstand geraten.
- 12 So Berthold v. Stauffenberg in der Vernehmung vom 22. Juli 1944, s. »Spiegelbild«, a.a.o., S. 21. Zur Äußerung gegenüber Klausung s. ebd., S. 131. Abweichend zum Verlauf und zu den Gründen für Stauffenbergs Verzicht, das Attentat zu verüben: P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 473, und ders., »Stauffenberg«, S. 417 ff., wo vor allem der »unglaubliche Vorgang« hervorgehoben wird, daß Stieff, Fellgiebel und Wagner angesichts der dringlichen Form, in der sie ihre Einwände gegen ein

Attentat bei Abwesenheit Himmlers erhoben, Stauffenberg praktisch die Unterstützung für die Erhebung überhaupt entzogen. Das scheint aber doch eine zu weitgehende Folgerung, da die Entschiedenheit, mit der alle drei Generäle das Regime ablehnten, keinen Zweifel duldet, und sie am 20. Juli auch dem Attentat trotz Nichterscheinens Himmlers zustimmten.

- 13 So Hauptmann Eberhard Siebeck, den Mertz zur Unterstützung des Umsturzes für einige Tage nach Berlin geholt hatte. Von ihm stammt auch der folgende Hinweis auf die gelöste Stimmung in der Bendlerstrasse nach der Absage des Attentats. Mertz v. Quirnheim gehörte zur Minderheit und hat zu Stauffenberg auf die Frage, was er persönlich über ein Attentat in Abwesenheit Himmlers denke, nur knapp erwidert: «Tu's!» Zu alledem s. P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.O., S. 474 f.
- Anders H.P. Page, a.a.O., S. 267 ff, die nicht ohne triftige Gründe die ganze, vor allem auf P. Hoffmann zurückgehende These vom plötzlichen Zögern Stauffenbergs in Frage stellt, die ihrerseits durch die Darstellungen von H.B. Gisevius, der freilich voreingenommen ist, und Frau v. Quirnheim gestützt wird. Nach Pages Auffassung kann es sich dabei allenfalls um eine Verwechslung der Daten vom 15. und 11. Juli handeln. So plausibel diese Überlegung anmutet, bleibt dabei aber die Intervention von Fellgiebel, Stieff und Wagner unbeachtet
- 14 Nach H.B. Gisevius, a.a.O., S. 589, soll Helldorf von der erwähnten «euphorischen Stimmung» gesprochen und auch bemerkt haben, dass Olbricht «ein Stein vom Herzen gefallen» sei. H.P. Page, a.a.O., äussert auch daran begründete Zweifel.
- 15 E. Zeller, a.a.O., S. 373, wenn auch ohne Quellennachweis.
- 16 R. v. Thun-Hohenstein, a.a.O., S. 256.
- 17 «Spiegelbild», a.a.O., S. 217. Es kann allerdings sein, dass Stauffenberg zur Zeit des Besuchs von Goerdeler noch keinen definitiven Bescheid darüber hatte, dass er am 20. Juli zum Vortrag im Führerhauptquartier erwartet werde.
- 18 Vgl. Ursula v. Kardorff, «Berliner Aufzeichnungen 1942-1945», München 1992, S. 209 (Eintrg. v.18.7.44).
- 19 «Spiegelbild», a.a.O., S. 117.
- 20 A.a.O., S. 146.
- 21 C. v. Hofacker bewertete die Chancen des Umsturzes mit «nur zehn Prozent», vgl. Walter Bargatzky, «Hotel Majestic. Ein Deutscher im besetzten Frankreich», Freiburg i. Br. 1987, S. 131; zu v. d. Schulenburg und Berthold v. Stauffenberg s. P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.O., S. 479; zu Beck ebd., S. 462, und zu Stauffenberg: Chr. Müller, a.a.O., S. 460.
- 22 So G. Ritter, a.a.O., S. 408.

9. Kapitel

- 1 Vgl. zu den Einzelheiten, zu den Fragen von Sprengkörpern und Zündern sowie zum gesamten Ablauf des Attentats vor allem die überaus gründlichen und mit Abstand sorgfältigsten Arbeiten zu diesem Gegenstand: P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 496 ff. und S. 813 ff., sowie Chr. Müller, a.a.o., S. 477 ff., S. 484 f. und S. 613 ff. Ferner »Spiegelbild«, a.a.o., S. 85 f. – Unzutreffend ist der verbreitete Hinweis, das Attentat sei deshalb mißglückt, weil die Lagebesprechung am 20. Juli überraschenderweise in eine »Baracke« verlegt worden sei. In Wirklichkeit fand die sog. Mittagslage schon seit geraumer Zeit in dem als »Speerbaracke« bezeichneten Gebäude statt, während im Gegensatz dazu die sog. Abendlage nach wie vor in einem Bunker abgehalten wurde. Richtig ist nur, daß der Anschlag hätte er in einem betonierten Raum ausgeführt werden können, aufgrund der vielfach stärkeren Verdämmung keinen der Teilnehmer am Leben gelassen hätte.
- 2 P. Hoffmann, »Stauffenberg«, a.a.o., S. 425 f.
- 3 A. Speer, a.a.o., S. 398 f.
- 4 Vgl. Chr. Müller, a.a.o., S. 487, und die erhellende Beschreibung der Entscheidungssituation, in die sich Fellgiebel gestellt sah.
- 5 P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 504.
- 6 Dr. Bernd Wehner in der Fernsehsendung von H.K. Beller »The Restless Conscience«.
- 7 Die Auffassungen zu der Frage, wann und durch wen Olbricht vom Attentat und seinem Scheitern Kenntnis erlangt hat, gehen erheblich auseinander. P. Hoffmann nimmt an, General Thiele habe Olbricht schon kurz nach dem Eintreffen der Nachricht Fellgiebels informiert, vgl. »Stauffenberg«, a.a.o., S. 427; ähnlich auch in »Widerstand«, a.a.o., S. 464 f. H.P. Page hingegen ist der Ansicht, daß Olbricht nicht vor 15.15 Uhr von Thiele unterrichtet worden sei, vgl. a.a.o., S. 276 ff. Vielmehr sei er, so die Autorin, um keinen Verdacht zu erregen, wie gewohnt gegen 13 Uhr zum Mittagessen nach Hause gefahren, begleitet von General Hoepner; kurz nach 14 Uhr sei er dann in die Bendlerstraße zurückgekehrt, habe freilich auch jetzt noch nicht erfahren, was sich in Rastenburg ereignet hatte. Einiges spricht aber dafür, daß General Wagner, der gegen 14 Uhr immerhin die Verschwörer in Paris informiert hat, auch mit der Bendlerstraße in Verbindung getreten ist. Vgl. dazu auch E. Zeller, a.a.o., S. 435 f.
- 8 Chr. Müller, a.a.o., S. 490. Die Frage, ob der Entschluß, »Walküre« auszulösen, vor oder nach dem Anruf Haefkens fiel, ist umstritten, vgl. a.a.o., S. 606.
- 9 So die Aussage v. d. Schulenburgs, vgl. »Spiegelbild«, a.a.o., S. 97.
- 10 P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 516.
- 11 IMT XXXIII, S. 404.
- 12 H.B. Gisevius, a.a.o., S. 631.
- 13 A. Speer, a.a.o., S. 393.
- 14 K. v. Hammerstein, a.a.o., S. 280, sowie P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 592.

- 15 P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.O., S. 608 und S. 507.
- 16 Chr. Müller, a.a.O., S. 498, mit dem treffenden Diktum, dass Hoepners Verhalten «erschreckend» sei, wenn man seine entscheidende Funktion im Staatsstreichapparat bedenke. Zu Hoepners frühzeitig resignierenden Auskünften am Telefon vgl. Aussage Schulenburgs, «Spiegelbild», a.a.O., S. 97.
- 17 P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.O., S. 601; H.B. Gisevius, a.a.O., S. 634 f.
- 18 «Spiegelbild», a.a.O., S. 22; auch S. 336.
- 19 Vgl. zu dem Geschehen im Ganzen P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.O., S. 619 ff., sowie Chr. Müller a.a.O., S. 505 f.
- 20 H.B. Gisevius, a.a.O., S. 649. Die Darstellung der Vorgänge vom Wiedereerscheinen Frohms bis zur Verkündung des Standgerichtsurteils folgt weitgehend der Schilderung von Erich Hoepner vor dem Volksgerichtshof, vgl. IMT Bd. XXXIII (PS-3881), S. 417 ff. und S. 505 ff.
- 21 Es ist von Anfang an strittig gewesen, was Stauffenberg in die Salve hineingerufen hat Einige Zeugen haben auch «Es lebe das heilige Deutschland!» verstanden, andere «Heiliges Deutschland!», und wieder andere «Es lebe Deutschland!» Ein informativer Überblick mit den dazugehörigen Quellenangaben findet sich bei P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.O., S. 862 f.
- 22 «Spiegelbild», a.a.O., S. 76.
- 23 Hans Speidel, «Aus unserer Zeit. Erinnerungen», Berlin 1977, S. 191.
- 24 P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.O., S. 586 f.
- 25 W. Bargatzky, a.a.O., S. 127 ff.
- 26 Dankwart Graf v. Arnim, «Als Brandenburg noch die Mark hiess. Erinnerungen», Berlin 1991, S. 208. Die Ansprache Hitlers in der Nacht vom 20./21. Juli 1944 ist abgedr. in: Max Domarus, «Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945», Bd. II, Würzburg 1963, S. 2127.
- 27 E. Zeller, a.a.O., S. 415 ff.
- 28 G. Blumentritt in : B. H. Lidell Hart, «Jetzt dürfen sie reden. Hitlers Generale berichten», Stuttgart/Hamburg 1950, S. 527.
- 29 E. Jünger, «Strahlungen», Tübingen 1949, S. 540 (Eintrg. v. 21.7.44).
- 30 W. Bargatzky, a.a.O., S. 139. Zu Kluges Denunziation vgl. Wilhelm v. Schramm, «Der 20. Juli in Paris», Bad Wörishofen 1953, S. 222.
- 31 M. Boveri, a.a.O., S. 51. Zum «Dilettantismus»-Vorwurf schon, mit unverkennbarem Ressentiment gegen Stauffenberg und die «Grafengruppe», H.B. Gisevius, a.a.O., S. 647, und, teils daran anknüpfend, teils mit anderen Begründungen, eine breite kritische Literatur.
- 32 A. Speer, a.a.O., S. 398.
- 33 Vgl. D. Ehlers, «Technik und Moral einer Verschwörung. Der 20. Juli 1944», Frankfurt a. M./Bonn 1964, a.a.O., S. 107.
- 34 F. v. Schlabrendorff, a.a.O., S. 128 f.
- 35 E. Zeller, a.a.O., S. 416.
- 36 G. Buchheit, «Hitler der Feldherr. Die Zerstörung einer Legende», Rastatt 1958, S. 439.
- 37 Chester Wilnot, «Der Kampf um Europa», Frankfurt a. Main 1954, S. 780 f.
- 38 R. Chr. v. Gersdorff, a.a.O., S. 151 f.

10. Kapitel

- 1 E. Zeller, a.a.O., S. 435, sowie P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.O., S. 632.
- 2 W. Scheidt, »Gespräche mit Hitler«, zit. nach E. Zeller, a.a.O., S. 538; ferner »Hitlers Lagebesprechungen. Die Protokollfragmente seiner militärischen Konferenzen 1942-1945«, hrsg. von Helmut Heiber, Stuttgart 1962, S. 588.
- 3 E. Zeller, a.a.O., S. 451.
- 4 B. Scheurig, »Tresckow«, a.a.O., S. 209 f.; zu Klausung s. D. Ehlers, a.a.O., S. 31 f.; zu Adam v. Trott s. M. Wassiltschikow, a.a.O., S. 243 f.
- 5 Vgl. G. v. Roon, »Neuordnung«, a.a.O., S. 139, sowie P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.O., S. 457.
- 6 So der Leiter der Kommission, G. Kießel, vgl. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.O., S. 628.
- 7 Die Äußerung Schulenburgs wurde von dem DAZ-Journalisten Werner Fiedler nach den Notizen des Prozeßberichterstatters der Zeitung auswendig gelernt und der Familie weitergegeben, vgl. Elisabeth Ruge (Hrsg.), »Charlotte Gräfin v. d. Schulenburg zur Erinnerung«, Privatdruck o. J., S.38. Zu Hitlers Berichterstattungsverbot s. D. v. Schwerin, a.a.O., S. 425; ferner E. Zeller, a.a.O., S. 465.
- 8 Vgl. Freya v. Moltke/Michael Balfour/Julian Frisby, »Helmuth James v. Moltke 1907-1945. Anwalt der Zukunft«, Stuttgart 1975, S. 298; ferner »Spiegelbild«, a.a.O., S. 188 f. Gefunden wurde allerdings im zerstörten Hotel Goerdelers, dem Hospiz am Askanischen Platz, bei den Aufräumarbeiten nach einem Luftangriff im Tresor ein Briefumschlag, der noch vor der Zerstörung hinterlegt und nie abgeholt worden war. In ihm fanden sich verschiedene Unterlagen, darunter eine Regierungserklärung Goerdelers.
- 9 M. Wassiltschikow, a.a.O., S. 267; ferner D. v. Schwerin, a.a.O., S. 44 f.
- 10 D. Ehlers, a.a.O., S. 113.
- 11 E. Zeller, a.a.O., S. 461 f.
- 12 Vgl. vor allem das Porträt von Walter Wagner, »Der Volksgerichtshof im nationalsozialistischen Staat«, in: »Die Justiz und der Nationalsozialismus«, Veröffentlichungen des Instituts für Zeitgeschichte, Stuttgart 1974, insbes. S. 832 ff.; ferner Rudolf Diels, »Lucifer ante portas«, Stuttgart 1950, S. 295, sowie Helmuth James v. Moltke, »Briefe an Freya 1939-1945«, München 1988, S. 597 ff.
- 13 IMT XXXIII, PS-3881, S. 299 ff., die Schlußworte S. 529. Der Text ist eines der wenigen Protokolle, die von den Prozessen vor dem Volksgerichtshof erhalten geblieben sind. Entgegen der einleitenden Bemerkung handelt es sich dabei aber nicht um ein wortgetreues Stenogramm, da, wie die in einzelnen Sequenzen vorliegenden Filmaufnahmen der Verhandlung ausweisen, vor allem die Beschimpfungen Freislers entfernt wurden, vermutlich aber auch die bekenntnishaften Äußerungen der Angeklagten. Vgl. dazu auch D. v. Schwerin, a.a.O., S. 422 f., der u.a. darauf hinweist, daß Witzleben auf die Frage, ob er die Verhaftung der NS-Funktionäre und die Befreiung der politischen Häftlinge durch die Umsturzregierung gutgeheißen habe, dem Stenogramm zufolge ant-

- wortete: «Ich habe das ja gebilligt.» Tatsächlich hat Witzleben jedoch, im Ton wesentlich entschiedener, wie aus anderen Unterlagen ersichtlich, erwidert: «Aber selbstverständlich habe ich das gebilligt.»
- 14 Die Quellen in der zitierten Reihenfolge: P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.O., S. 647 f. (zu J. Wirmer und H.-B. v. Haefthen) ; H. Rothfels, a.a.O., S. 108 (zu E. v. Kleist-Schmenzin) ; D. v. Schwerin, a.a.O., S. 426 (zu v. Schwerin); P. Hoffmann, «Stauffenberg», S.445, und E. Zeller, a.a.O., S. 296 (zu C. v. Hofacker) ; P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.O., S. 648 (zu Fellgiebel). Dort auch weitere Einwürfe der Angeklagten.
 - 15 H. Poelchau, a.a.O., S. 101.
 - 16 Vg. G. Ritter, a.a.O., S. 9 und S. 423; ferner A. Speer, a.a.O., S. 403 f. Ausführlich, mit allen teils sehr unterschiedlichen Versionen sowohl über den Ablauf der Hinrichtungen als auch über die Reaktionen im Führerhauptquartier: P. Hoffmann, «Widerstand», a.a.O., S. 871 ff.
 - 17 Zit. nach «Ursachen und Folgen», a.a.O., Bd. XXI, S. 505 f.
 - 18 Vgl. Lothar Meissner, «Handstreich im Pustertal. Ein Zeitdokument», abgedr. in: «Hannoversche Allgemeine Zeitung» v. 5.6.1964, S. 12. f.
 - 19 G. Ritter, a.a.O., S. 416.
 - 20 A.a.O., S. 432 und S. 440.
 - 21 A.a.O., S. 422.
 - 22 Vgl. dazu die ausführliche Darstellung der Hintergrundmotive bei G. Ritter, a.a.O., S. 426 ff. Das Urteil gegen Goedeler u.a. liegt dem Verf. in Fotokopie mit Aktenzeichen 1 L 316/44, 0 J17/44 gRs. vor.
 - 23 A.a.O., S. 441.
 - 24 «Spiegelbild», S. 430.
 - 25 Zur Auffindung des Aktenbestandes in Zossen mit vielen informativen Einzelheiten s. H. Höhne, «Canaris», a.a.O., S. 552 ff.
 - 26 E. Zeller, a.a.O., S. 472.
 - 27 Gert Buchheit, «Der deutsche Geheimdienst», München 1966, S. 445.
 - 28 H. Höhne, «Canaris», a.a.O., S. 566; ferner R. v. Thun-Hohenstein, a.a.O., S.271.
 - 29 Josef Müller, «Bis zur letzten Konsequenz», München 1975, S. 252; H. Höhne, «Canaris», a.a.O., S.569; F. v. Schlabrendorff, a.a.O., S. 155, berichtet, dass das Krematorium in Flossenbürg zu jener Zeit ausser Betrieb war und die täglichen Opfer auf einem eigens errichteten Scheiterhaufen verbrannt werden mussten.
 - 30 E. Zeller, a.a.O., S. 468 f.
 - 31 A.a.O., S. 463; ferner F. v. Moltke / M. Balfour etc., a.a.O., S. 292, wo ab S. 303 auch längere Passagen der beiden Briefe abgedruckt sind. Zur vollständigen Fassung s. HJ. v. Moltke, a.a.O., S. 597 ff
 - 32 F. v. Schlabrendorff, a.a.O., S. 153 f. Bei dem herbeigerufenen Arzt handelte es sich um Rolf Schleicher. Sein Bruder Rüdiger war am Institut für Luftrecht am Leipziger Platz tätig, das er zu einem Treffpunkt der Opposition gemacht hatte. Er war mit H. v. Dohnanyi und D. Bonhoeffer verschwägert. Rolf Schleicher weigerte sich übrigens unter Hinweis auf das ergangene Todesurteil, die Totenbescheinigung für Freisler auszustellen.
 - 33 H. Momm erklärte vor der Gestapo, er habe nicht den Ausdruck

- »Schwein« gebraucht, sondern »Sau« gesagt, was ein waidgerechter Ausdruck sei und nichts Abfälliges bedeute. Trotz der Durchsichtigkeit dieser Rechtfertigung wurde er nur degradiert und in die Einheit »Dirlewanger« versetzt, erwarb sich aber später seinen einstigen Rang zurück; vgl. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 838 (Anm. 170).
- 34 F. v. Moltke/M. Balfour etc., a.a.o., S. 300.
- 35 Vgl. dazu vor allem P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 652 ff.; ferner Erich Zimmermann/Hans Adolf Jacobsen (Hrsg.), »20. Juli 1944«, Sondernummer »Das Parlament«, 3. Auflage, Bonn 1960, S. 212 f.
- 36 E. Jünger, a.a.o., S. 496.
- 37 Heinz Boberach, »Chancen eines Umsturzes im Spiegel der Berichte des Sicherheitsdienstes«, in: Schmäddecke/Steinbach, a.a.o., S. 820.
- 38 Die Äußerung Churchills v. 2. August 1944 vor dem Unterhaus lautet: »Die höchsten Persönlichkeiten im Deutschen Reich morden einander oder versuchen dieses, während die von Rache erfüllten Armeen ihren Ring immer enger schließen. Diese Vorgänge in Deutschland sind Zeichen einer inneren Erkrankung.« Zu R. Herrstadt vgl. Chr. Müller, a.a.o., S. 417 f.
- 39 Erst die Darstellung des in die Vereinigten Staaten emigrierten Königsberger Historikers Hans Rothfels, »Die deutsche Opposition gegen Hitler«, sorgte für eine Wendung: 1948 in den USA erschienen, konnte sie ein Jahr später auch in der Bundesrepublik veröffentlicht werden.
- 40 R. v. Gersdorff, a.a.o., S. 204; dort auch, S. 203, die Episode mit B.H. Lidell Hart.
- 41 G. Ritter, a.a.o., S. 441 ff.

Schlußbetrachtung

- 1 F. v. Schlabrendorff, a.a.o., S. 13.
- 2 P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 453 f.
- 3 P. Hoffmann, »Motive«, in: Schmäddecke/Steinbach, a.a.o., S. 1089.
- 4 D. v. Meding, a.a.o., S. 244.
- 5 Hassell-Tagebücher, a.a.o., S. 211 (Eintrg. v. 8.10.40).
- 6 H. P. Page, a.a.o., S. 196.
- 7 Hassell-Tagebücher, a.a.o., S. 436 (Eintrg. v. 10.7.44).
- 8 D. v. Meding, a.a.o., S. 11.
- 9 F. v. Moltke/M. Balfour etc., a.a.o., S. 315.
- 10 E. Zeller, a.a.o., S. 36.
- 11 Vgl. P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 524.
- 12 D. Ehlers, a.a.o., S. 123.
- 13 Vgl. E. Kordt, a.a.o., S. 370.
- 14 P. Bor, a.a.o., S. 79.
- 15 So über v. Brauchitsch, vgl. Hassell-Tagebücher, a.a.o., S. 54 (Eintrg. v. 29.9.38).
- 16 P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 43. Wie weit v. Fritsch, trotz der ihm widerfahrenen demütigenden Behandlung, unbelehrt blieb, geht aus einem Brief hervor, den er zehn Monate nach seiner Entlassung, am

11. Dezember 1938, schrieb und in dem er davon spricht, daß er schon nach dem Ersten Weltkrieg zu der Ansicht gelangt sei, Deutschland müsse »drei Schlachten siegreich schlagen«, wenn es wieder mächtig werden wolle: gegen die Arbeiterschaft, was Hitler, wie er hinzufügte, weitgehend vollbracht habe, gegen die katholische Kirche und »gegen die Juden. In diesen Kämpfen«, heißt es dann weiter, »stehen wir noch mitten drin. Und der Kampf gegen die Juden ist der schwerste.« Vgl. Nicholas Reynolds, »Der Fritsch-Brief vom 11. Dezember 1938«, in: VJHfZ 1980, S. 358 ff.
- 17 Adolf Heusinger, »Befehl im Widerstreit«, Tübingen/Stuttgart 1950, S. 367; zu Reichenau und Hammerstein vgl. H. v. Kotze »Aufzeichnungen« S. 107 (Eintrg. v. 23.5.41)
- 18 H. Krausnick, »Stationen des nationalsozialistischen Herrschaftssystems« in: Burghard Freudenfeld (Hrsg.), »Stationen der deutschen Geschichte 1919-1943«, Stuttgart 1962, S. 135 f.; ferner »Spiegelbild«, a.a.o., S. 281 ff.
- 19 D. Ehlers, a.a.o., S. 120.
- 20 Vgl. Chr. Müller, a.a.o., S. 462.
- 21 P. Bor, a.a.o., S. 125; dazu auch P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 185.
- 22 D. Ehlers, a.a.o., S. 66.
- 23 R. v. Gersdorff, a.a.o., S. 176 f.; zu General Erich Marcks, dem Sohn des gleichnamigen bekannten Historikers, s. H. Rothfels, a.a.o., S. 92.
- 24 Vgl. Hans Mommsen, »Der Widerstand gegen Hitler und die deutsche Gesellschaft«, in: Schmäddecke/Steinbach, a.a.o., S. 14. Dort auch weitere Literaturhinweise.
- 25 H. Rothfels, a.a.o., S. 165.
- 26 H. Graml in »Vollmacht«, a.a.o., S. 509 f.
- 27 F. v. Schlabrendorff, a.a.o., S. 65; zum Brief Moltkes vgl. Ch. Lamb, a.a.o., S. 262.
- 28 So als erster wohl G. Ritter, a.a.o., S. 13.
- 29 W. Bargatzky, a.a.o., S. 125.
- 30 Vgl. Marion Yorck v. Wartenburg, »Die Stärke der Stille. Erzählungen eines Lebens aus dem deutschen Widerstand«, Köln 1984, S. 70.
- 31 »Spiegelbild«, a.a.o., S. 34.
- 32 M. Messerschmidt, a.a.o., S. 1034.
- 33 Rüdiger Altmann, »Der wilde Frieden. Notizen zu einer politischen Theorie des Scheiterns«, Stuttgart 1987, S. 200.
- 34 E. Zeller, a.a.o., S. 531.
- 35 A. Stahlberg, a.a.o., S. 380.
- 36 H. Rothfels, a.a.o., S. 87.
- 37 Karl Otmar v. Aretin in: U. Cartarius, a.a.o., S. 26.
- 38 P. Hoffmann, »Widerstand«, a.a.o., S. 53.
- 39 Vgl. K. v. Hammerstein, a.a.o., S. 295.
- 40 D. v. Meding, a.a.o., S. 52. Ähnlich die Äußerung von Nina Gräfin Schenk v. Stauffenberg, a.a.o., S. 288: »Insgesamt war es für die Sache so, wie es gekommen ist, wohl das Beste.«

Zeittafel

1933

- 30. 1. Ernennung Hitlers zum Reichskanzler
- 3. 2. Antrittsbesuch Hitlers bei den Befehlshabern der Reichswehr
- 27./28. 2. Reichstagsbrand. Notverordnung »zum Schutze von Volk und Staat«
- 5. 3. Wahlen zum Reichstag. NSDAP erlangt 43,9 Prozent der Stimmen
- 21. 3. »Tag von Potsdam« – sollte die Verschmelzung von Preußentum und Nationalsozialismus manifestieren
- 23. 3. Ermächtigungsgesetz
- 2. 5. Zerschlagung der Gewerkschaften, Gründung der Deutschen Arbeitsfront
- 22. 6. Verbot der SPD
- 27. 6.-5. 7. Selbstauflösung der bürgerlichen Parteien
- 20. 7. Unterzeichnung des Reichskonkordats

1934

- 24. 4. Gesetz zur Errichtung des Volksgerichtshofs
- 30. 6.-2. 7. Liquidierung der SA-Führung und politischer Gegner im sogenannten Röhm-Putsch
- 2. 8. Tod Hindenburgs, Vereidigung der Reichswehr auf Hitler durch General v. Blomberg veranlaßt, Hitler nunmehr »Führer und Reichskanzler« und damit Inhaber der unumschränkten Macht

1935

- 2.1. Admiral Canaris übernimmt die Leitung der militärischen Abwehr
- 4./5.3. Synode der Bekennenden Kirche beschliesst Kanzelverkündigung gegen NS-Rassenideologie und «Neuheidentum», 700 Pfarrer verhaftet
- 16.3. Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht
AB Verhaftungswelle gegen sozialistische Widerstandsgruppe
AUGUST «Neu Beginnen»
Nürnberger Gesetze
- 15.9. Verhaftungswelle der Gestapo.
OKTOBER Bis Mai 1936 über 7.000 Festnahmen aus politischen Gründen

1936

- 7.3. Einmarsch in das entmilitarisierte Rheinland
- 26.5. Kampagne gegen Klöster; Sittlichkeitsprozesse gegen 276 Ordensangehörige wegen angeblicher homosexueller Verfehlungen
- 28.5. Pfingst-Denkschrift der Bekennenden Kirche verurteilt NS-Rassenpolitik
AUGUST «Sozialistische Front» in Hannover, eine der grössten norddeutschen Widerstandsgruppen um Werner Blumenberg, von der Gestapo zerschlagen
Gestapo verhaftet Mitglieder der linkssozialistischen Organisation «Rote Kämpfer»
NOVEMBER

1937

- 30.1. Ermächtigungsgesetz um vier Jahre verlängert. Hitler zieht deutsche Unterschrift unter die Kriegsschulderklärung des Versailler Vertrages zurück
- 14.3. Enzyklika «Mit brennender Sorge» gegen NS-Kirchenpolitik. Verhaftung zahlreicher Geistlicher, Enteignung kirchlicher Verlage und Druckereien
MÄRZ Gestapo zerschlägt die Widerstandsorganisation um Ernst Niekisch und Joseph Drexel in Nürnberg, Berlin u.a. Städten
- 1.7. Pastor Martin Niemöller verhaftet. Konzentrationslagerhaft bis 1945

- 5.11. Hitler verkündet vor Oberbefehlshabern und Aussenminister seine Kriegspläne. Nahziele: Österreich und Tschechoslowakei (sog. Hossbach-Niederschrift)
- DEZEMBER Grossaktion gegen illegale Gruppen des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK) in vielen Grossstädten. Die Mehrzahl der linken Widerstandsvereinigungen (SAPD, KPO etc.) weitgehend ausgeschaltet

1938

- 4.2. Entlassung des Kriegsministers v. Blomberg und des Oberbefehlshabers des Heeres v. Fritsch. Hitler bildet an Stelle des Reichskriegsministeriums ein Oberkommando der Wehrmacht unter Wilhelm Keitel. Neuer Oberbefehlshaber des Heeres wird Walther v. Brauchitsch. Hitler selber übernimmt Oberbefehl über die gesamte Wehrmacht
- 12.3. Einmarsch in Österreich und Gesetz über den «Anschluss» (13.3.)
- 30.5. Weisung Hitlers kündigt Zerschlagung der Tschechoslowakei an
- 18.8. Rücktritt des Generalstabschefs Ludwig Beck wegen der Kriegsabsichten Hitlers. Nachfolger ab 1.11. Franz Halder
- SOMMER Verschwörung ziviler und militärischer Widerstandsgruppen. Hauptbeteiligte: Halder, Oster, v. Witzleben
- 28.9. Oster und F.W. Heinz planen Stosstruppunternehmen gegen die Reichskanzlei, in dessen Verlauf Hitler getötet werden soll. Scheitert am
- 29.9. Münchener Abkommen
- 21.10. Hitler gibt Geheimbefehl, die «Erledigung der Rest-Tschechei» vorzubereiten
- 9.11. Organisierter Judenpogrom, bei dessen «spontanem» Ablauf die Polizei nicht eingreifen darf

1939

- 15.3. Einmarsch in die Tschechoslowakei. Slowakei erklärt unter deutschem Druck ihre Unabhängigkeit
- 3.4. Weisung zur Vorbereitung des Angriffs auf Polen
- 23.5. Hitler erläutert der Generalität Angriffspläne gegen Polen

- SOMMER Zivile und militärische Widerstandskreise planen Entmachtung Hitlers, um den drohenden Krieg zu verhindern. Oppositionsgruppen um Harro Schulze-Boysen und Arvid Harnack formieren sich zur «Roten Kapelle»
- 23.8. Hitler-Stalin-Pakt mit Geheimprotokoll über Aufteilung Polens sowie Osteuropas in Interessensphären
- 1.9. Beginn des Zweiten Weltkriegs mit Überfall auf Polen
- 21.9. Richtlinien Heydrichs für Tätigkeit der «Einsatzgruppen» im besetzten Polen
Kapitulation Warschau
- 27.9. Hitler erklärt, er wolle zum frühestmöglichen Zeitpunkt
- 9.10. (12. Nov.) im Westen offensiv werden. Streit mit der Generalität
- OKT./NOV. Vorbereitungen für ein Sprengstoffattentat Erich Kordts auf Hitler
- 8.11. Missglücktes Attentat des Einzelgängers Georg Elser auf Hitler in München

1940

- 9.4. Beginn Operation «Weserübung» (Besetzung Dänemarks und Norwegens)
- 10.5. Beginn des Westfeldzugs. Kapitulation Hollands (15.5.), Belgiens (28.5.) und Waffenstillstand mit Frankreich (22.6.)
- 18.12. Hitler-Weisung zum «Fall Barbarossa»: Wehrmacht soll noch «vor Beendigung des Krieges gegen England» die UdSSR «in einem schnellen Feldzug» niederwerfen

1941

- 30.3. Hitler-Ansprache vor Generälen. Russlandfeldzug sei als «Vernichtungskrieg» zu führen
- FÜHJAHR Neuformierung der zivilen und militärischen Widerstandskreise. Aufbau einer militärischen Verschwörergruppe bei der Heeresgruppe Mitte durch Henning v. Tresckow
- 13.5. Erlass Hitlers über Ausschaltung der Kriegsgerichtsbarkeit in den zu besetzenden Gebieten der Sowjetunion: Straffreiheit bei gesetzwidrigem Vorgehen gegen Zivilisten; Bestrafung

- von Straftaten gegen die deutsche Besatzungsmacht ohne Gerichtsverfahren
- 6.6. Sog. Kommissarbefehl sieht Liquidierung politischer Kommissare in der Sowjetunion vor
- 22.6. Beginn des Russlandfeldzugs. Den drei Heeresgruppen folgen vier Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes
- NOV./DEZ. Scheitern des Blitzkriegskonzepts gegen die Sowjetunion im Winter vor Moskau
- 19.12. Hitler entlässt Generalfeldmarschall v. Brauchitsch und übernimmt selbst den Oberbefehl über das Heer

1942

- FEBRUAR Zerschlagung der linken nationalrevolutionären Widerstandsorganisation um Beppo Römer und Robert Uhrig in Berlin. 45 Todesurteile
- 22.3. Hirten wort der katholischen Bischöfe zum «Kampf gegen Christentum und Kirche»
- FRÜHJAHR Zerschlagung der von «Neu Beginnen» gegründeten Widerstandsaktion «Revolutionäre Sozialisten» in Bayern und Österreich.
- 20.8. Roland Freisler zum Vorsitzenden des Volksgerichtshofs berufen
- 24.9. Franz Halder als Generalstabschef des Heeres durch General Kurt Zeitzler ersetzt
- HERBST Gestapo zerschlägt die «Rote Kapelle»
- 22.11. 6. Armee (ca. 250.000 Mann) im Raum Stalingrad eingeschlossen

1943

- 24.1. US-Präsident F. D. Roosevelt und der britische Premierminister Winston Churchill verkünden auf der Konferenz von Casablanca (14.-26.1.) die Formel von der «Bedingungslosen Kapitulation»
- 2.2. Kapitulation der 6. Armee in Stalingrad
- 18.2. Flugblattaktion der «Weissen Rose» in München, einer studentischen Widerstandsgruppe aus katholisch-bündischer Tradition

- 13.3. Gescheiterter Versuch eines Sprengstoffanschlags auf Hitler bei der Heeresgruppe Mitte
- 21.3. Scheitern eines Anschlags durch Oberst v. Gersdorff im Berliner Zeughaus
- 5.4. Verhaftung von Hans v. Dohnanyi, Dietrich Bonhoeffer, Josef Müller u.a. Mitgliedern der Widerstandsgruppe in der militärischen Abwehr. Kaltstellung Hans Osters
- 12.-13.7. Gründung des «Nationalkomitees Freies Deutschland» in Krasnogorsk bei Moskau. Zusätzlich «Bund Deutscher Offiziere» unter Leitung des in Stalingrad in Gefangenschaft geratenen Generals Walther v. Seydlitz
- SOMMER Beginn der Überarbeitung des Umsturzplans «Walküre» durch Olbricht, Tresckow, Stauffenberg
- 1.10. Stauffenberg nimmt seine Dienstgeschäfte als Chef des Stabes im Allgemeinen Heeresamt unter General Olbricht auf
- 28.11.-1.12. Konferenz von Teheran. Roosevelt, Stalin und Churchill einigen sich grundsätzlich über eine Aufteilung Deutschlands

1944

- 19.1. Verhaftung Helmuth v. Moltkes und von Mitgliedern des sog. Solf-Kreises
- JAN.-MÄRZ Attentatspläne gegen Hitler durch Hauptmann Axel v. d. Busche, Leutnant Ewald v. Kleist und Rittmeister Eberhard v. Breitenbuch scheitern
- 12.2. Canaris entmachtet. Hitler-Befehl zur Schaffung eines «einheitlichen deutschen geheimen Meldedienstes» unter Himmler
- 6.6. Beginn der alliierten Invasion in der Normandie
- 22.6. Treffen von Julius Leber und Adolf Reichwein mit Mitgliedern des illegalen Zentralkomitees der KPD in Berlin. Beginn der sowjetischen Offensive an der Ostfront im Bereich der Heeresgruppe Mitte
- 4./5.7. Reichwein und Leber verhaftet
- 11.7. Attentatsplan Stauffenbergs auf dem Obersalzberg
- 15.7. Attentatsplan Stauffenbergs im Führerhauptquartier in Rastenburg

- 20.7. Bombenanschlag Stauffenbergs in der Lagebaracke im Führerhauptquartier. Hitler überlebt.
Staatsstreich in Paris verläuft planmässig, muss aber später rückgängig gemacht werden, da das Vorhaben in der Bendlerstrasse scheitert. In der Nacht zum 21. Juli werden Stauffenberg, Olbricht, Mertz v. Quirnheim und W. v. Haefen im Hof des Bendlerblocks erschossen. – Beginn einer ausgedehnten Verhaftungswelle
- AUGUST Beginn der Prozesse vor dem Volksgerichtshof, erste Hinrichtungen

1946

- 4.-11.2. Konferenz von Jalta
- 25.4. Zusammentreffen amerikanischer und sowjetischer Truppen bei Torgau an der Elbe
- 30.4. Selbstmord Hitlers
- 8.5. Bedingungslose Kapitulation Deutschlands

Kurzbiographien

Beck, Ludwig (1880-1944)

Berufsoffizier. Im Oktober 1933 Chef des Truppenamtes im Reichswehrministerium. 1935 Generalstabschef des Heeres. Versuchte im Sommer 1938 vergeblich, die Generalität zum geschlossenen Rücktritt aufzufordern, um den Krieg zu verhindern, trat dann aus Gewissensgründen zurück und wurde zu einer zentralen Figur der militärisch-bürgerlichen Opposition. Beteiligte sich nach anfänglichem Widerstreben an Attentatsplänen und sollte nach Hitlers Tod Reichsstatthalter werden. Nach dem Scheitern des Anschlages vom 20. Juli 1944 forderte ihn General Friedrich Fromm im Bendlerblock zum Selbstmord auf. Der Versuch misslang. Der Schwerverletzte wurde von einem Feldweibel erschossen.

Blaskowitz, Johannes (1883-1948)

Berufsoffizier der alten Schule. Oberbefehlshaber der deutschen Besatzungsstreitkräfte in Polen. Schrieb an v. Brauchitsch zwei Denkschriften über die Greuel in Polen: «Die Einstellung der Truppe zu SS und Polizei schwankt zwischen Abscheu und Hass. Jeder Soldat fühlt sich angewidert und abgestossen durch diese Verbrechen.»

Im Verlauf des Frankreichfeldzuges wurde er mehrfach seiner Posten enthoben. Übernahm jedoch später wieder andere Kommandos und stellte Hitlers Politik nicht mehr in Frage. Im Januar 1945 mit der Führung einer Heeresgruppe in Holland beauftragt, wo er am 5. Mai 1945 vor den Briten kapitulierte. Verübte am 5. Februar 1948 im Nürnberger Gefängnis durch einen Sprung aus dem Fenster Selbstmord.

Blomberg, Werner v. (1878-1946)

Ab 1933 Reichswehrminister. 1935 bis 1938 Reichskriegsminister sowie Oberbefehlshaber der Wehrmacht. 1936 Generalfeldmarschall. Trug seiner Anpassungsfähigkeit wegen im Kreis der Offiziere den Beinamen «der

Gummilöwe». Sah den Röhm-Putsch als gerechtfertigt an, da die öffentliche Ordnung von Aufrührern bedroht gewesen sei, und untersagte jegliche Kritik daran mit dem «Maulkorb-Erlass». Verfügte am 2. August 1934 nach dem Tode Hindenburgs mit einem staatsstreichähnlichen Coup die Vereinigung aller Soldaten auf den «Führer Adolf Hitler».

Aufgrund einer im Januar 1938 eingegangenen Ehe mit einer Frau von umstrittener Vergangenheit in Misskredit geraten, musste er am 4. Februar 1938 zurücktreten. Starb in amerikanischer Gefangenschaft.

Blumentritt, Günther (1892-1967)

1938 Oberst im Generalstab des Heeres. Während des Polen- und Frankreichfeldzugs im Generalstab der Heeresgruppe Süd. 1940 Chef des Stabes der 4. Armee. Russlandfeldzug Heeresgruppe Mitte. Juli 1942 Oberquartiermeister I im Generalstab des Heeres. 10. Juni 1944 Chef des Generalstabs beim Oberbefehlshaber West in Frankreich. Seinem diplomatischem Geschick war die Sprachregelung zu danken, auf die sich Wehrmacht, SS und SD in der Nacht zum 21. Juli 1944 in Paris einigten. 1945 Oberbefehlshaber der 25. Armee, dann 1. Fallschirmarmee. 10. April 1945 Oberbefehlshaber der nach ihm benannten Armee.

Bock, Fedor v. (1880-1945)

Berufsoffizier. 1940 Generalfeldmarschall. Oberbefehlshaber von Heeresgruppen in Polen, Frankreich und Russland (Heeresgruppe Mitte). Als die Offensive vor Moskau zum Stehen kam, übertrug man ihm im Januar 1942 die Heeresgruppe Süd. Wegen Erfolglosigkeit am 15. Juli 1942 abgelöst. Stellte sich bei Kriegsende der Regierung Dönitz zur Verfügung. Tod Anfang Mai 1945 durch Tiefflieger.

Nach den judenfeindlichen Ausschreitungen vom 9. November 1938 stellte er im Kreise von Generälen erregt die Frage, ob man «dieses Schwein, den Goebbels, nicht aufhängen» könne. Lehnte jedoch den aktiven Widerstand ab.

Bonhoeffer, Dietrich (1906-1945)

Sohn des bekannten Psychiaters und Neurologen Karl Bonhoeffer. Geistlicher und bedeutender evangelischer Theologe. Wirkte zwischen 1933 und 1935 als Pfarrer in London. Zeitweilig Privatdozent an der Universität Berlin. Führender Vertreter der Bekennenden Kirche. 1940 zum Amt Ausland/

Abwehr im OKW eingezogen. Mitarbeit an Memoranden über die künftige demokratische Gestaltung Deutschlands und an Dossiers über SS-Verbrechen. Wichtige Auslandskontakte zu Vissert Hooft, dem Generalsekretär des Ökumenischen Rates in Genf, und Bischof Bell. Am 5. April 1943 wegen Wehrkraftzersetzung verhaftet. 9. April 1945 nach Standgerichtsverfahren im KZ Flossenbürg erhängt.

Brauchitsch, Walther v. (1881-1948)

1940 Generalfeldmarschall. 1938 als Nachfolger Werner v. Fritschs Oberbefehlshaber des Heeres. Bemühte sich erfolglos um die Rehabilitierung seines Vorgängers. Nach ersten Rückschlägen an der Ostfront im Dezember 1941 abgesetzt. Wusste von der Opposition gegen Hitler und stand Hitlers Aggressionspolitik kritisch gegenüber. Unterstützte ihn dennoch, vor allem aus persönlicher Schwäche. Bezeichnete den Attentatsversuch vom 20. Juli als «Wahnsinnstat einer kleinen Zahl Ehrvergessener».

Bussche-Streithorst, Axel Frhr v. dem (1919-1993)

Berufsoffizier. Major. 1942 in Dubno Zeuge einer Massenerschießung von Juden. Erklärte danach, für die Ehre eines Offiziers blieben nur drei Wege offen: Fallen, Fahnenflucht oder Rebellion. Wollte Anfang 1944 bei einer Vorführung neuer Uniformen Hitler durch ein Sprengstoffattentat mit in den Tod nehmen. Scheiterte an Zufällen, die Hitlers Erscheinen verhinderten. Entging im Juli 1944 der Verhaftung. Nach 1945 Jura-Studium. 1954 bis 1958 Legationsrat an der deutschen Botschaft in Washington.

Canaris, Wilhelm (1887-1945)

Berufsoffizier. Admiral. Betrachtete Hitlers Kampf gegen das Versailler System und den Kommunismus mit Sympathie. Verabscheute jedoch bald nach 1933 die brutalen Züge des Nationalsozialismus. 1935 bis 1944 Chef des Amtes Ausland/Abwehr im OKW. Nach der Fritsch-Krise auf Oppositionskurs. Resignierte jedoch nach München. Beauftragte gemeinsam mit Oster 1939 Dr. Josef Müller mit Friedenssondierungen im Vatikan.

Ende Mai 1940 wurde der Verrat der Westoffensive bekannt. Canaris konnte den gegen sein Amt auftauchenden Verdacht als Intrige darstellen und abwehren. Die SS überwachte jedoch weiter die Gruppe um Canaris und

verhaftete im Frühjahr 1943 einige seiner engsten Mitarbeiter. Im Februar 1944 wurde er als Abwehrchef kaltgestellt. Nach dem 20. Juli 1944 Inhaftierung. Am 9. April 1945 nach dem Fund seiner legendären Tagebücher im KZ Flossenbürg gehängt. Wegen seines gesellschaftlichen Umgangs mit Heydrich, seiner Doppelrolle als Chef des militärischen Geheimdienstes und Protektor des Widerstands bleibt Canaris eine umstrittene Persönlichkeit. Zum Kriegsbeginn lautete sein Kommentar bereits: «Das ist das Ende Deutschlands.» Seine letzten Worte, als Klopfsignal einem Zellenachbarn übermittelt, waren: «Meine Zeit ist um. War kein Landesverräter.»

Dohnanyi, Hans v. (1902-1945)

Seit 1929 persönlicher Referent des Reichsjustizministers. Später Leiter des Ministerbüros. Sammelte systematisch Informationen über Rechtsbrüche und Untaten des NS-Regimes. Seit 1938 Kontakt zu oppositionellen Militärs. Führend an der Vorbereitung des Staatsstreichversuches im September 1938 beteiligt. Auf Druck der NSDAP-Parteikanzlei 1938 an das Reichsgericht in Leipzig versetzt. Seit August 1939 Sonderführer im Amt Ausland/Abwehr des OKW. Leitete Berichte seines Schwagers Dietrich Bonhoeffer über die Judendeportationen an hohe Militärs weiter, um diese zum Einschreiten zu bewegen. Verhalf von der Deportation bedrohten Juden zur Ausreise. Am 5. April 1943 wegen angeblicher Devisenvergehen verhaftet. Nach dem 20. Juli 1944 wurde ein Teil der von ihm gesammelten Dokumente über NS-Verbrechen und Staatsstreichbemühungen von der Gestapo entdeckt. Am 8. April 1945 im KZ Sachsenhausen ermordet.

Falkenhausen, Alexander v. (1878-1966)

General der Infanterie. 1935 bis 1938 Militärberater in China. 1940 Militärbefehlshaber in Belgien und Nordfrankreich. Am 18. Juli 1944 aus verschiedenen Verdachtsgründen abgesetzt. Nach dem 20. Juli 1944 verhaftet. Wurde 1945 mit dem sogenannten Prominententransport auf eine Irrfahrt von Lager zu Lager geschickt und am Ende befreit. 1951 in Belgien wegen Geiselerchiessungen und Judendeportationen zu 12 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Nach drei Wochen Freilassung, da er zahlreiche belgische Bürger vor der SS gerettet hatte.

Fellgiebel, Erich (1886-1944)

Berufssoldat. Im August 1938 zum Chef des Heeresnachrichtenwesens und Chef der Wehrmachtsnachrichtenverbindungen im OKW ernannt. Stand seit Reichswehrtagen vor allem mit Beck und Stülpnagel in engem Einvernehmen und stiess über sie zum Widerstand. Hitler witterte in dem gedankenvollen, scharf beobachtenden und unabhängigen Mann von Anfang an einen Gegner, doch war Fellgiebel als Fachmann unersetzlich. Seiner Mitwirkung kam für das Gelingen des Staatsstreichs entscheidende Bedeutung zu, da er die Aufgabe hatte, das Führerhauptquartier im Anschluss an das Attentat nachrichtentechnisch abzuriegeln. Wurde als einer der ersten aus dem Kreis der Verschwörer noch in der Nacht zum 21. Juli 1944 verhaftet, am 10. August zum Tode verurteilt und am 4. September hingerichtet.

Freisler, Roland (1893-1945)

Im 1. Weltkrieg in russischer Kriegsgefangenschaft. Dann bolschewistischer Kommissar und Rückkehr als Kommunist. Jurastudium. Anwalt. 1925 NSDAP. 1933 Leiter der Personalabteilung im preussischen Justizministerium. 1934 Staatssekretär im preussischen, dann im Reichsjustizministerium. Seit August 1942 Präsident des Volksgerichtshofes. Fand bei einem alliierten Bombenangriff Anfang Februar 1945 den Tod.

Hitler sagte über ihn nach dem 20. Juli: «Der Freisler wird das schon machen. Das ist unser Wyschinskij.»

Fritsch, Werner Frhr. v. (1880-1939)

Generaloberst. 1934 bis 1935 Chef der Heeresleitung. War entsetzt angesichts der Ermordung von Generälen beim Röhm-Putsch, protestierte aber nicht. 1935 Oberbefehlshaber des Heeres. 1938 abgelöst als Opfer einer Gestapo-Intrige, die ihm Homosexualität unterstellte. Von einem militärischen Ehrengericht freigesprochen, wurde er gleichwohl nicht voll rehabilitiert. Ohne jede Neigung und Fähigkeit zum Widerstand, hielt er Hitler, den er trotz allem bewunderte, für «Deutschlands Schicksal». Als Chef eines Artillerieregiments fiel er am 22. September 1939 vor Warschau.

Fromm, Friedrich (1888-1945)

Generaloberst. 1939 bis 1944 Chef der Heeresrüstung und Befehlshaber des Ersatzheeres. Hatte Kenntnis von den konspirativen Aktivitäten in seiner

engsten Umgebung. Schlug sich aber angesichts des Scheiterns auf die Seite der Sieger. Nach einem zweifelhaften Standgerichtsverfahren liess er seinen Stabschef Stauffenberg und drei weitere Verschwörer, nicht zuletzt um seine Mitwisserschaft zu verdecken, in der Nacht des 20. Juli im Bendlerblock erschliessen. Dennoch vom Volksgerichtshof verurteilt und erschossen.

Gersdorff, Rudolph-Christoph Frhr. v. (1905-1980)

Berufsoffizier. 1938/39 Absolvent der Kriegsakademie in Berlin. Zuletzt Generalmajor. 1941 bis 1943 Abwehroffizier Heeresgruppe Mitte. Bemühte sich erfolglos, Manstein für den Widerstand zu gewinnen. Versuchte am 21. März 1943, sich beim Besuch einer Ausstellung im Berliner Zeughaus mit Hitler zusammen in die Luft zu sprengen. Der Plan misslang, da Hitler die Ausstellung vorzeitig verliess. 1944/45 Stabschef der 7. Armee. Der Gestapo entging seine Widerstandstätigkeit. Sah 1934 in der Vereidigung der Armee auf Hitler nach Hindenburgs Tod einen «erschlichenen Eid».

Gerstenmaier, Eugen (1906-1986)

Evangelischer Theologe. 1933/34 engagierte er sich im kirchlichen Abwehrkampf gegen die Deutschen Christen. Durch die Gestapo für kurze Zeit inhaftiert. Seit 1936 Konsistorialrat im Kirchlichen Aussenamt unter Bischof Theodor Heckel. Auslandsreisen für den Widerstand. 1940 von der kulturpolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes dienstverpflichtet Beteiligung am Kreisauer Kreis. Am 20. Juli 1944 hielt er sich zur Unterstützung des Umsturzversuches im Bendlerblock auf und wurde verhaftet. Nach geschickter Verteidigung im Januar 1945 vom Volksgerichtshof zu 7 Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach dem Kriege Mitglied der Synode der EKD und führender CDU-Politiker. 1954 bis 1969 Bundestagspräsident.

Gisevius, Hans Bernd (1904-1974)

Jurist. Ab August 1933 bei der Politischen Polizei in Preussen. Zeuge des Aufbaus der Geheimen Staatspolizei und der politischen Morde des 30. Juni 1934. Schied als Regierungsrat im Reichsinnenministerium aus dem Staatsdienst aus. Dann in der Privatwirtschaft. War 1938 an den Staatsstreichplänen militärischer Kreise führend beteiligt. 1939 Sonderführer in der Abwehrabteilung des OKW unter Canaris. 1940 bis 1944 Abwehrbeauftragter

beim deutschen Generalkonsulat in Zürich. Im Auftrag der Militäropposition Verbindungen zu den westlichen Alliierten, insbesondere zu Allen W. Dulles vom amerikanischen Office of Strategic Services. Reiste kurz vor dem 20. Juli 1944 nach Berlin und hielt sich am Tage selbst im Bendlerblock bereit. Konnte nach dem Attentat in die Schweiz fliehen. Autor eines der Zeugenberichte des deutschen Widerstands aus erster Hand. Zeuge vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg.

Goerdeler, Carl Friedrich (1884-1945)

Gehörte dem national-konservativen Lager an. 1930 bis 1937 Oberbürgermeister von Leipzig. Zugleich 1931/32 und 1934/35 Reichskommissar für die Preisüberwachung. Seit 1935 heftige Auseinandersetzungen mit der NSDAP. Im April 1937 Rücktritt als Oberbürgermeister. Danach Berater der Firma Robert Bosch. Nutzte zahlreiche Auslandsreisen zu politischen Sondierungen. Trat dabei stets für einen harten Kurs der ausländischen Mächte gegen Hitler ein und sah im Münchener Abkommen eine «glatte Kapitulation» des Westens. Goerdeler wurde zum Mittelpunkt der zivilen Widerstandskreise. In zahlreichen Denkschriften und Entwürfen entwickelte er Leitlinien einer politischen Neuordnung in Deutschland. Nachdem er aussenpolitisch zunächst deutsche Maximalziele vertreten hatte, befürwortete er ab 1943 das Konzept einer «Europäischen Friedensordnung». Von der alliierten Forderung nach bedingungsloser Kapitulation war er zutiefst enttäuscht, da er auf Separatfriedensverhandlungen mit den Westmächten setzte. Goerdeler war der Kandidat für das Reichskanzleramt innerhalb des militärisch-zivilen Widerstands. Von der Gestapo bereits vor dem 20. Juli 1944 gesucht, konnte er nach dem Attentat zunächst entkommen, wurde dann aber denunziert und am 8. September 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Erst fünf Monate später, nach umfassenden Vernehmungen, bei denen er freimütig Auskünfte über Personen und Pläne gab, in Berlin-Plötzensee gehängt.

Groscurth, Helmuth (1898-1943)

Berufsoffizier. Oberst i.G.. Seit 1935 in der Abwehr. An den beiden Staatsstreichvorhaben vom Herbst 1938 und 1939 als Verbindungsoffizier des Amtes Ausland/Abwehr im OKW zum OKH antreibend und organisierend beteiligt. Seit 1940 Chef der Abteilung Heereswesen beim Oberkommando

des Heeres. Februar 1942 Chef des Generalstabes des XL Armeekorps in Stalingrad. Dort 1943 in Kriegsgefangenschaft geraten. Im März 1943 an Typhus gestorben.

Haefen, Hans-Bernd v. (1905-1944)

Jurist. Seit 1933 Mitglied der Bekennenden Kirche. Im diplomatischen Dienst in Kopenhagen, Wien und Bukarest tätig. Seit 1940 stellvertretender Leiter der Kulturpolitischen Abteilung im Auswärtigen Amt. Weigerte sich, der NSDAP beizutreten. Vertrauensmann des Stauffenberg-Kreises im Auswärtigen Amt. Gehörte gleichzeitig zum Kreisauer Kreis. Sollte nach dem Umsturz Staatssekretär im Auswärtigen Amt werden. Nach dem 20. Juli 1944 verhaftet. Am 15. August 1944 in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Haften, Werner v. (1908-1944)

Syndikus bei einer Hamburger Bank. 1939 Oberleutnant der Reserve. Teilnahme am Russlandfeldzug. Wurde im November 1943 nach Genesung von einer schweren Verwundung Adjutant von Stauffenberg beim Befehlshaber des Ersatzheeres. Flog am 20. Juli mit Stauffenberg ins Führerhauptquartier in Ostpreussen. Unterstützte ihn bei den letzten Vorbereitungen zum Anschlag. Konnte sich mit Stauffenberg nach der Detonation aus dem Sperrkreis entfernen. Beide entkamen mit dem Flugzeug nach Berlin. In der Nacht zum 21. Juli 1944 in Berlin im Hof des Bendlerblocks erschossen.

Halder, Franz (1884-1972)

Berufsoffizier. 1938 bis 1942 Chef des Generalstabes des Heeres als Nachfolger von Beck. Erklärte 1938 Gegnern Hitlers, er werde einen Putsch unterstützen, um einen Krieg in Europa zu vermeiden. Spielte trotz Bedenken wegen des Treueids mit dem Gedanken, Hitler zu verhaften, falls es mit England und Frankreich zum Krieg kommen sollte. Der Plan scheiterte am Münchener Abkommen. Danach Trennung von dienstlicher Loyalität und privatem Abscheu. Trug wesentlich zu den Anfangserfolgen an der Ostfront bei. Entlassung am 24. September 1942, weil er Hitlers Entschluss ablehnte, der Front Truppen zur Eroberung Stalingrads zu entziehen. Nach dem 20. Juli 1944 Konzentrationslager. Gegen Ende des Krieges mit dem sog. Prominententransport unterwegs und kurz vor der Hinrichtung befreit. 1946 bis 1961 Leiter des Kriegsgerichtlichen Forschungsstabes der US-Ar-

mee. Kritisierte 1949 in seinem Buch «Hitler als Feldherr» dessen Strategie und Führungsfähigkeiten. Beschrieb den «Zwang zum Widerstand als ein fürchterliches und qualvolles Erleben».

Hammerstein-Equord, KurtFrhr. v. (1878-1943)

Berufssoldat alter Schule. 1930 Chef der Heeresleitung. Trug noch Ende Januar 1933 Hindenburg die Bedenken der Heeresleitung gegen Hitlers Eignung zum Reichskanzler vor. Reichte im Herbst 1933 seinen Abschied ein. 1939 kurzfristig Oberbefehlshaber einer Armeeabteilung im Westen. Plante, Hitler bei einem Besuch im Hauptquartier festzunehmen. Wurde bald wegen seiner ablehnenden Einstellung zum Nationalsozialismus endgültig seiner Stellung enthoben.

Nannte in grösserer Runde die Nationalsozialisten «Verbrecherbande» und «Schweinigels».

Hassell, Ulrich v. (1881-1944)

Jurist. Diplomat. Bekleidete zahlreiche wichtige Auslandsposten. Von 1932 bis zu seiner Abberufung 1938 Botschafter in Rom. Anschliessend in der Privatwirtschaft. Von Beginn an kritisierte er entschieden Hitlers Aussenpolitik, da sie zum Krieg führen müsse. Nutzte nach Kriegsbeginn seine internationalen Kontakte zu Gesprächen mit Vertretern Grossbritanniens und der USA. Hoffte nach gelungenem Staatsstreich auf baldigen Friedensschluss mit den Westmächten. Zusammenarbeit mit Goerdeler, Beck und Popitz an innenpolitischen Planungen für die Zeit nach einem Umsturz. Wird auf allen erhaltenen Kabinettslisten des Widerstands als künftiger Aussenminister genannt. Verhaftung am 28. Juli 1944. Am 8. September 1944 Todesurteil des Volksgerichtshofes und Hinrichtung in Berlin-Plötzensee.

Heinz, Friedrich Wilhelm (1899-1968)

Ursprünglich Berufsoffizier. Dann Angehöriger der «Brigade Ehrhardt». Bis Ende 1923 SA-Führer. Ausschluss aus der NSDAP. 1925 bis 1928 Mitglied der Bundesleitung des ‚Stahlhelm‘. Zuletzt Oberstleutnant in der Abwehrabteilung des OKW. Sollte im September 1938 einen Stosstrupp gegen die Reichskanzlei führen. Wollte im Verlauf der Aktion ein Handgemenge auslösen und Hitler ohne lange Umstände erschiessen. Seit 1941 Kommandeur des 4. Regiments der Division Brandenburg. Am 20. Juli als Stoss-

truppführer des Widerstandes vorgesehen und im Bendlerblock anwesend. Überlebte versteckt in Berlin. Nach dem Kriege zunächst Kommunalpolitiker in der Sowjetzone. Danach umstrittene Tätigkeit im Amt Blank für die Bundesregierung.

Helldorf, Wolf-Heinrich Graf v. (1896-1944)

Weltkriegsteilnehmer. Freikorpskämpfer. 1925 Nationalsozialist und Landtagsabgeordneter in Preussen. 1931 SA-Führer Berlin-Brandenburg. Umstrittene Figur, der gerüchtweise viele dubiose Geschäfte nachgesagt wurden, in denen er seine politische Macht als Druckmittel einsetzte. Seit 1935 Polizeipräsident von Berlin. Machte nach dem Pogrom vom 9. November 1938 seinen Polizeioffizieren Vorhaltungen, weil sie dem Befehl zum Stillhalten gefolgt waren, und versicherte, er selber hätte, wäre er in Berlin gewesen, Befehl zum Schiessen gegeben. Teilnahme am Widerstand. Nach dem 20. Juli 1944 verhaftet. Am 15. August 1944 in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Hofacker, Cäsar v. (1896-1944)

Jurist. Seit 1927 für die Vereinigten Stahlwerke AG Berlin tätig, deren Prokurist er 1938 wurde. 1931 trat er dem Stahlhelm bei. Als Oberstleutnant der Reserve im August 1939 zur Wehrmacht eingezogen. Leiter des Referates Eisen und Stahl im Verwaltungsstab Paris. Zuletzt Adjutant zur persönlichen Verwendung im Stab des Militärbefehlshabers in Frankreich. Verbindungsmann zwischen Stülpnagel und seinem Vetter Stauffenberg. Am 26. Juli 1944 verhaftet und am 30. August vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. 20. Dezember 1944 in Berlin-Plötzensee hingerichtet. Hatte versucht Rommel für die Verschwörung zu gewinnen, und gab unter Folter dessen Namen preis, was Rommels Schicksal besiegelte.

Fiel vor dem Volksgerichtshof dem Vorsitzenden ins Wort: «Sie schweigen jetzt Herr Freisler! Denn heute geht es um meinen Kopf. In einem Jahr geht es um Ihren Kopf.»

Jessen, Jens Peter (1895-1944)

Professor der Staatswissenschaften in Göttingen, Kiel, Marburg. Seit 1936 in Berlin. Unterstützte vor 1933 die NS-Bewegung als, wie er glaubte, einzige Kraft die der drohenden Bolschewisierung Europas erfolgreich entgegenreten könne. Sagte aber auch: «Kommen sie ans Ruder, bin ich in der Opposition, das weiss ich schon.» Entsetzt über Missstände, Korruption

und bedenkenlose Kreditschöpfung der neuen Machthaber. Im Krieg dienstverpflichtet als Hauptmann der Reserve beim Generalquartiermeister des Heeres. Konnte den Verschwörern des 20. Juli Reisemöglichkeiten verschaffen. Entwickelte mit Popitz und Planck Verfassungspläne, die sich mit denen Goerdelers nicht deckten. August 1944 Verhaftung. Am 30. November 1944 Todesurteil des Volksgerichtshofes wegen «Nichtanzeige eines hochverräterischen Unternehmens», noch am selben Tage in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Kaiser, Jakob (1888-1961)

Buchbinder. 1924 bis 1933 im Vorstand der Christlichen Gewerkschaften. 1933 Reichstagsabgeordneter des Zentrums. Versuchte im April 1933, zusammen mit Wilhelm Leuschner, die weltanschaulich geprägten Einzelgewerkschaften zu einer Einheitsgewerkschaft zu vereinen, um dem Regime in seinen Gleichschaltungsabsichten zuvorzukommen. Wurde später, gemeinsam mit Josef Wirmer, einer der einflussreichsten Berater Carl Goerdelers. Sein besonnenes, so offenes wie entschiedenes Temperament hat viel dazu beigetragen, die Spannungen zwischen den Widerstandsgruppen auszugleichen. Von den ehemaligen Zentrumsolitikern war er im Kreis der Opposition unstrittig die Zentralfigur. Nach dem 20. Juli 1944 untergetaucht, hat er sich der Festnahme erfolgreich entziehen können. 1945 Mitbegründer der CDU in der SBZ und in Berlin. 1949 bis 1957 Bundesminister und bis 1958 stellvertretender Vorsitzender der CDU.

Keitel, Wilhelm (1882-1946)

Berufssoldat. Als Nachfolger Blombergs 1938 bis 1945 Chef des neu errichteten Oberkommandos der Wehrmacht. 1940 Generalfeldmarschall. Ursprünglich gegen den Einmarsch in die Sowjetunion, passte er sich Hitler an und wurde dessen engster militärischer Gehilfe. Bedingungslos ergeben. Als General Speidel Hitler einmal widersprach, drohte Keitel aus dem Hintergrund mit der erhobenen Faust. Bezeichnete Hitler als «grössten Feldherrn aller Zeiten», was ihm den Spitznamen «Lakaitel» eintrug. Am 16. Oktober 1946 im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess zum Tode verurteilt und hingerichtet

Blomberg meinte 1938 in seiner Abschiedsunterredung mit Hitler, Keitel sei nur ein «Bürochef», worauf Hitler entgegnete: «Das ist genau die Art Mann, die ich brauche.»

Kleüt-Schmenzin, Ewald v. (1890-1945)

Gutsbesitzer. Jurist Konservativer Politiker. Monarchistisch und christlich geprägt. Bekämpfte in der Endphase der Weimarer Republik aktiv den Nationalsozialismus. Im Mai und Juni 1933 zweimal kurzzeitig verhaftet. Reiste 1938 im Auftrag der Gruppe um Beck zu politischen Gesprächen nach London. Traf 1942 und 1943 Goerdeler und sagte Unterstützung für den Staatsstreich zu. War in die Pläne von Stauffenberg eingeweiht und billigte das Attentat. Vorgesehen als politischer Beauftragter im Wehrkreis II (Stettin). Nach dem 20. Juli verhaftet. März 1945 Todesurteil des Volksgerichtshofes. Am 9. April 1945 in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Kleüt-Schmenzin, Ewald Heinrich v. (geb. 1922)

Sohn des Vorgenannten. Leutnant im Infanterieregiment 9. Wollte Anfang 1944 wie Bussche bei einer Vorführung neuer Uniformen Hitler mit in den Tod nehmen. Scheiterte ebenfalls an Zufällen, die Hitlers Erscheinen verhinderten. Das Ermittlungsverfahren gegen ihn, der sich auf Veranlassung von Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg am 20. Juli als Ordonnanzoffizier im Bendlerblock bei den Verschwörern aufhielt, wurde am 12. Dezember 1944 eingestellt. Er konnte, an die Front versetzt, überleben.

Kluge, Hans Günther v. (1882-1944)

Berufsoffizier. Seit 1940 Generalfeldmarschall. Dezember 1941 bis Oktober 1943 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte. Juli 1944 Oberbefehlshaber West und Heeresgruppe B. Abberufung am 18. August 1944, wie es hieß, weil er die Verschwörung nicht aufgedeckt hatte und im Verdacht stand, mit den westlichen Kriegsgegnern Verhandlungen anzustreben. Selbstmord, da er fürchten musste, in Deutschland vor Gericht gestellt zu werden.

«Der kluge Hans» stand während seiner Zeit bei der Heeresgruppe Mitte unter dem Einfluss Tresckows, entzog sich aber, ungeachtet aller Einsicht in die heranrückende Katastrophe, immer wieder allen aktiven Umsturzbestrebungen. In seinem Abschiedsbrief an Hitler heisst es: «Ich scheidet von Ihnen, mein Führer, dem ich innerlich näherstand, als Sie vielleicht geahnt, in dem Bewusstsein, meine Pflicht bis zum äussersten getan zu haben.»

Knochen, Dr. Helmut (geb. 1910)

SS-Standartenführer. 1940 bis 1944 Kommandeur der Sicherheitspolizei in Paris. Konflikte mit der deutschen Militärverwaltung in Frankreich unter Stülpnagel. Am 20. Juli 1944 zeitweilig von den Verschwörern in Paris arrestiert. 1946 von einem britischen Militärgericht wegen Hinrichtung gefangener Piloten zu lebenslänglicher Haft, 1954 von einem Pariser Militärgericht zum Tode verurteilt. 1962 begnadigt.

Kordt, Erich (1903-1970)

Verwaltungsjurist. Diplomat. 1936 bis 1938 Botschaftsrat an der Deutschen Botschaft in London. Knüpfte dort politische Kontakte für den Widerstand. 1938 bis 1941 Chef des Ministerbüros im Reichsaussenministerium. Plante im November 1939, persönlich ein Attentat auf Hitler durchzuführen. 1941 bis 1945 Gesandter in Tokio und Nanking. Gehörte zur Widerstandsgruppe im Auswärtigen Amt. 1951 Privatdozent an der Universität Köln. Später Ministerialrat der Landesregierung in Düsseldorf.

Kordt, Theodor (1893-1962)

Verwaltungsjurist. Diplomat. Bruder von Erich Kordt. 1923 Eintritt in den diplomatischen Dienst. 1938/39 Botschaftsrat in London. Seit 1939 Botschaftsrat in Bern. Unterhielt auf seinen Auslandsposten politische Kontakte für den Widerstand. 1953 bis 1958 Botschafter der Bundesrepublik in Athen.

Die Brüder Kordt versuchten von 1938 bis Mitte August 1939 die britische Regierung zu bewegen, in einer öffentlichen Erklärung Deutschland vor einem Weltkrieg zu warnen. Sie informierten die Briten über Hitlers Kriegsabsichten, doch gingen ihre Bemühungen wie die vieler anderer Mitglieder des Widerstands angesichts der «Apeasement-Politik ins Leere.

Leher, Julius (1891-1945)

Sozialdemokratischer Politiker. Kriegsfreiwilliger und Offizier des 1. Weltkriegs. 1924 bis 1933 Mitglied des Reichstages. Wehrpolitischer Sprecher der SPD-Fraktion. 1933 bis 1937 Häftling in der Strafanstalt Wolfenbüttel, KZ Esterwegen und KZ Sachsenhausen. 1938 bis 1944 privatwirtschaftliche Tätigkeit. Nähe zum Kreisauer Kreis. Kontakte zu anderen Sozialdemokraten. Stauffenberg gab ihm als Reichskanzler einer Umsturz-

regierung den Vorzug vor Goerdeler. Am 5. Juli 1944 Verhaftung aufgrund einer Denunziation, zu der es nach dem Kontakt zu einer von Spitzeln unterwanderten kommunistischen Widerstandsgruppe kam. Am 20. Oktober 1944 Todesurteil durch den Volksgerichtshof. Hingerichtet am 5. Januar 1945 in Berlin-Plötzensee.

Hielt nach der Konferenz von Casablanca im Januar 1943 die bedingungslose Kapitulation im Unterschied zu vielen Gesinnungsfreunden im Widerstand für unvermeidbar.

Leuschner, Wilhelm (1888-1944)

Sozialdemokrat. Gewerkschaftsführer. 1929 bis 1933 hessischer Innenminister. 1932/33 stellvertretender Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Gewerkschafts-Bundes. 1933/1934 zeitweise im KZ. 1934 bis 1944 Kleinfabrikant in Berlin. Untergrundtätigkeit. Strebte eine Einheitsgewerkschaft an. War 1944 für das Amt des Vizekanzlers nach dem Umsturz vorgesehen. Stellte sich im August 1944 nach der Verhaftung seiner Frau der Gestapo. Am 8. September 1944 zum Tode verurteilt. Am 29. September 1944 in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Mackensen, August v. (1848-1945)

Generalfeldmarschall. Der Senior der deutschen Generalität. Bemühte sich um eine Ehrenrettung für die beim Röhm-Putsch ermordeten Generäle v. Schleicher und v. Bredow. Richtete zusammen mit v. Hammerstein eine Denkschrift an den Reichspräsidenten v. Hindenburg, die diesem aber offenbar nicht vorgelegt wurde.

Manstein, Erich v. (1887-1973)

Generalfeldmarschall. 1935 bis 1938 Chef der Operationsabteilung im Generalstab des Heeres. 1941 Oberbefehlshaber der 11. Armee. 1942 bis 1944 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don bzw. Süd. 1944 Entlassung, da er auf Rückzug an der Ostfront drängte. Gilt als bedeutender Stratege und Feldherr. Sagte sich trotz der Bemühungen Becks und Stauffenbergs auch nach Stalingrad nicht von Hitler los. Betrachtete sich als «Nur-Soldat», der zu gehorchen habe. Von britischen Richtern 1949 zu 18 Jahren Gefängnis verurteilt, da er den Schutz der Zivilbevölkerung missachtet habe. 1953 freigelassen. Später militärischer Berater der Bundesregierung.

Mertz v. Quirnheim, Albrecht Ritter (1905-1944)

Berufsoffizier. Oberst Liess sich nach der Machtergreifung zur SA abkommandieren. Früher Freund Stauffenbergs. Im Juni 1944 dessen Nachfolger als Chef des Stabes bei Olbricht. War intensiv an der Planung des Umsturzes, insbesondere der Operation «Walküre», beteiligt. Am Abend des 20. Juli versuchte er im Bendlerblock bis zuletzt den Staatsstreich zum Erfolg zu führen. Wurde noch in der Nacht dort erschossen.

Mierendorff, Carlo (1897-1943)

Politiker, Journalist Seit 1920 Sozialdemokrat. 1929 Pressechef des hessischen Innenministers Wilhelm Leuschner. Seit 1930 Reichstagsabgeordneter. 1933 bis 1938 im Konzentrationslager. Wegen seiner grossen, auch in den Jahren der Haft nicht verlorengegangenen Popularität wurde er nach seiner Entlassung gezwungen, einen neuen Namen anzunehmen. Bezeichnenderweise wählte er, in Erinnerung an seine frühen literarischen Neigungen, mit dem Namen «Willemer» ein Pseudonym aus der Goethe-Welt. Über Adolf Reichwein kam er mit Helmuth v. Moltke zusammen und zum Kreisauer Kreis, wo ihm aufgrund seiner eindrucksvollen, kämpferischen Persönlichkeit wie von selbst eine Art geistige Führungsrolle zufiel. Reichwein hielt ihn, wie andere auch, für den Repräsentanten eines zukünftigen Deutschlands. Fand im Dezember 1943 während eines Bombenangriffs auf Leipzig den Tod.

Moltke, Helmuth James Graf v. (1907-1945)

Jurist. Der grosse preussische Generalfeldmarschall war sein Urgrossonkel. Dank familiärer Beziehungen und Erziehung zahlreiche Verbindungen nach England. Seit 1934 Rechtsanwalt in Berlin. 1935 bis 1938 absolvierte er eine Ausbildung als britischer Rechtsanwalt und plante die Übernahme eines Anwaltsbüros in London. 1939 Friedensmission in London und Besitzer des Gutes Kreisau in Schlesien. Im September 1939 als Kriegsverwaltungsrat in die Abteilung Ausland/Abwehr des OKW übernommen. Dort Sachverständiger für Kriegs- und Völkerrecht. Engagierte sich für die humane Behandlung von Kriegsgefangenen und die Einhaltung des Völkerrechts. Ab 1939 Denkschriften zur politischen Neuorientierung Deutschlands. Im Kreisauer Kreis weitete er seine Kontakte zu Kirchenführern und zur sozialdemokratischen Opposition systematisch aus. 1943 Fühlungnahme mit den Alliierten. Nachdem Moltke Mitglieder des Solf-Kreises

wegen einer Gestapo-Bespitzelung gewarnt hatte, wurde er am 19. Januar 1944 verhaftet. Bei den Untersuchungen nach dem 20. Juli 1944 wurde seine Verbindung zum engsten Verschwörerkreis bekannt. Am 11. Januar 1945 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt wurde er am 23. Januar 1945 in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Oberg, Carl-Albrecht (1897-1965)

SS-Obergruppenführer. 1942 bis 1945 Höherer SS- und Polizeiführer im besetzten Frankreich. Seine Ernennung bedeutete eine tiefgreifende Veränderung der Beziehungen zwischen Militärverwaltung und deutscher Polizei, die nun auch für die Sicherheit der Truppe in der Etappe zu sorgen hatte. Enge Zusammenarbeit mit französischen Milizionären und Kollaborateuren. Massnahmen gegen Juden und die französische Widerstandsbewegung. Am 20. Juli 1944 zeitweilig von militärischen Widerständlern in Paris arrestiert.

In Deutschland 1946 zum Tode verurteilt dann an Frankreich ausgeliefert und dort 1954 nochmals zum Tode verurteilt. 1958 wurde das Urteil durch Gnadenerlass in lebenslängliche Haft umgewandelt. 1965 endgültig begnadigt und repatriiert.

Olbricht, Friedrich (1888-1944)

Berufssoldat. 1938 bis 1940 Divisionskommandeur. General der Infanterie. 1940 bis 1944 Amtschef des Allgemeinen Heeresamtes im Oberkommando des Heeres in Berlin. Seit 1943 in Personalunion auch Chef des Wehrersatzamts beim OKW. Betrieb in Abstimmung mit den Gruppen um Beck, Goerdeler und Tresckow die Ausarbeitung der «Walküre»-Pläne, um die Übernahme der Vollziehenden Gewalt durch die Verschwörer zu ermöglichen. Im Herbst 1943 forderte er Stauffenberg als Stabschef für sein Amt an, der allerdings im Juni 1944 zum Befehlshaber des Ersatzheeres, General Fromm, wechselte. Nach dem Attentat vom 20. Juli löste Olbricht in Berlin den «Walküre»-Alarm aus. Nach dem Scheitern des Umsturzversuches noch in der Nacht im Hof des Bendlerblocks erschossen.

Oster, Hans (1888-1945)

Berufssoldat. Generalmajor. Haupt des Widerstandes in der militärischen Abwehr. 1935 Eintritt in die Abwehrabteilung des Reichswehrministeriums als Ersatzoffizier im Range eines Oberstleutnants. Im Herbst 1938 an

der sog. Septemberverschwörung führend beteiligt. 1940 benachrichtigte er den niederländischen Militärattaché über den bevorstehenden Überfall auf sein Land. 1941 Übernahme als aktiver Offizier. Chef der Zentralabteilung des Amtes Ausland/Abwehr des OKW. Am 16. April 1943 wegen eines angeblichen Devisenvergehens aus dem Dienst entfernt. Sollte nach dem Umsturz Präsident des Reichskriegsgerichts werden. Am 21. Juli 1944 verhaftet. Am 9. April 1945 nach Standgerichtsverfahren im KZ Flossenbürg gehängt.

Reichenau, Walter v. (1884-1942)

Ab 1933 Chef des Ministeramts (später Wehrmachtsamts) im Reichswehrministerium. Damit Stabschef und persönlicher Berater Blombergs. Sah im Nationalsozialismus eine Massenbewegung, deren Dynamik er für die Machtstellung der Armee sowie für Grösse und Ansehen Deutschlands einzusetzen gedachte. Schlüsselfigur bei der Eingliederung der Reichswehr in den NS-Staat. Beurteilte 1939, nach dem Polenfeldzug, die Aussichten einer überstürzten West-Offensive, wie sie Hitler verlangte, pessimistisch.

1940 nach dem Sieg über Frankreich Generalfeldmarschall. Zuletzt Oberbefehlshaber Heeresgruppe Süd. Deckte die Blutbäder der SS im Osten. Bezeichnete den deutschen Soldaten als Träger einer «unerbittlichen rassistischen Idee», die über die herkömmlichen militärischen Ehrbegriffe zu setzen sei. Starb durch Schlaganfall nach einer Flugzeugbruchlandung.

Reichwein, Adolf (1898-1944)

Pädagoge, vom Sozialismus wie von der Jugendbewegung gleichermassen geprägt. Seit 1930 Professor für Geschichte und Staatsbürgerkunde in Halle. Im April 1933 von den neuen Machthabern an eine Landschule versetzt. Später Museumspädagoge am Staatlichen Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin. Seit 1940 Kontakte zur Opposition und Mitglied des Kreisauer Kreises. Seine Arbeitsstätte im Prinzessinnenpalais Unter den Linden wurde zu einem der Treffpunkte des Widerstands, wo er angesichts der Ohnmacht aller Regimegegner einen «fast erbitterten Sozialismus» (Ger van Roon) entwickelte. Gegen die Warnungen der Mitverschworenen nahm er zusammen mit Julius Leber Verbindung zu einer von der Gestapo unterwanderten kommunistischen Untergrundgruppe auf und wurde Anfang Juli

1944 verhaftet. Am 20. Oktober durch den Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und noch am gleichen Tag hingerichtet

Rommel, Erwin (1891-1944)

Berufssoldat Hatte anfänglich Sympathien für den Nationalsozialismus. Meister der taktischen Panzerkriegführung und legendärer Truppenführer. 1941 bis 1943 Befehlshaber des Afrikakorps. 1942 Generalfeldmarschall. 1944 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B in Italien und Nordfrankreich. Von Hitler am 14. Oktober 1944 nach Bekanntwerden seiner Pläne zur «Öffnung» der Front im Westen zum Selbstmord gezwungen. Musste befürchten, anderenfalls wegen Hochverrats vor den Volksgerichtshof zu kommen.

Sympathisierte mit der Verschwörung, beteiligte sich jedoch nicht. Wegen seiner Popularität wollten einige der Widerständler ihn zum Oberbefehlshaber des Heeres machen. Die Reserven gegen ihn überwogen aber.

Schacht, Hjalmar (1877-1970)

Finanzexperte. Mitbegründer der Deutschen Demokratischen Partei. Hatte 1923 entscheidenden Anteil an der Stabilisierung der deutschen Mark. Schwenkte politisch nach rechts und schloss sich 1931 der Harzburger Front an. Führte Hitler in Kreise der Hochfinanz ein. 1923 bis 1930 und 1933 bis 1939 Reichsbankpräsident. 1934 bis 1937 Reichswirtschaftsminister. 1935 bis 1937 Generalbevollmächtigter für die Kriegswirtschaft. Da er Geldentwertung und Inflation bekämpfen wollte, geriet er in Konflikte mit der NS-Führung. Bis 1944 Reichsminister ohne Geschäftsbereich. Entsetzt über die Fritsch-Krise und Hitlers Kriegskurs, begann er sich vom NS-Regime zu entfernen und stellte sich den Verschwörern vom September 1938 zur Verfügung. Galt aber immer als unsicherer Beteiligter. Nach dem 20. Juli 1944 verhaftet. Überlebte, da man ihm nichts nachweisen konnte. In Nürnberg freigesprochen. Nach dem Kriege Bankier und Finanzberater.

Schlabrendorff, Fabian v. (1907-1980)

Jurist. Oberleutnant der Reserve. Ordonnanzoffizier bei Henning v. Tresckow. Im militärischen Widerstand ständiger Verbindungsmann zwischen der Heeresgruppe Mitte sowie Beck, Goerdeler, Oster, Olbricht. Nach dem 20. Juli 1944 verhaftet. Inhaftierung in den KZs Flossenbürg und Dachau.

Verzögerung des Verfahrens durch den Tod Freislers. März 1945 Freispruch. Nach Kriegsende befreit. 1967 bis 1975 Richter am Bundesverfassungsgericht

Schulenburg, Fritz-Dietlof Graf v. der (1902-1944)

Verwaltungsjurist. Seit 1932 NSDAP-Mitglied. 1937 stellvertretender Polizeipräsident von Berlin. 1939 stellvertretender Oberpräsident von Ober- und Niederschlesien. Galt aber schon um diese Zeit als «politisch unzuverlässig» und wurde 1940 aus der NSDAP ausgeschlossen. Oberleutnant der Reserve. Verbindung zum Kreisauer Kreis. Dank seiner starken Persönlichkeit auf allen Seiten geschätzt und die womöglich wirksamste vermittelnde Kraft im Widerstand mit engen Beziehungen zu Stauffenberg wie Goerdeler, Leber, Popitz und Moltke. Nach dem 20. Juli 1944 verhaftet. Am 10. August 1944 in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Erklärte vor dem Volksgerichtshof: «Wir haben diese Tat auf uns genommen, um Deutschland vor einem namenlosen Elend zu bewahren. Ich bin mir klar, dass ich daraufhin gehängt werde, bereue meine Tat aber nicht und hoffe, dass sie ein anderer in einem glücklicheren Moment durchführen wird.»

Schwerin von Schwanefeld, Ulrich Wilhelm Graf (1902-1944) Trat bereits als Student für eine politische Erneuerung Deutschlands auf christlich-sozialer Grundlage ein und wandte sich von früh an gegen den Nationalsozialismus. Schon seit 1935 überzeugt, dass die Befreiung des Landes vom NS-Regime nur durch die notfalls auch gewaltsame Beseitigung Hitlers möglich sei. Befreundet mit Yorck v. Wartenburg und Fritz-Dietlof v. d. Schulenburg, aber auch mit engen Verbindungen zur Abwehr und zum Kreisauer Kreis. Einer der einflussreichsten Vermittler zwischen militärischem und zivilem Widerstand. 1939 zur Wehrmacht einberufen, war er ab 1941 Ordonnanzoffizier bei Feldmarschall v. Witzleben in Paris. Seit 1942 durch Oster wieder in Berlin. Obwohl er seit 1943/44 der Auffassung war, dass ein Umsturz die bedingungslose Kapitulation nicht mehr abwenden könne, trat er bis zuletzt für die Attentatslösung ein und wurde am 20. Juli im Bendlerblock verhaftet. Am 21. August 1944 zum Tode verurteilt und in Plötzensee hingerichtet.

Stauffenberg, Claus Graf Schenk v. (1907-1944)

Berufssoldat. Stammte aus süddeutsch-katholischem Adel, hatte aber auch preussische Vorfahren. Gehörte zum Kreis um den Dichter Stefan George. Trat 1926 in das Bamberger Reiterregiment ein. 1938 zweiter Generalstabs-offizier unter Generalleutnant Erich Hoepner, der zum Verschwörerkreis um Witzleben gehörte. Nach dem Feldzug gegen Frankreich Organisations-abteilung des OKH. Anfang 1943 Versetzung zur 10. Panzerdivision, die Rommels Rückzug in Afrika deckte. Am 7. April 1943 schwer verwundet. Wurde ab Herbst 1943 zur entscheidenden Persönlichkeit im Kampf gegen Hitler. Entschloss sich zum aktiven Widerstand, als er das Ausmass des Schadens erkannte, den Hitlers engstirnige Herrenmenschenpolitik sowie seine Art der Kriegsführung über Deutschland brachte. Nach seiner Gene-sung im Oktober 1943 Stabschef im Allgemeinen Heeresamt und anschlies-send beim Befehlshaber des Ersatzheeres. Sollte nach dem Umsturz Staats-sekretär im Reichskriegsministerium werden. Entschloss sich im Sommer 1944, das Attentat selbst durchzuführen, da er Zugang zu den militärischen Lagebesprechungen Hitlers hatte. Konnte den Anschlag am 20. Juli 1944 in der «Wolfschanze» bei Rastenburg in Ostpreussen durchführen. Hitler überlebte. Stauffenberg hielt das Attentat für gelungen und konnte das Hauptquartier knapp vor der Abriegelung verlassen. Flog nach Berlin, um im Bendlerblock den Staatsstreich voranzutreiben. Wurde in der Nacht zum 21. Juli mit Mitverschworenen dort im Hof erschossen.

Kurz vor dem 20. Juli hatte er gesagt: «Es ist Zeit, dass jetzt etwas getan wird. Derjenige allerdings, der etwas zu tun wagt, muss sich bewusst sein, dass er wohl als Verräter in die deutsche Geschichte eingehen wird. Unter-lässt er jedoch die Tat, dann wäre er ein Verräter vor seinem eigenen Ge-wissen.»

Stieff, Hellmuth (1901-1944)

Berufsoffizier, seit 1938 im Generalstab. Ab Oktober 1942 Chef der Orga-nisationsabteilung im OKH. Von der Vielzahl der Briefe, die er im Verlauf des Krieges vor allem an seine Frau schrieb, sind nur wenige erhalten ge-blieben, die gleichwohl zu den bewegenden Zeugnissen der Zeit gehören. Durch Henning v. Tresckow wurde er für den aktiven Widerstand gewon-nen, erklärte sich auch bereit, an einem Attentat gegen Hitler mitzuwirken, lehnte dann jedoch, nach mehrfachem Schwanken, die Ausführung ab. Noch in der Nacht zum 21. Juli im Hauptquartier festgenommen und bei

den nachfolgenden Verhören schwer gefoltert, widerstand er dennoch mehrere Tage lang den Versuchen, die Namen von Mitverschworenen preiszugeben. Im ersten Prozess gegen die Verschwörer am 8. August vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am selben Tag in Plötzensee hingerichtet

Stülpnagel, Carl-Heinrich v. (1886-1944)

Berufssoldat Seit Beginn der dreissiger Jahre mit Beck befreundet Typus des gelehrten Offiziers mit zahlreichen Verbindungen zu Wissenschaft und Literatur. Beteiligte sich an den Umsturzplänen, die im Herbst 1938 mit dem Münchener Abkommen scheiterten. 1938 bis 1940 Oberquartiermeister I im Generalstab des Heeres. General der Infanterie. 1941 Oberbefehlshaber der 17. Armee. 1942 bis 1944 Militärbefehlshaber in Frankreich. Unterstützte von Paris aus mit Hofacker die Umsturzabsichten des militärischen Widerstandes. Nur in seinem Befehlsbereich wurden am 20. Juli 1944 die Pläne der Verschwörer erfolgreich durchgeführt. Als das Scheitern des Attentats deutlich wurde, unternahm er einen Selbstmordversuch, der zu schweren Verletzungen und Erblindung führte. Anschliessend von der Gestapo verhaftet. Am 30. August 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am selben Tag in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Tresckow, Henning v. (1901-1944)

Berufssoldat. Trat Ende der zwanziger Jahre in Offizierskreisen für die Hitlerbewegung ein, änderte aber seine Auffassung schon früh und war von da an einer der unerschrockensten Gegner des Regimes. 1941 bis 1943 Generalstabsoffizier (Ia) im Oberkommando der Heeresgruppe Mitte. 1942 Oberst im Generalstab. Plante seit Mitte 1942 mehrmals Anschläge auf Hitler, die an widrigen Umständen scheiterten. Ende Juli 1943 Versetzung in die «Führerreserve». Arbeitete in Berlin mit Stauffenberg die «Walküre»-Pläne für innere Unruhen zu einem Staatsstreichsplan um. Herbst 1943 Versetzung an den Südabschnitt der Ostfront. Ende November 1943 dort Stabschef der 2. Armee. Generalmajor. Hielt weiter Kontakt zu den Verschwörern. Tötete sich nach dem Scheitern des Attentats an der Front mit einer Granate.

Die Kaltenbrunner-Berichte bezeichnen ihn als den «Treiber» und «bösen Geist» des Unternehmens. Vor seinem Ende sagte er zu Schlabrendorff: «Ich halte Hitler nicht nur für den Erzfeind Deutschlands, sondern auch für

den Erzfeind der Welt... Der sittliche Wert eines Menschen beginnt erst dort, wo er bereit ist, für seine Überzeugung sein Leben hinzugeben.»

Trott zu Solz, Adam von (1909-1944)

Jurist 1932/33 Stipendiat in Oxford. 1937/38 in China. Die Reise dorthin über die USA sowie seine zahlreichen Auslandsaufenthalte nutzte er zu Kontaktaufnahmen – auch mit exilierten Regimegegnern – im Interesse des Widerstands. 1940 aus Tarnungsgründen NSDAP-Beitritt. Legationsrat in der Informationsabteilung des Auswärtigen Amts. Später Tätigkeit im Indienressort. Aussenpolitischer Berater des Kreisauer Kreises. 1941 und 1943 weitere Auslandsreisen, um die Chancen einer Umsturzregierung zu erkunden. Verzweifelt über die Unnahbarkeit der westlichen Kriegsgegner. Nach dem 20. Juli 1944 zunächst unbehelligt. Dann am 26. Juli 1944 verhaftet. Nach Volksgerichtshofsurteil vom 15. August 1944 in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Wirmer, Josef (1901-1944)

Rechtsanwalt. Vor 1933 Syndikus des Kartellverbandes der katholischen Studentenvereine. Gehörte zum linken Flügel der Zentrumspartei. Als Gegner der ersten Stunde und aufgrund seiner Anwaltstätigkeit insbesondere für verfolgte Juden aus dem NS-Rechtswahrerbund ausgeschlossen. Seit 1936 zunehmend engere Verbindung zum Kreis der Gewerkschafter; freundschaftliche Beziehung zu Jakob Kaiser. Öffnete viele von alten Gegensätzen verschüttete Wege zwischen den einzelnen Gruppen des Widerstands; sein Haus war einer der wichtigsten Treffpunkte der Opposition, wo neben Kaiser, Leuschner und Habermann auch Goerdeler und die Mitarbeiter der Abwehr verkehrten. Am 4. August 1944 festgenommen und ins Konzentrationslager Ravensbrück eingeliefert. Vor dem Volksgerichtshof verteidigte er sich mit souveränem Selbstbewusstsein. Am 8. September zum Tode verurteilt, wurde er noch am selben Tag in der Haftanstalt Plötzensee hingerichtet.

Witzleben, Erwin v. (1881-1944)

Berufsoffizier. 1934 Befehlshaber im Wehrkreis III (Berlin). 1938/39 Staatsstreichs- und Attentatspläne. 1940 Generalfeldmarschall und Oberbefehlshaber der Heeresgruppe D im Westen. April 1941 bis März 1942 Oberbefehlshaber West in Frankreich. März 1942 aus gesundheitlichen

Gründen aus dem Dienst ausgeschieden. 1943/44 an Staatsstreichsvorbereitungen beteiligt. War bereit, nach dem Umsturz den Oberbefehl über die Wehrmacht zu übernehmen. Am 20. Juli 1944 erschien er erst gegen Abend im Bendlerblock. Am 21. Juli 1944 verhaftet. Am 8. August 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am selben Tag in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Yorck v. Wartenburg, Peter Graf (1904-1944)

Jurist. 1936 bis 1941 Oberregierungsrat beim Reichskommissar für die Preisbildung. 1939 Oberleutnant der Reserve. 1942 Wehrwirtschaftsamt des OKW. Neben Helmuth v. Moltke die zentrale Figur des Kreisauer Kreises. In seinem Haus in der Hortensienstrasse fanden die meisten und wichtigsten Begegnungen des Kreises statt. Nach langem Zögern für die Idee des Attentats gewonnen. Enge Kontakte zu seinem Vetter Stauffenberg. Sollte nach dem Umsturz Staatssekretär im Reichskanzleramt werden. Am 20. Juli 1944 in der Bendlerstrasse und dort verhaftet. Am 8. August 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am selben Tage in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Wirkte aus christlicher Überzeugung am Widerstand mit. Wies vor Freisler den Totalitätsanspruch des Staates gegenüber dem Staatsbürger unter Hinweis auf die übergeordneten religiösen und ethischen Verpflichtungen zurück.

Bibliographie

Gedruckte Quellen

Dokumentensammlungen

- Becker, Josef und Ruth, «Hitlers Machtergreifung», München 1983
- Boberach, Heinz (Hrsg.), «Meldungen aus dem Reich. Auswahl aus den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS 1939-1944». Neuwied/Berlin 1965
- Domarus, Max, «Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945», 2 Bde., Würzburg 1963
- Halder, Franz, «Kriegstagebuch. Tägliche Aufzeichnungen des Chefs des Generalstabes des Heeres 1939-1942», hrsg. von Hans-Adolf Jacobsen, Stuttgart 1962-64
- «Hitlers Lagebesprechungen. Die Protokollfragmente seiner militärischen Konferenzen 1942-1945», hrsg. von Helmut Heiber, Stuttgart 1962
- Jacobsen, Hans-Adolf, «1939-1945. Der Zweite Weltkrieg in Chronik und Dokumenten», Darmstadt 1961
- Jochmann, Werner (Hrsg.), «Adolf Hitler. Monologe im Führerhauptquartier 1941-1944», Hamburg 1980
- Leber, Julius, «Ein Mann geht seinen Weg. Schriften, Reden und Briefe von Julius Leber», Berlin 1952
- Picker, Henry (Hrsg.), «Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-1942», Stuttgart 1965
- «Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem internationalen Militärgerichtshof Nürnberg, 14. November 1945-1. Oktober 1946», Nürnberg 1949 (zit. als IMT)
- «Spiegelbild einer Verschwörung. Die Kaltenbrunner-Berichte an Bormann und Hitler über das Attentat vom 20. Juli 1944. Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt», hrsg. vom Archiv Peter, Stuttgart 1961 (zit. als «Spiegelbild»)
- Trevor-Roper, Hugh R. (Hrsg.), «Le Testament politique de Hitler», Paris 1959
- «Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neuordnung Deutschlands in der Gegenwart Eine Urkunden- und Dokumentensammlung zur Zeitgeschichte», hrsg. von Herbert Michaelis und Ernst Schraepfer, 27 Bde., Berlin div. Jahre (zit. als «Ursachen und Folgen»)

Erinnerungen, Korrespondenzen, Tagebücher

- Arnim, Dankwart Graf von, «Als Brandenburg noch die Mark war. Erinnerungen», Berlin 1991
- Brüning, Heinrich, «Memoiren 1918-1934», Stuttgart 1970
- Burckhardt, Carl J., «Meine Danziger Mission 1937-1939», Zürich/München 1960
- Ciano, Galeazzo, «Tagebücher 1939-1943», Bern 1946
- Diels, Rudolf, «Lucifer ante portas... Es spricht der erste Chef der Gestapo», Stuttgart 1950
- François-Poncet, André, «Botschafter in Berlin 1931-1938», Berlin/Mainz 1962
- Frank, Hans, «Im Angesicht des Galgens», Neuhaus 1955
- Gersdorff, Rudolph-Christoph Frhr. von, «Soldat im Untergang. Lebensbilder», Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1979
- Gisevius, Hans Bernd, «Bis zum bitteren Ende», Zürich 1954
- Groscurth, Helmuth, «Tagebücher eines Abwehroffiziers 1938-1940», Stuttgart 1970
- Hammerstein, Kunrat Frhr. von, «Spähtrupp», Stuttgart 1963
- Hassell, Ulrich von, «Die Hassell-Tagebücher 1938-1944. Aufzeichnungen vom Andern Deutschland», nach der Handschrift revidierte und erweiterte Ausgabe, hrsg. von Friedrich Frhr. Hiller v. Gaertringen, Berlin 1988
- Heusinger, Adolf, «Befehl im Widerstreit», Tübingen/Stuttgart 1950
- Hildebrand, Rainer, «Wir sind die Letzten», Neuwied/Bern 1949
- «Hitler's Table Talk. 1941-1944», London 1953
- Hoegner, Wilhelm, «Flucht vor Hitler», München 1977
- Hossbach, Friedrich, «Zwischen Wehrmacht und Hitler 1934-1938», Wolfenbüttel/Hannover 1949
- Kardorff, Ursula von, «Berliner Aufzeichnungen 1942-1945», München 1992
- Kessler, Harry Graf, «Tagebücher 1918-1937», Frankfurt a. M. 1962
- Kirkpatrick, Ivone, «Im innern Kreis. Erinnerungen eines Diplomaten», Berlin 1964
- Kordt, Erich, «Nicht aus den Akten... Die Wilhelmstrasse in Frieden und Krieg. Erlebnisse, Begegnungen und Eindrücke 1928-1945», München 1949
- Kotze, Hildegard von (Hrsg.), «Heeresadjutant bei Hitler 1938-1943. Aufzeichnungen des Majors Engel», Stuttgart 1974
- Liddel Hart, Basil H., «Jetzt dürfen sie reden. Hitlers Generale berichten», Stuttgart/Hamburg 1950
- Meier-Welcker, Hans, «Aufzeichnungen eines Generalstabsoffiziers 1939-1942», Freiburg 1982
- Moltke, Helmuth James von, «Briefe an Freya 1939-1945», München 1988
- Mühleisen, Horst (Hrsg.), «Hellmuth Stieff. Briefe», Berlin 1991
- Müller, Josef, «Bis zur letzten Konsequenz», München 1975
- Papen, Franz von, «Der Wahrheit eine Gasse», München 1952
- Poelchau, Harald, «Die letzten Stunden. Erinnerungen eines Gefängnispfarrers», Köln 1987

- Raeder, Erich, «Mein Leben», 2 Bde., Tübingen 1956/57
- Reile, Oscar, «Geheime Westfront Die Abwehr 1935-1945», München 1962
- Roszbach, Gerhard, «Mein Weg durch die Zeit», Weilburg 1950
- Ruge, Elisabeth (Hrsg.), «Charlotte Gräfin v. d. Schulenburg zur Erinnerung», Privatdruck o. J.
- Sauerbruch, Ferdinand, «Das war mein Leben», München 1976
- Schlabrendorff, Fabian von, «Offiziere gegen Hitler», neue, durchgesehene und erweiterte Ausgabe von Walter Bussmann, Berlin 1984
- Schmidt, Paul, «Statist auf diplomatischer Bühne 1923-1945», Bonn 1950
- Schwerin von Krosigk, Lutz Graf, «Es geschah in Deutschland. Menschenbilder unseres Jahrhunderts», Tübingen/Stuttgart 1951
- Sommerfeldt Martin H., «Ich war dabei. Die Verschwörung der Dämonen», Darmstadt 1949
- Speer, Albert, «Erinnerungen», Berlin 1969
- Speidel, Hans, «Aus unserer Zeit Erinnerungen», Berlin 1977
- Stahlberg, Alexander, «Die verdammte Pflicht. Erinnerungen 1932 bis 1945», erweiterte Neuauflage, Berlin 1994
- Wartenburg, Marion York von, «Die Stärke der Stille. Erzählungen eines Lebens aus dem deutschen Widerstand», Köln 1984
- Wassiltschikow, Marie, «Die Berliner Tagebücher der ‚Missie‘ Wassiltschikow 1940-1945», Berlin 1987

Sekundärliteratur

Allgemeine Werke

- Altmann, Rüdiger, «Der wilde Frieden. Notizen zu einer politischen Theorie des Scheiterns», Stuttgart 1987
- Arendt Hannah, «Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen», München 1964
- Bargatzky, Walter, «Hotel Majestic. Ein Deutscher im besetzten Frankreich», Freiburg i. Br. 1987
- Beck, Dorothea, «Julius Leber. Sozialdemokrat zwischen Reform und Widerstand», Berlin 1983
- Beller, H. K., «The Restless Conscience», London 1992 (Fernsehsendung)
- Berghahn, Wilfried, «Robert Musil in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten», Hamburg 1963
- Bor, Peter, «Gespräche mit Halder», Wiesbaden 1950
- Boveri, Margret «Der Verrat im XX. Jahrhundert», Bd.2: «Für und gegen die Nation», Reinbek 1956
- Bracher, Karl Dietrich, «Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus», Köln/Berlin 1969
- ders., «Das deutsche Dilemma. Leidenswege der politischen Emanzipation», München 1971
- ders./Sauer, Wolfgang/Schulz, Gerhard, «Die nationalsozialistische Macht-ergreifung», Köln/Opladen 1960
- Broszat Martin, «Nationalsozialistische Polenpolitik 1939-1945», Stuttgart 1961

- Buchheit, Gert, «Der deutsche Geheimdienst», München 1966
- ders., «Hitler der Feldherr. Die Zerstörung einer Legende», Rastatt 1958
- ders., «Ludwig Beck, ein preussischer General», München 1964
- Bücheler, Heinrich, «Carl-Heinrich von Stülpnagel. Soldat – Philosoph – Verschwörer», Berlin/Frankfurt a. M. 1989
- Cartarius, Ulrich, «Opposition gegen Hitler», Berlin 1984
- Dahrendorf, Ralf, «Gesellschaft und Demokratie in Deutschland», München 1965
- Deutsch, Harold C., «Das Komplott oder die Entmachtung der Generäle. Blomberg- und Fritsch-Krise. Hitlers Weg zum Krieg», München 1974
- ders., «Verschwörung gegen den Krieg. Der Widerstand in den Jahren 1939-1940», München 1969
- Ehlers, Dieter, «Technik und Moral einer Verschwörung. 20. Juli 1944», Frankfurt a. M./Bonn 1964
- Fest, Joachim C., «Das Gesicht des Dritten Reiches», München 1963
- ders., «Hitler. Eine Biographie», Frankfurt a. M./Berlin 1973
- Foertsch, Hermann, «Schuld und Verhängnis. Die Fritsch-Krise im Frühjahr 1938 als Wendepunkt in der Geschichte der nationalsozialistischen Zeit», Stuttgart 1951
- Görlitz, Walter, «Kleine Geschichte des deutschen Generalstabs», 2. Aufl., Berlin 1977
- ders., Quint, Herbert A., «Adolf Hitler. Eine Biographie», Stuttgart 1952
- Haffner, Sebastian, «Anmerkungen zu Hitler», München 1978
- ders., «Winston Churchill in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten», Reinbek 1979
- Heiden, Konrad, «Geburt des Dritten Reiches. Die Geschichte des Nationalsozialismus bis Herbst 1933», 2. Aufl., Zürich 1934
- Heinemann, Ulrich, «Ein konservativer Rebell. Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg der 20. Juli», Berlin 1990
- Höhne, Heinz, «Canaris. Patriot im Zwielicht», München 1976
- ders., «Die Machtergreifung. Deutschlands Weg in die Hitlerdiktatur», Reinbek 1983
- ders., «Mordsache Röhm. Hitlers Durchbruch zur Alleinherrschaft», Reinbek 1984
- Hoffmann, Peter, «Claus Schenk Graf v. Stauffenberg und seine Brüder», Stuttgart 1992 (zit. als «Stauffenberg»)
- ders., «Die Sicherheit des Diktators. Hitlers Leibwachen, Schutzmassnahmen, Residenzen, Hauptquartiere», München 1975
- ders., «Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler», 3., neu überarbeitete und erweiterte Auflage, München 1979 (zit. als «Widerstand»)
- Jünger, Ernst, «Strahlungen», Tübingen 1949
- Klee, Karl, «Das Unternehmen ‚Seelöwe‘», Göttingen 1985
- Klemperer, Klemens von/Syring, Enrico / Zitelmann, Rainer (Hrsg.), «Für Deutschland. Die Männer des 20. Juli», Frankfurt a. M./Berlin 1994
- Klemperer, Klemens von, «Die verlassenen Verschwörer. Der deutsche Widerstand auf der Suche nach Verbündeten 1938-1945», Berlin 1994
- Kramarz, Joachim, «Claus Graf Stauffenberg. 15. November 1907 – 20. Juli 1944: Das Leben eines Offiziers», Frankfurt a. M. 1965

- Krausnick, Helmut/Wilhelm, Hans-Heinrich, «Die Truppe des Weltanschauungs-
krieges. Die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD 1938-1942»,
Stuttgart 1981
- Lamb, Richard, «The Ghosts of Peace 1935-1945», London 1987
- Malone, Henry O., «Adam von Trott zu Solz. Werdegang eines Verschwörers»,
Berlin 1986
- Mathias, Erich/Morse, Rudolf (Hrsg.), «Das Ende der Parteien 1933»,
Düsseldorf 1960
- Meding, Dorothee von, «Mit dem Mut des Herzens. Die Frauen des 20. Juli»,
Berlin 1992
- Meehan, Patricia, «The Unnecessary War. White Hall and the German Resistance
to Hitler», London 1992
- Meinecke, Friedrich, «Die deutsche Katastrophe», Wiesbaden 1955
- Melnikov, Daniel, «20. Juli 1944. Legende und Wirklichkeit», Hamburg 1968
- Moltke, Freya von/Balfour, Michael / Frisby, Julian, «Helmuth James v. Moltke
1907-1945. Anwalt der Zukunft», Stuttgart 1975
- Müller, Christian, «Oberst i. G. Stauffenberg. Eine Biographie», Düsseldorf 1970
- Müller, Klaus-Jürgen, «Das Heer und Hitler. Armee und nationalsozialistisches
Regime 1933-1940», Stuttgart 1969
- Page, Helena P., «General Friedrich Olbricht. Ein Mann des 20. Juli»,
Bonn/Berlin 1992
- Petry, Christian, «Studenten aufs Schafott. Die Weisse Rose und ihr Scheitern»,
München 1968
- Ritter, Gerhard, «Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung»,
Stuttgart 1984
- Roon, Ger van (Hrsg.), «Helmuth James Graf von Moltke. Völkerrecht im Dienste
der Menschen», Berlin 1986
- ders., «Neuordnung und Widerstand, Der Kreisauer Kreis innerhalb der deutschen
Widerstandsbewegung», München 1967
- Rothfels, Hans, «Deutsche Opposition gegen Hitler. Eine Würdigung», neue,
erweiterte Ausgabe, Tübingen 1969
- Sahm, Ulrich, «Rudolph von Scheliha. Ein deutscher Diplomat gegen Hitler»,
München 1990
- Scheurig, Bodo, «Ewald von Kleist-Schmenzin. Ein Konservativer gegen Hitler»,
Oldenburg/Hamburg 1968
- ders., «Henning v. Tresckow. Eine Biographie», Frankfurt a.M. / Berlin / Wien 1980
- Schmädecke, Jürgen/Steinbach Peter (Hrsg.), «Der Widerstand gegen den Nationa-
lismus. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler»,
München/Zürich 1986 (Zit. als Schmädecke/Steinbach)
- Schöllgen, Gregor, «Ulrich v. Hassell 1881-1944. Ein Konservativer in der
Opposition», München 1990
- Schramm, Wilhelm von, «Der 20. Juli in Paris», Bad Wörishofen 1953
- Schulze, Hagen, «Weimar. Deutschland 1917-1933», Berlin 1982
- Schwerin, Detlef Graf von, «Dann sind's die besten Köpfe, die man henkt.
Die junge Generation im deutschen Widerstand», München 1991
- Seabury, Paul, «Die Wilhelmstrasse. Die Geschichte der deutschen Diplomatie
1930-1945», Frankfurt a. M. 1956

- Shirer, William L., «Aufstieg und Fall des Dritten Reiches», Köln / Berlin 1961
- Speidel, Hans, «Invasion 1944», Stuttgart 1949
- Steinert, Marlis G., «Hitlers Krieg und die Deutschen. Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg», Düsseldorf/ Wien 1970
- Stern, Fritz, «Der Traum vom Frieden und die Versuchung der Macht. Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert», Berlin 1988
- Streit, Christian, «Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945», Stuttgart 1978
- Thun-Hohenstein, Romedio Galeazzo Graf von, «Der Verschwörer. General Oster und die Militäropposition», Berlin 1982
- Wagner, Walter, «Der Volksgerichtshof im nationalsozialistischen Staat», in: «Die Justiz und der Nationalsozialismus», Veröffentlichungen des Instituts für Zeitgeschichte, Bd. 3, Stuttgart 1974
- Weisenborn, Günther, «Der lautlose Aufstand. Bericht über die Widerstandsbewegung des deutschen Volkes 1933-1945», Hamburg 1953
- Wilmot, Chester, «Der Kampf um Europa», Frankfurt a. M. 1954
- Zeller, Eberhard, «Geist der Freiheit. Der zwanzigste Juli», München 1963
- Zimmermann, Erich / Jacobsen, Hans-Adolf (Hrsg.), «20. Juli 1944», Sondernummer «Das Parlament», 3. Aufl., Bonn 1960

Beiträge in Zeitschriften, Sammelbänden und Zeitungen

- Ben-Israel, Hevda, «Im Widerstreit der Ziele : Die britische Reaktion auf den deutschen Widerstand», in: Schmäddecke, Jürgen / Steinbach, Peter (Hrsg.), «Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler», München/Zürich 1986, S. 732 ff. (zit. als «Schmäddecke / Steinbach»)
- Boberach, Heinz, «Chancen eines Umsturzes im Spiegel der Berichte des Sicherheitsdienstes», in: Schmäddecke/Steinbach, S. 813 ff.
- Borejsza, Jerzy W., «Der 25. Juli 1943 in Italien und der 20. Juli 1944 in Deutschland. Zur Technik des Staatsstreiches im totalitären System», in: Schmäddecke / Steinbach, S. 1071 ff.
- Eschenburg, Theodor, «Zur Ermordung des Generals Schleicher», in: VJHfZ, 1953/1
- Frank, Walter, «Zur Geschichte des Nationalsozialismus», in: «Wille und Macht», 1934/17
- Graml, Hermann, «Die aussenpolitischen Vorstellungen des deutschen Widerstands», in: Schmitthenner, Walter / Buchheim, Hans, «Der deutsche Widerstand gegen Hitler», Köln / Berlin 1966, S. 15 ff.
- ders., «Die deutsche Militäropposition vom Sommer 1940 bis zum Frühjahr 1943», in: «Vollmacht des Gewissens», hrsg. von Europäische Publikation e.V., Bd. II, Berlin/Frankfurt a. M. 1960
- Hoffmann, Peter, «Motive», in: Schmäddecke/Steinbach, S. 1089 ff.
- Jacobsen, Hans-Adolf, «Kommissarbefehl und Massenexekutionen sowjetischer Kriegsgefangener», in: Buchheim, Hans / Broszat, Martin / Jacobsen, Hans-Adolf

- / Krausnick, Helmut, «Anatomie des SS-Staates», Bd. 2, Olten / Freiburg 1960, S. 163 ff.
- Kettenacker, Lothar, «Der nationalkonservative Widerstand aus angelsächsischer Sicht», in: Schmäddecke / Steinbach, S. 712 ff.
- Krausnick, Helmut, «Stationen des nationalsozialistischen Herrschaftssystems», in: Freudenfeld, Burghard (Hrsg.), «Stationen der deutschen Geschichte 1919-1943», Stuttgart 1962, S. 135 f.
- ders., «Vorgeschichte und Beginn des militärischen Widerstandes gegen Hitler», in: «Vollmacht des Gewissens», hrsg. von Europäische Publikation e.V., Bd. 1, Berlin/Frankfurt a.M. 1960, S. 177ff (zit. als «Vorgeschichte»)
- Krüger-Charlé, Michael, «Carl Goerdelers Versuche der Durchsetzung einer alternativen Politik 1933 bis 1937», in: Schmäddecke / Steinbach, S. 383 ff
- Meissner, Lothar, «Handstreich im Pustertal. Ein Zeitdokument», in: «Hannoversche Allgemeine Zeitung» vom 5.6.1964, S. 12 f.
- Messerschmidt, Manfred, «Militärische Motive zur Durchführung des Umsturzes», in: Schmäddecke/Steinbach, S. 1021 ff
- Mommsen, Hans, «Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstands», in: Schmitthenner, Walter / Buchheim, Hans, «Der deutsche Widerstand gegen Hitler», Köln / Berlin 1966, S. 73 ff.
- ders., «Der Widerstand gegen Hitler und die deutsche Gesellschaft», in: Schmäddecke / Steinbach, S. 3 ff.
- Müller, Klaus-Jügen, «Deutsche Militär-Elite in der Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges», in: Broszat, Martin/ Schwabe, Klaus (Hrsg.), «Die deutschen Eliten und der Weg in den Zweiten Weltkrieg», München 1989, S. 226 ff.
- Reynolds, Nicholas, «Der Fritsch-Brief vom 11. Dezember 1938», in: VJHfZ 1980, S. 358 ff
- Romoser, George K., «The Politics of Uncertainty: The German Resistance Movement», in: «Social Research», 1965/31
- Roon, Ger van, «Widerstand und Krieg», in: Schmäddecke / Steinbach, S. 50 ff.
- Schlie, Ulrich, «Das Ausland und die deutsche Opposition gegen Hitler. Widerstandsforschung und politische Gegenwart seit 1945», in: «Militärgeschichtliche Mitteilungen», 52/1 (1993)
- Sendtner, Kurt, «Die deutsche Militäropposition im ersten Kriegsjahr», in: «Vollmacht des Gewissens», hrsg. von Europäische Publikation e. V., Bd. 1, Berlin/Frankfurt a. M. 1960, S. 385 ff.
- Stehkämper, H., «Protest, Opposition und Widerstand im Umkreis der (untergegangenen) Zentrumspartei – ein Überblick, Teil 2», in: Schmäddecke/Steinbach
- Uhlig, Heinrich, «Der verbrecherische Befehl», in: «Vollmacht des Gewissens», hrsg. von Europäische Publikation e.V., Bd.2, Berlin/Frankfurt a. M. 1960, S. 287 ff.
- Vagts, Alfred, «Unconditional surrender – vor und nach 1943», in: VJHfZ, 1959/3, S. 280 ff.
- Vogelsang, Thilo, «Neue Dokumente zur Geschichte der Reichswehr 1930-1933», in: VJHfZ, 1954/2

Personenregister

- Abetz, Otto 286
Adam, Arthur 264
Adam, Wilhelm 72, 91f., 106
Alvensleben, Wichard von 306
Arendt, Hannah 151
Arntz, Hellmuth 294
Astor, David 83,158
Attolico, Bernardo 137
Bargatzky, Walter 340
Bartram, Heinz-Ludwig 269,275
Beck, Ludwig 10,59, 62f., 65, 68, 71-74, 78, 86-90, 93, 95,108, 110f, 125, 128ff, 132f., 138f., 147, 152, 158, 163, 166f., 169,172,175,184,188, 190f., 193f., 200f., 206f., 216, 218, 228, 230, 234, 243ff, 248, 253, 257, 266, 269ff, 274f., 279f., 292, 295, 310, 346, 374, 379, 383, 386f, 390, 392, 394, 396, 399
Bell, George Kennedy Allen 211, 338, 381
Berger, Heinrich 271
Bernardis, Robert 281,300
Bernstorff, Albrecht von 320
Bertram, Adolf 37
Bismarck, Gottfried von 269
Bismarck, Otto von 39,328f.
Blaskowitz, Johannes 120,122, 379
Blomberg, Werner von 32, 44f., 49, 51, 55-60, 62f, 66, 220, 310, 334, 372, 374, 379f., 389
Blum, Léon 306
Blumenberg, Werner 373
Blumentritt, Günther 283, 285ff, 380
Bock, Fedor von 107,120,125,132, 177-180,183,185,186,191,193, 337, 380
Böhm-Tettelbach, Hans 78, 82
Boeselager, Georg von 178, 195, 318
Boeselager, Philipp von 178
Boineburg, Hans von 283, 285f., 318
Bonhoeffer, Dietrich 125, 150, 207, 211f., 216, 312, 377, 380, 382
Bonhoeffer, Emmi 346
Bonhoeffer, Karl 93, 380
Bonhoeffer, Klaus 320, 346
Bonin, Bogislav von 306
Bormann, Martin 51, 119, 264, 313
Bosch, Robert 385
Bose, Herbert von 54
Brandt, Heinz 196f., 261,271
Brauchitsch, Walther von 66ff, 73f., 86f., 90, 94, 98ff, 107,112,117-121, 123ff, 127-130,133,135,137f., 174f., 177,179f., 185, 211, 310, 374, 376, 379, 381
Braun, Otto 18
Bredow, Ferdinand von 54,333, 392
Bredow, Hannah von 255
Breitenbuch, Eberhard von 178, 228, 230, 318, 377
Breitscheid, Rudolf 30
Brockdorff-Ahlefeldt, Walter Graf von 92f., 96,100
Brücklmeier, Eduard 72
Brüning, Heinrich 28f., 53, 71
Bruns, Walter 270
Buhle, Walther 258f, 261
Burckhardt, Carl Jakob 79,210
Burgdorf, Wilhelm 298,313f.
Busch, Ernst 86,230
Bussche-Streithorst, Axel Frhr. von dem 227f., 243, 377, 381

Canaris, Wilhelm 10, 72, 91, 93, 111f., 114f., 117f., 122, 124f., 127, 130f., 146, 169-172, 206f, 215ff, 231, 288, 295, 310, 312, 347, 373, 377, 381f., 384
 Chamberlain, Neville 78-82, 84, 95-98,100
 Churchill, Winston 78,100,145,188, 212f., 228, 321, 376f.
 Craig, Gordon 342
 Curtis, Lionel 163,339
 Dalton, Hugh 83
 Delbrück, Justus 125,320,346
 Delp, Alfred 160f., 314f., 337
 Diels, Rudolf 21,301
 Dönitz, Karl 107,198,314, 380
 Dohnanyi, Christine von 207,217
 Dohnanyi, Hans von 72, 93f, 125, 141, 206f, 216, 310, 312, 377, 382
 Drexel, Joseph 373
 Dulles, Allen W. 168, 318,385
 Ebert, Friedrich 334
 Eden, Anthony 211,338
 Eichmann, Adolf 160
 Einsiedel, Horst von 158f., 318
 Eisenhower, Dwight D. 245
 Elsas, Fritz 143
 Elser, Georg 375
 Engel, Gerhard 323
 Etzdorf, Hasso von 127
 Eucken, Walter 150
 Fahrner, Rudolf 248
 Falkenhausen, Alexander Frhr. von 185, 305f., 323, 331, 382
 Fellgiebel, Erich 130, 247, 250, 252, 257ff., 261ff, 265f., 274, 288, 294, 298, 302f, 383
 Finckh, Eberhard 282,285, 314
 Fliessbach, Herbert 276
 Forster, Albert 119
 François-Poncet, André 61
 Frank, Hans 119,122,147
 Freisler, Roland 201,287,294,298, 300-303, 308, 315-318, 328, 340, 343, 376, 383, 388, 401
 Freyend, Ernst John von 258-261
 Friedrich Wilhelm III. 147
 Frick, Wilhelm 47
 Fritsch, Werner Frhr. von 56f., 62f, 65f, 68-72, 74, 89, 106, 117, 216, 220, 310, 333, 337, 374, 381, 383
 Fritzsche, Hans 267,343
 Fromm, Friedrich 224,241,250,252, 265-269, 273-277, 279f, 282, 318, 379, 383, 394
 Funk, Walter 66
 Gablentz, Otto Heinrich von der 318
 Galen, Clemens August Graf von 38
 Gehre, Ludwig 194,246, 312
 George, Stefan 219,244, 398
 Gersdorff, Rudolph-Christoph Frhr. von 60,116,178f., 183,194, 198f, 202ff, 228, 293, 318, 323, 335, 377, 384
 Gerstenmaier, Eugen 146,160,163, 167, 212, 274, 277, 281, 314f, 318, 328, 331, 384
 Geyer, Hermann 106
 Gisevius, Hans Bernd 7, 85f., 89-94, 99f, 103, 108, 110ff, 114f, 128, 131ff, 146, 168, 180, 194, 207, 238, 269, 274, 276, 318, 384
 Glaesemer, Wolfgang 253,276
 Gneisenau, August Graf Neidhardt von 219
 Goebbels, Joseph 20,26, 38, 48, 74, 98, 107,134, 213, 230, 270, 272f., 276, 282, 288, 380
 Goerdeler, Carl Friedrich 10, 40, 71f., 77, 82, 94,101,103,108,111,125, 128ff., 133,143,147-150,152-155, 157f, 160-163,166-169, 191-194, 200, 206, 211, 217f, 221f, 233f., 236, 238, 245f., 248, 254f, 295, 305-310, 315, 320, 323f, 340f, 346, 385, 387, 389f, 392, 394, 396f., 401
 Göring, Hermann 21, 48,51, 63, 66, 125, 134,147,178,198f, 231, 242, 277, 314
 Goethe, Johann Wolfgang von 312
 Goltz, Rüdiger von der 217
 Graml, Hermann 11,167
 Grandi, Dino 13 7f.
 Greiffenberg, Hans von 179
 Gröber, Conrad 38

- Groscurth, Helmuth 86, 98,116,120,
125,127f, 130, 133,135, 137, 201,
385
- Guderian, Heinz 106,145,180,186, 200,
291, 298
- Guttenberg, Karl-Ludwig Freiherr von
und zu 125,320
- Habermann, Max 245,400
- Haeften, Hans-Bernd von 72,158, 228,
243f., 303, 305, 314, 328, 386
- Haeften, Werner von 228,243f., 252,
255, 258f., 261f., 266, 269, 279f.,
305, 335, 378, 386
- Hagen, Albrecht von 226,227, 300
- Halder, Franz 58, 65, 89-95, 98-101,
103f, 108, 110,112, 115,117, 122,124-
130,133,135,137ff., 172,174f., 177,
189, 224, 306, 310f., 326f, 332, 336f.,
374, 376, 386
- Halem, Nikolaus von 103, 231, 245
- Halifax, Lord 79f.
- Hammerstein, Kunrat Frhr. von 305,
318
- Hammerstein, Ludwig Frhr. von 267,
271, 305, 318, 329
- Hammerstein-Equord, Kurt Frhr. von
14, 44, 49, 56, 224, 334, 345, 387,
392
- Hanese, Friedrich-Karl 285 Hansen,
Georg 252f.
- Hardenberg, Carl-Hans Graf von 178f.
- Harnack, Arvid 10,237,375
- Harnack, Fritz 266,276
- Harnack, Mildred 10,237
- Hase, Paul von 255,264,266,270, 272,
276, 300, 303
- Hassell, Ulrich von 7,101,108,114,
135,139,147,150, 152,157,166-169,
184f, 188, 206, 208, 217, 233, 236,
296, 308, 321, 328, 332, 387
- Haubach, Theodor 159f, 164,238, 314,
328
- Hauptmann, Gerhart 160
- Haushofer, Albrecht 320
- Hayessen, Egbert 267,314
- Heckel, Theodor 384
- Heinz, Friedrich Wilhelm 94f, 98,
100,114, 194, 207, 318, 374, 387
- Helldorf, Wolf-Heinrich Graf von 86,
107, 129, 135, 246, 269, 271, 276,
296, 314, 329, 331, 388
- Henderson, Sir Nevile 80,112
- Herber, Franz 276ff.
- Herfurth, Otto 272f, 314
- Herrnstadt, Rudolf 321
- Hess, Rudolf 48,51,119
- Heusinger, Adolf 217,231,241, 260ff.,
336
- Heyde, Bolko von der 276f.
- Heydrich, Reinhard 52, 63, 65,118, 171,
347, 375, 382
- Hilferding, Rudolf 232
- Himmler, Heinrich 48, 52, 63, 65, 69,
74,117,119,122,132,171,175, 178f,
198, 206, 216, 231ff., 242, 246, 250,
252, 263f., 269, 271, 276, 280f., 305,
309, 311, 318f., 334, 347
- Hindenburg, Paul von 13f, 27,31f, 48,
52f., 56, 58f, 78, 345, 372, 380, 384,
392
- Hitler, Adolf passim
- Hitzfeld, Otto 252
- Hoegner, Wilhelm 14,25f.
- Hoepner, Erich 72, 93,186,246,252, 255,
264, 266, 269, 274, 276-280, 300,
398
- Hofacker, Cäsar von 103,248,253, 257,
264, 277, 282f., 285ff., 291, 303,
314, 320, 388, 399
- Hoffmann, Peter 10, 89,257
- Huber, Kurt 201
- Hugenberg, Alfred 31 ff.
- Husen, Paulus van 238
- Jacob, Franz 238f.
- Jäger, Fritz 194, 206, 255, 264, 273,
288, 314
- Jakob II. 78
- Jakob, Friedrich 271,288
- Jaspers, Karl 159
- Jay, John 158
- Jessen, Jens Peter 152,157,162,167, 169,
217, 236, 298, 314, 329, 388
- Jodl, Alfred 106,173f., 230,314
- John, Otto 245
- Jünger, Ernst 287, 320
- Jung, Edgar 52, 54

Kaiser, Hermann 193,201,314
 Kaiser, Jakob 150,157,234,245,318,
 389, 400
 Kállay, Nicholas Graf 306
 Kaltenbrunner, Ernst 231,243,264, 281,
 310f, 347
 Kantorowicz, Ernst 312
 Keitel, Wilhelm 63, 66, 68,106,108,
 118ff., 123,129, 171, 193,198, 206,
 216, 225, 230, 250, 258, 261f, 266,
 268f, 274, 287, 298, 314, 374, 389
 Kennan, George F. 163
 Kesselring, Albert 337
 Kessler, Harry Graf von 14
 Kiep, Otto Carl 72,231,245
 Kiessel, Georg 294
 Klamroth, Bernhard 256
 Klausener, Erich 54
 Klausning, Friedrich Karl 250,267, 269,
 296, 300
 Kleist, Berndt von 178
 Kleist-Schmenzin, Ewald von 78, 82,
 214, 228, 295, 298, 303, 305, 390
 Kleist-Schmenzin, Ewald Heinrich von
 228, 243, 267, 269, 276, 305, 377,
 390
 Kluge, Hans Günther von 65,125, 180,
 186, 191ff., 195f, 198, 200, 202ff,
 218, 228, 248f, 267, 274, 277, 282-
 285, 287, 290-293, 313, 326, 336,
 390
 Knochen, Helmut 282f, 285ff., 391
 Koller 319
 Kordt, Erich 72, 78f, 97, 99f, 127f.,
 130,132,169, 318, 375, 391
 Kordt, Theodor 72, 78f, 210,318,391
 Korff, Martin 272
 Kortzfleisch, Joachim von 271,276
 Krancke, Theodor 285ff.
 Kranzfelder, Alfred 255, 302
 Krausnick, Helmut 11
 Kriebel, Karl 298
 Kube, Wilhelm 183
 Küchler, Georg von 119
 Kuhn, Joachim 226f, 291
 Lahousen, Erwin von 131 f.
 Lampe, Adolf 150, 320
 Leber, Julius 30,36,148,155,160, 168,
 222, 234, 236, 238f, 246, 248, 298,
 314, 329, 337, 341, 377, 391, 395,
 397
 Leeb, Wilhelm Ritter von 119,128,
 132f., 178,186, 336
 Léger, Alexis 77
 Lehndorff, Heinrich Graf von 178f.,
 183, 205, 240, 305
 Lejeune-Jung, Paul 308
 Lemelsen, Joachim 119
 Leonrod, Ludwig von 255
 Lerchenfeld, Anna Freifrau von 305
 Leuschner, Wilhelm 36,128,150, 157,
 234, 238, 245, 298, 308, 337, 344,
 389, 392f., 400
 Liddell Hart, Basil H. 323
 Liedig, Franz Maria 94, 142, 144
 Lindemann, Fritz 274, 314
 Linge, Heinz 262
 Linstow, Hans-Ottfried 285f., 314
 List, Wilhelm 65
 Litt, Theodor 148
 Lloyd of Dolobran, Lord 78
 Lochner, Louis P. 213
 Lütjens, Günther 107
 Lukascsek, Hans 212,319
 Lutze, Viktor 51
 Luxemburg, Rosa 35
 Mackensen, August von 57,392
 Maisel, Ernst 298,313f.
 Manstein, Erich von 56, 87, 89,106,
 172,177, 200-205, 217, 226, 337,
 384, 392
 Mareks, Erich 337
 Meichssner, Joachim 226,257,314
 Mertz von Quirnheim, Albrecht Ritter
 42, 141, 252f., 264, 266, 268, 274,
 276f, 279ff., 329, 378, 393
 Mierendorff, Carlo 25,36,155,159, 164,
 231, 329, 393
 Model, Walter 198,291,337
 Möllendorff, Leonhard von 262
 Molotow, Wjatscheslaw 306
 Moltke, Dorothy Gräfin von 26
 Moltke, Freya Gräfin von 305,315, 318

Moltke, Helmuth James Graf von 10,
 79, 147, 154, 158f., 161-164, 167,
 185, 211, 215, 231, 244, 298, 301,
 305, 314-318, 330, 339f., 377, 393,
 397, 400
 Momm, Harald 270, 318
 Mommsen, Hans 11
 Montgomery, Bernard Law 199
 Müller, Christian 10,263
 Müller, Eugen 179
 Müller, Heinrich 232, 318f.
 Müller, Josef 133, 169, 207, 312, 377,
 381
 Müller, Klaus-Jürgen 11
 Müller, Vincenz 132
 Müller, Wolfgang 290
 Mumm von Schwarzenstein, Herbert
 231,245
 Musil, Robert 39
 Mussolini, Benito 18, 100f, 108,137f,
 173, 217, 258
 Napoleon I. 147,182
 Nebe, Arthur 129, 180, 254, 276, 310,
 318, 329
 Neurath, Konstantin Freiherr von 62, 66
 Niekisch, Ernst 373
 Niemöller, Martin 37, 306, 373
 Nieuwenhuys, Adrien 169
 Norman, Montagu 79
 Oberg, Carl-Albrecht 282f, 285ff, 394
 Oertzen, Hans Ulrich von 296
 Olbricht, Friedrich 103,190f., 194,
 200f., 206f, 217ff., 222-225, 230,
 241, 247, 250, 252, 255, 264-269,
 273-277, 279f, 328, 347, 377f., 393f,
 396
 Oldenburg-Januschau, Elard von 58
 Oppen, Georg von 267
 Oppenheim, Waldemar von 199
 Oster, Hans 8, 58, 65, 70-73, 76, 78,
 85f., 89-95, 97f, 100, 103, 108, 111,
 114, 116,125,127f., 130-133,135,138,
 141-144,168-172,175,180,190f, 193,
 198, 207f, 215f, 228, 232, 295, 298,
 305, 310, 312, 327, 329f., 336, 339,
 374, 377, 381, 394-397
 Oven, Margarete von 224
 Palombini, Kraft Frhr. von 255, 319
 Papen, Franz von 31f, 37, 52ff., 57
 Patton, George S. 291
 Patzig, Conrad 107
 Pechei, Rudolf 323
 Perels, Friedrich Justus 320
 Petzel, Walter 118
 Pfuhlstein, Alexander von 194
 Pifrader, Humbert 271
 Planck, Erwin 217, 389
 Poelchau, Harald 160,298,303, 315
 Popitz, Johannes 150,152,157f, 162,
 169,188, 217, 232f, 236, 295, 305,
 309, 341, 387, 389, 397
 Preysing, Konrad Graf von 38
 Pridun, Karl 276f.
 Probst, Christoph 201
 Raeder, Erich 106f.
 Rattenhuber, Hans 311
 Reichenau, Walter von 44f., 49, 56, 63,
 86, 122,124f, 143, 186, 334, 337,
 395
 Reichwein, Adolf 158,164,238f, 246,
 248, 314, 377, 393, 395
 Remer, Otto Ernst 270,272f., 277, 281
 Reynaud, Paul 171
 Ribbentrop, Joachim von 66, 74,
 112,125,171
 Ritter, Gerhard 150,221,233, 308, 310,
 320
 Roeder, Manfred 206ff., 215
 Röhm, Ernst 47ff., 51-54,57f.
 Röhricht, Edgar 217
 Röhrig, Georg 267
 Römer, Josef «Beppo» 9, 103, 376
 Rösch, Augustin 160, 318
 Rommel, Erwin 58, 182, 248f, 253f,
 282, 287, 292, 313f., 331, 388, 396,
 398
 Roon, Ger van 11, 395
 Roosevelt, Franklin Delano 188, 213f,
 376f.
 Rosenstock-Huessy, Eugen 158
 Rothfels, Hans 7,213,344
 Rundstedt, Gerd von 56,120,124,
 132,173, 177f, 181,186, 201ff., 298,
 336

Ruspoli, Elisabeth Prinzessin 305, 331
 Sack, Karl 312
 Saefkow, Anton 10,238f.
 Salviati, Hans Viktor von 182
 Sander, Ludolf Gerhard 261, 264
 Sas, Gijsbertus Jacobus 141f., 144, 169, 395
 Sauerbruch, Ferdinand 219, 243
 Schacht, Hjalmar 30, 60, 66, 79, 90ff., 100, 107, 112, 129f., 133, 295, 306, 396
 Schady, Werner 280
 Schaub, Julius 262
 Schellenberg, Walter 231f, 274, 281
 Schlabrendorff, Fabian von 7, 79, 178, 184, 191f., 196ff, 207, 218, 231, 296, 298, 317f., 323, 325, 396, 399
 Schlee, Rudolf 276
 Schleicher, Kurt von 30,32,53f., 56f., 333, 392
 Schleicher, Rüdiger 317, 320
 Schmied, Jakob 201f
 Schmundt, Rudolf 123, 177, 198, 226, 231, 241, 271
 Schneppenhorst, Ernst 320
 Schönfeld, Hans 211
 Scholl, Hans 7f, 201
 Scholl, Sophie 7f., 201f.
 Schrader, Werner 228,310
 Schroth, Walther 298
 Schulenburg, Fritz-Dietlof Graf von der 72, 86, 92, 111, 146, 160, 167, 206, 227, 234, 253, 255, 257, 264, 274, 276, 281, 297, 302, 321, 328f, 343, 346, 390, 397
 Schulze-Boysen, Harro 10, 237, 375
 Schulze-Büttger, Georg 178
 Schulze-Gaevernitz, Gero von 168
 Schuschnigg, Kurt von 306
 Schwerin von Schwanefeld, Ulrich Wilhelm Graf 79,147,253,264, 269, 274f, 281, 298, 303, 305, 314, 321, 397
 Schwierz, Helmuth 270
 Seeckt, Hans von 57
 Severing, Karl 18
 Seydlitz, Walther von 377
 Shirer, William 98
 Skorzeny, Otto 281
 Sodenstern, Georg von 110,116,336
 Solf, Hanna 9,231
 Sonderegger, Franz Xaver 206f., 310
 Specht, Karl-Wilhelm 275,298
 Speidel, Hans 250,389
 Staehle, Wilhelm 246,254
 Stalin, Joseph 112,237,334,338, 377
 Stauffenberg, Alexander Graf Schenk von 219,305
 Stauffenberg, Berthold Graf Schenk von 219, 253, 257, 281, 302, 305, 331
 Stauffenberg, Claus Graf Schenk von 8, 10, 42, 107,158,175, 183, 205f, 218f., 221-228, 230, 233f, 238, 240-246, 248, 250, 252-255, 257ff, 261-264, 266, 268, 271, 273ff., 277-280, 282, 285, 295, 301, 305, 307, 316, 331, 335f., 340ff., 377f, 384, 386, 388, 390-393, 397^., 401
 Stauffenberg, Nina Gräfin Schenk von 305
 Stein, Karl Freiherr vom und zum 147
 Steltzer, Theodor 211f, 244,297,320
 Stern, Fritz 23
 Stieff, Hellmuth 42,182f, 196,217, 226f., 231, 243, 246, 250, 252, 255, 257f., 274, 282, 290, 294, 298, 300f., 343, 398f.
 Stiller 306
 Streve, Gustav 262
 Strünck, Theodor 168
 Stülpnagel, Carl-Heinrich von 72, 117,127f, 133,137, 248f, 277, 282-287, 291ff., 314, 383, 388, 391, 399
 Stuermer, Paul Joseph 9
 Thiele, Fritz 263-266,271,274,290, 314
 Thierack, Otto 301, 309
 Thomas. Georg 72,112,133,184f, 193, 217, 310
 Thüngen, Karl von 271,273,290, 314
 Tippelskirch, Kurt von 133

- Toynbee, Arnold J. 84
 Tresckow, Erika von 224, 305
 Tresckow, Gerd von 296, 337
 Tresckow, Henning von 42, 58, 72, 103, 106, 116, 122, 173, 175, 177-180, 184f., 188, 190-198, 200, 202, 205, 217ff., 222ff., 226, 228, 230f., 240, 248, 257, 290, 292, 296, 298, 318, 330, 332, 335f, 339f, 342f, 375, 377, 390, 398f.
 Trotha, Carl Dietrich von 158, 318
 Trott zu Solz, Adam von 72, 79, 82ff., 140, 158, 162, 164, 169, 185, 208, 212, 214f, 236, 238, 253, 296, 305, 314, 340, 400
 Üxküll, Nikolaus von 219
 Uhrig, Robert 376
 Ulex, Wilhelm 65, 106, 119, 121
 Vansittart, Sir Robert 77f., 80, 83, 228
 Vecchi, Cesare de 138
 Visser't Hooft, Willem Adolf 211, 381
 Vogel, Werner 258f.
 Voss, Hans-Alexander von 147, 178, 202
 Waetjen, Eduard 168
 Wagner, Eduard 90, 114, 127, 250, 255ff., 265, 267, 275, 296, 337
 Wallenberg, Jakob 218
 Weber, Alfred 159
 Wehner, Bernd 264
 Weichs, Maximilian Freiherr von 180, 195
 Weissmann 301
 Weizsäcker, Ernst von 10, 79, 91, 97, 127, 133, 329, 331
 Wels, Otto 39
 Weygand, Maxime 171
 Wilhelm II 39
 Wilson, Horace 97
 Wilson, Woodrow 213
 Winkelmann, Hendrik G. 144
 Wirmer, Josef 248, 295, 302, 308, 389, 400
 Wirth, Josef 211
 Witzleben, Erwin von 56, 72, 86, 90-95, 98ff., 103, 110f, 115f, 132, 137f, 147, 184f, 194, 226, 246, 252, 255, 266, 274f., 294, 300f, 303, 308, 327, 374, 397, 400
 Wyschinskij, Andreij 294, 300, 383
 Yorck von Wartenburg, Ludwig Graf 219
 Yorck von Wartenburg, Paul Graf 228
 Yorck von Wartenburg, Peter Graf 86, 158, 167, 169, 183, 185, 236, 238, 243f., 246, 253, 264, 274, 277, 281, 298, 300, 303, 316, 340, 397, 401
 Zeitler, Kurt 234, 376

BILDVERZEICHNIS

- Archiv der Sozialen Demokratie, Bonn: 156
 Archiv für Kunst und Geschichte: 31, 37, 43, 64, 67, 81, 88, 121, 204, 284
 Bayerische Staatsbibliothek, München: 69, 73, 99, 161, 302
 Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 50, 55, 92, 109, 113, 126, 149, 153, 159, 165, 191, 200, 209, 214, 239, 242, 249, 260, 281, 289, 295, 313, 317, 319
 Bilderdienst Süddeutscher Verlag: 27, 29, 77(1), 131, 134, 136, 170, 181, 187, 225, 247, 254, 309
 Privatbesitz: 102, 176, 196, 229, 235
 Ullstein Bilderdienst: 17, 46, 77 (r), 85, 96, 220, 251, 256, 265, 278, 292, 299, 304, 322
 aus: «20. Juli 1944», hrsg. von der Bundeszentrale für Heimatdienst, 3. Aufl., Bonn 1960: 272(l), 272(r), 273

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek
Fest, Joachim:
Staatsstreich: Der lange Weg zum 20. Juli/
Joachim Fest – Berlin: Siedler
ISBN 3-88680-539-5

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Der Siedler Verlag ist ein
Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

© 1994 by Wolf Jobst Siedler Verlag GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten,
auch das der fotomechanischen Wiedergabe.

Die Kurzbiographien stammen von Klaus Kochmann.

Das Register wurde von Andrea Böltken erstellt.

Für die Erlaubnis zur Wiedergabe des Zitats aus
Rudolph-Christoph von Gersdorff, «Soldat im Untergang»,
S. 203 ff., dankt der Verlag dem Haus Ullstein/Propyläen.

Umschlag: Brigitte und Hans Peter Willberg, Eppstein

Satz: Bongé + Partner, Berlin

Reproduktion: Com-Litho, Berlin

Druck und Buchbinder: Mohndruck, Gütersloh

Printed in Germany 1994

ISBN 3-88680-539-5

Zweite Auflage